Deutsche
National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

64. Band

Lessings Werke VII

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Lessings Werke

Siebenter Teil

Recensionen. Vorreden.
Wörterbuch zu Logau. Litteraturbriefe

Herausgegeben

von

Dr. R. Boxberger

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

[1888]

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Auch dieser Band zeigt uns Lessing wesentlich in seiner kritischen Thätigkeit, zunächst als Recensenten in Nicolais „Bibliothek", dann als Vorredner fremder Schriften, sowie als kritischen Freund oder gefürchteten Richter seiner litterarischen Zeitgenossen in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend", die noch jetzt ihr Ansehen behaupten und gewöhnlich unter der Benennung „Litteraturbriefe" angeführt werden.

Freilich ist es schwer einen gemeinsamen Gesichtspunkt aufzufinden, von dem aus die verschiedenen Vorreden zu fremden Schriften zu beurteilen sind, mit denen wir den vorliegenden Band eröffnen. Lessing hatte nun einmal den Schriftstellerberuf erwählt; er war durch seinen Freund Mylius in Verbindung mit einem bedeutenden Berliner Buchhändler und Zeitungsverleger, Rüdiger, gekommen, dessen Geschäft gerade damals an seinen Schwiegersohn Christian Voß überging; bei seinem zweiten Berliner Aufenthalte befreundete er sich mit dem einsichtsvollen und unternehmenden jungen Buchhändler Nicolai: es war also begreiflich, daß er sich in deren Unternehmungen hereinziehen ließ, oder auch selbst die Idee zu dergleichen Verlagsunternehmungen hergab. Besonders blühte im vorigen Jahrhundert das Übersetzen, denn wenn auch schon gegen den Nachdruck sich

einzelne Stimmen damals erhoben, so war doch erst der neuesten Zeit der Versuch vorbehalten das Eigentumsrecht des Verfassers auch an Übersetzungen in fremde Sprachen zu sichern. Davon war im vorigen Jahrhundert noch keine Rede: in einer fremden Sprache war jeder Schriftsteller selbstverständlich vogelfrei. Es fanden sich Litteraten genug, die für ein Billiges die Fronarbeit des Übersetzens übernahmen, und wenn wir auch einen Lessing unter diesen finden, so müssen wir den Umständen billig Rechnung tragen. Für ihn war die Übersetzerthätigkeit eine Periode geistigen Ausruhens. Später, seit der Bekanntschaft mit Nicolai, hat er sich übrigens von derselben abgewandt, und es ist wohl nur seinem eigenen, aus seiner Teilnahme für Diderot hervorgegangenen Triebe zuzuschreiben, daß er noch 1760 gleich nach den „Litteraturbriefen", in welchen er mit seinen übersetzenden Zunftgenossen streng ins Gericht ging, das „Theater des Herrn Diderot" übersetzte und in 2 Bänden bei Voß herausgab.

Man wird sich aus Lessings Leben erinnern, wie ängstlich besorgt Voltaire war, daß Lessing sein (Voltaires) neuestes Werk, das „Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten" voreilig übersetzen möchte. Daß diese Furcht nicht ganz ungegründet war, ist neuerdings durch eine schöne Entdeckung B. A. Wagners erwiesen worden, der wir es verdanken, daß wir auch diesen Band mit einer in den bisherigen Lessing-Ausgaben noch nicht enthaltenen Lessingschen Arbeit bereichern können. B. A. Wagner sagt darüber in seinen „Lessing-Forschungen" S. 5 f.: „Wenige Wochen vor diesem Briefwechsel (Lessings mit Voltaire) war in Rostock ein Oktavband von 366 Seiten erschienen, der 15 historische Aufsätze Voltaires in deutscher Übersetzung enthält. Der Titel lautet: 'Des Herrn von Voltaire Kleinere Historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, Rostock, verlegts Johann Christian Koppe. 1752.' Das Werk trägt zwar auf dem Titel die Jahreszahl 1752, ist aber, wie aus einer später zu erwähnenden Recension erhellt, schon vor dem 28. Oktober 1751 ausgegeben worden. Auch die Vorrede ist von 1751 datiert; sie ist von Berlin aus geschrieben und mit L. unterzeichnet. Dieser L. ist, wie ich glaube nachweisen zu können, niemand anders als Gotthold Ephraim Lessing." Er teilt dann die auch von uns nachstehend wiedergegebene Vorrede mit, welche, wie er mit Recht sagt, „durchaus die damalige schriftstellerische Eigentümlichkeit Lessings an sich trägt". Wagners durchaus treffende Beweisführung können wir hier nicht wiedergeben; wir verweisen nur noch auf Lessings Anzeige dieser seiner eigenen Übersetzung in der Vossischen Zeitung vom 28. Oktober 1751 (Bd. VI unserer Ausgabe), in welcher er seine eigene Vorrede im Auszuge wiedergiebt.

Ebenso machte er es in der Anzeige seiner Übersetzung von Marignys „Geschichte der Araber", vom 15. Februar 1753 (Bd. VI). Auch diese Vorrede findet man in dem vorliegenden Bande. Sie bestätigt Wagners Behauptung, Lessing habe nicht gleichgültig, nur um des lieben Brotes willen, alles, was ihm angeboten wurde, übersetzt, sondern nur das,

was der Richtung seiner Studien zusagte. Das war nun freilich bei einem so universalen, nach Wissen hungrigen Geiste wie Lessing gar mancherlei. Denn wenn die erwähnte Vorrede zu Marigny, aus welchem er auch in seiner „Rettung des Cardanus" eine Stelle anführt, uns an sein Interesse für die Religion Muhammeds und damit an das Meisterwerk seines Lebens, den „Nathan" erinnert, so deutet die Vorrede zu Laws „Ernsthafter Ermunterung an alle Christen" einerseits rückwärts auf die im Vaterhause erhaltenen religiösen Eindrücke, andererseits vorwärts auf die theologischen Streitigkeiten und damit gleichfalls auf den „Nathan", die Vorrede zu Richardsons „Sittenlehre für die Jugend" (in Fabeln) auf seine Beschäftigung mit den Fabeln; die Vorrede zu Hogarths „Zergliederung der Schönheit" ist ein Liebesdienst für seinen Freund und Verleger Voß ebenso wie für seinen Freund Mylius, den Übersetzer Hogarths, ist aber auch zugleich eine Vorstudie für den „Laokoon". Einen noch würdigeren Freundschaftsdienst erwies er aber dem bald nach seiner Übersetzung des Hogarth „allzufrüh und fern der Heimat" in London dahingeschiedenen Freunde mit der Herausgabe einer Auswahl seiner Schriften, wozu man die herrliche Vorrede nicht ohne Rührung lesen wird. Aber wir müssen noch einmal auf Marigny zurückkommen, um eine Nachricht aus einem Briefe Lessings mitzuteilen, die uns über sein Studium der Ausbreitung des Islam Aufschluß giebt. Er schreibt an seinen Vater den 29. Mai 1753: „Die Historie der Araber habe ich übersetzt. Es werden drei Teile, und den vierten werde ich selbst dazu machen, welcher von der Geschichte der Morawiden in Spanien handeln soll. Ich würde mich auf dem Titel genennet haben, wenn ich nicht wegen der Vorrede einiges Bedenken getragen hätte" (wegen seines Angriffes auf den Professor Baumgarten in Halle). Dies führt uns zugleich auf Lessings spanische Studien, über die wir gleichfalls neuerdings B. A. Wagner neue Aufschlüsse verdanken. (siehe Bd. V S. 1—5). Karl Lessing teilt uns mit, sein Bruder habe auch des Albretes „Verschiedene Altertümer Spaniens, Afrikas und anderer Provinzen" übersetzen wollen, aber es habe sich kein Verleger dazu gefunden. „Selbst Baumgarten in Halle glaubte, dies Werk sei zu gelehrt geschrieben, als daß es Leser in Deutschland finden würde." Daß er schon bei seinem ersten Berliner Aufenthalt mit Mylius spanisch trieb, hat uns derselbe Bruder mitgeteilt. Über die Übersetzung von des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" sagt sein Bruder (Lessings Leben I S. 146), gerade die teilweise verschrobenen und schon zu Lessings Zeit veralteten Ansichten Huartes hätten Lessing interessiert, weil sie zugleich so viel Stoff zum Nachdenken und zum Lachen gaben, „und er glaubte, es würde auch einen und den andern interessieren, der eben darum nicht erst spanisch lernen wollte. Einem solchen Buche waren nicht viele Leser zu versprechen; und doch ist die Lessingsche Übersetzung in einer neuen Ausgabe, und zwar mit des Herrn Professor Eberts Anmerkungen erschienen." Daß es Lessing mit dieser

Arbeit recht gründlich nahm, beweisen die lateinischen Materialien aus seinem Nachlaß, die wir der Vorrede angehängt haben, und die darauf hindeuten, daß Lessing sich mit einem lateinischen Aufsatz über Huartes Werk die Wittenberger Magisterwürde erwarb. Man vergleiche zu diesen spanischen Studien seine dramatischen Fragmente XX, XXIX und XXX in Bd. III, 2 und das 59.—69. Stück der „Hamburger Dramaturgie". Zu jenen dramatischen Fragmenten gehören auch die Bruchstücke von Übersetzungen von „Tancred und Sigismunda" (Nr. XIII) und „Agamemnon" (XIV), beides Stücke von Thomson; hier findet man die Vorrede zu einer andern Übersetzung sämtlicher Thomsonschen Trauerspiele. Aber nicht minder wie „fern im Süd das schöne Spanien" Lessings Wißbegierde reizte, zog ihn auch das Große, was sich im Vaterlande damals begab, gewaltig an, wovon seine Vorrede zu Gleims „Preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" Zeugnis giebt. Sie leitet uns auch am besten hinüber zu den wenigen Recensionen, die er während seines zweiten Leipziger Aufenthaltes in Nicolais daselbst erscheinende „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" lieferte. Denn auch hier zeigte er eines jener Kriegslieder an, ferner eine neue Sammlung Gleimscher Gedichte, endlich beseitigte er einen Nebenbuhler Gleims, Namens Lieberkühn, der eine sehr mittelmäßige Übersetzung von Theokrits Idyllen herausgegeben hatte. Lessing schreibt über ihn an Gleim, den 2. (20?) Oktober 1767: „Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgesänge unsers Grenadiers ist kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. — — Die komponierten Schlachtgesänge des Offiziers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das ist Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorsorge unsers lieben Herrn von Kleist, der gütig genug glaubt, daß auch sogar die schlechten Poeten noch zu etwas nütze sind), diese elenden Schlachtgesänge sage ich, sind hier nicht zu haben."

Durch Gleims Kriegslieder aus dem siebenjährigen Kriege war Lessing auf die altdeutschen Heldenlieder aufmerksam geworden, die er fortan nicht mehr aus den Augen verlor. Zunächst jedoch führte ihn eine gemeinsame Arbeit mit Ramler auf einen Dichter des dreißigjährigen Krieges, auf den Epigrammatiker Friedrich von Logau. Wir kennen Lessings Vorliebe für die epigrammatische Dichtung schon von Wittenberg her (I S. XI). Jetzt verbanden sich die beiden Freunde zur Herausgabe eines äußerst fruchtbaren Verfassers solcher Dichtungen, und das durch sie geweckte Interesse für denselben dauert noch in der Gegenwart fort, ja es ist Ursache, daß wir in unserer Ausgabe darauf verzichtet haben, die, nicht einmal von Lessing selbst, sondern von Ramler gemachte Auswahl wieder abzudrucken. Wir geben nur die, im wesentlichen von Lessing herrührende Vorrede, sowie das, gleichfalls Lessingsche Wörterbuch zu Logau. Wer den Dichter selbst kennen lernen will, hat dazu jetzt Gelegenheit in dem von Österley herausgegebenen Band der Nat.-Litt.: „Flemming, Logau und Olearius", sowie in der Simrockschen Auswahl: „L.'s Sinngedichte

ausgewählt und erneut", Stuttgart 1874, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 706, Eitners Ausgabe in Band 3 von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts. Wer ihn studieren will, muß sich an die Ausgabe in den Publikationen des Stuttgarter Vereins, Bd. 113 (1873) halten. Nach Lessings Tod gab Ramler den Logau noch einmal, wieder nach seiner Weise, mit Ramlerschen Verbesserungen heraus (1791). Er sagt darin, Bd. I S. IX f. der Vorrede: „Wir teilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise. Er überließ mir ganz allein die Wahl und die Ausfeilung der Stücke; er selbst setzte das eben angeführte Leben des Dichters auf und fügte ein Wörterbuch über diesen alten schlesischen Dichter hinzu, welches unter seinen eigenen Schriften einen Platz verdient, welches ich aber hier ausgelassen. — — Weil wir damals eilten diesen alten Dichter bekannt zu machen, so hatte ich nicht Zeit mehr Stücke auszusuchen als in den zwölf Büchern der vorigen Ausgabe enthalten sind, konnte sie auch so stark nicht ausfeilen, als in der gegenwärtigen Ausgabe geschehen ist. Eine solche Ausfeilung war aber unserm Logau sehr nötig." Nur ist uns heutzutage nicht mehr mit einer solchen gedient. Logau war übrigens nicht der einzige Dichter der ersten schlesischen Schule, dem die in das Feuer der Arbeit geratenen Freunde ihre Sorgfalt angedeihen lassen wollten. Auch Tscherning (Andreas Tscherning, 1611—59, geb. zu Breslau, Professor zu Rostock) „Deutscher Gedichte Frühling" (Breslau 1642) sollte an die Reihe kommen. „Sie haben es erraten," schreibt Lessing an Gleim den 8. Juli 1758, „Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles geschrieben haben. — — Mit unserer Sammlung auserlesener Epigrammen werden wir nun bald hervorrücken. Wenn es sich unterdessen noch etwas verziehen möchte, so hat niemand daran schuld als ein sichrer (d. h. gewisser) Freund in Halberstadt (Gleim selbst), der uns seine Epigrammen verändert einzuschicken versprochen hat. Er hat auch versprochen seine alten deutschen Dichter nachzusehen, und was uns nützlich sein könnte, daraus mitzuteilen." Aus dieser ursprünglich beabsichtigten Anthologie von Epigrammen mag dann schließlich die Ausgabe des Logau geworden sein. Aber den 31. März 1759 heißt es dann: „Sobald wir mit unserm Logau fertig sind, soll es mit vereinten Kräften über den Tscherning hergehen. Und Sie werden es sich schwerlich träumen lassen, was wir auch sonst noch für ein großes Projekt haben. Wir werden Sie auch mit anspannen." Danzel denkt dabei an ein deutsches Wörterbuch oder an eine Blumenlese im Ramlerschen Sinn. Zu der ersteren Vermutung würde passen, daß Lessingen der Gedanke an ein deutsches Wörterbuch schon 1751 in Wittenberg nahe gelegt worden war, als er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften zu Halle aufgenommen wurde, die damals ein deutsches Lexikon herausgaben und ihn zum Mitarbeiter haben wollten. (K. Lessing, L.'s Leben I S. 153.) Jedenfalls datiert von seiner

Beschäftigung mit Logau sein Interesse für den Wortschatz der deutschen Sprache, welches er bis zum Tode bewahrt hat, obgleich daraus kein abgerundetes Werk mehr hervorging. Nur Beiträge zu einem solchen sowie zu einem Luther-Lexikon fanden sich in seinem Nachlaß und erhalten ihre Stelle im letzten Band unserer Ausgabe.

Lessings Anteil an den Litteraturbriefen.

Was die Entstehung der Litteraturbriefe betrifft, so müssen wir auf die Biographie verweisen. Auch der Inhalt dieser reifsten aller bisherigen kritischen Schriften Lessings ist, wie es die Form der Veröffentlichung bedingt, ein sehr mannigfaltiger: es soll Gericht gehalten werden über die Erscheinungen des Tages. Und diese waren, trotz der bewegten Zeit des siebenjährigen Krieges, der die Gemüter in Spannung erhielt, und trotz des Umschwungs, der durch ihn in die edleren Erzeugnisse der Litteratur kam, bunt und mannigfaltig genug. Galt es doch, in dieser kritischen Zeitschrift gerade dem Handwerksmäßigen in der Schriftstellerei, der Übersetzungsfabrik, den schalen Übertragungen edler Dichtungen des Auslands, mit ungenügenden dichterischen und selbst sprachlichen Mitteln, der moralischen Salbaderei eines Dusch und Cramer, und einer ganzen Reihe anderer Auswüchse an dem Baume unserer Litteratur, die der siebenjährige Krieg nicht hatte beseitigen können, entgegen zu treten. Aber der Geist, aus dem sie geschrieben wurden, auch die von Mendelssohn und Nicolai, war ein einheitlicher. Die drei Freunde hatten sich lang genug in einander im mündlichen und brieflichen Verkehr eingelebt, um einer von des anderen Ansicht sicher zu sein. Der frische, muntere, so von aller kritischen Pedanterei, die nach der Schablone richtet, freie Ton, der sie noch jetzt, obgleich die besprochenen Werke längst vom Büchermarkt verschwunden sind, zu einer ebenso anziehenden als lehrreichen Lektüre macht, war allerdings besonders Lessings Verdienst, dem die andern nachzueifern sich bemühten. Ermöglicht wurde dieser aber erst durch die Art, auf welche die Litteraturbriefe erschienen, und diese ist, wenn Nicolais Gedächtnis ihn nicht getäuscht hat, Nicolais Verdienst. Er schlug vor: „Wir haben so oft gesagt, man solle schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt, — gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.“ Hier zeigte sich gleich der Vorteil, daß der eine der drei Freunde, die anfangs das kritische Tribunal bildeten, Buchhändler war; ein fremder Verleger würde gewiß Schwierigkeiten erhoben haben gegen eine solche Zwanglosigkeit. Aber um so rascher und freudiger gingen nun die drei Freunde an das Werk. Der Gedanke, die Briefe an einen im Felde verwundeten Offizier zu schreiben, wobei sie sich den edlen E. v. Kleist vorstellten, gab den Briefen ihre äußere Einheit;

er rührte von Lessing her, der auch die kurze Einleitung und die ersten Briefe allein lieferte. Er räumte zunächst mit schlechten Übersetzungen auf. Freilich müssen wir zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß er hier ähnlich wie später Schiller in seiner Recension von Bürgers Gedichten verfuhr: er verurteilte stillschweigend sich selbst gegenüber den Forderungen, die er an handwerksmäßige Übersetzer stellte, wie Schiller seine eigenen früheren Produkte richtete, als ihm in Bürgers Gedichten sein eigener früherer ungeläuterter Geschmack mißfiel. Es würde nicht schwer fallen in Lessings eigenen früheren, mehr oder minder handwerksmäßigen Übersetzungen noch mehr Fehler nachzuweisen wie: ein nagender (statt: ein räudiger) Hund (chien rogneux) in der von B. A. Wagner als ein Werk Lessings erkannten Übersetzung von kleinen historischen Schriften Voltaires (Lessing-Forschungen, S. 51). Aber diese Zeit war jetzt für Lessing vorbei: er rüstete sich schon zu den Meisterwerken seines kritischen und dichterischen Genies.

Dann kamen die Verfasser salbadernder Sammelsuriums an die Reihe: so der schon als unfähiger Übersetzer des Gay gebrandmarkte Herr von Palthen mit seinem „Versuch zu vergnügen" (5. Brief), besonders aber Dusch sowohl als Übersetzer (des Virgil, 77. Brief) wie als moralischer Salbader in seinen „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten" (41. Brief). Die wuchtigsten Streiche aber führte er gegen die einreißenden moralischen Wochenschriften, schlechte, weil pedantische, Nachahmungen englischer Muster. Hier muß ihm die durch das Ansehen des Herausgebers und mehrerer seiner Mitarbeiter (Herausgeber war der berühmte Kanzelredner J. A. Cramer, Mitarbeiter unter andern Klopstock) dem Publikum imponierende Wochenschrift „Der nordische Aufseher" für die andern herhalten. So langweilig und nichtssagend uns diese Zeitschrift jetzt erscheint, so kurzweilig und bedeutungsvoll ist Lessings sich durch mehrere Briefe (48.—51.) hinziehende Kritik. Ja sie ist wichtig auch für Lessings Ansicht von der christlichen Religion. Cramer hatte verlangt, man solle die Kinder den Erlöser zunächst nur als einen zwar außerordentlich begnadigten, aber doch nur als einen Menschen auffassen lehren und sie später von Stufe zu Stufe bis zur Erkenntnis seiner Göttlichkeit führen. Lessing weist nach, daß dies ein gewaltiger pädagogischer Fehler sein würde. — Zu den Salbadern hatte in seiner ersten, frommen Periode auch Wieland gehört. Er erhält sein Teil im 7. und 8. Brief, eine zweite Ladung im 9. bis 12. Brief, eine dritte, in welcher ihm in betreff seines Trauerspiels „Johanna Gray" eine unerlaubte Entlehnung aus dem Englischen des Rowe nachgewiesen wird, im 63.—64. Brief. Daß auch der alte Gegner Gottsched bei passender Gelegenheit nicht mit Stillschweigen würde übergangen werden, war zu erwarten. Lessing greift eine Äußerung seiner eigenen Freunde in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" auf, um (in dem berühmten 17. Briefe) Gottscheds Verdienste um das deutsche Drama rundweg zu leugnen, seine Einführung der französischen Regelmäßigkeit geradezu für einen Rückschritt in der Ent-

wickelung unserer Litteratur zu erklären und auf den, dem deutschen Genius viel verwandteren englischen Geschmack hinzuweisen — man sieht, dies ist die Bahn, die er hier zum erstenmal einschlägt, die er in der „Dramaturgie" siegreich weiter verfolgt, und auf der ihm die großen Geister der Folgezeit jauchzend nachgegangen sind:

Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur der Griechen und der Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Robert Boxberger.

Recensionen aus der „Bibliothek der schönen Wissenschaften".

1757—58.

Nachtrag zu Nicolais Anzeige von Wielands „Empfindungen eines Christen".

Eben da wir dieses schreiben, erhalten wir einige Blätter, die Herr Uz selbst zu seiner Verteidigung drucken lassen. Sie führen den Titel „Schreiben des Verfassers der lyrischen Gedichte an einen Freund". Der Verfasser wagt es in diesem poetischen Schreiben an den Herrn G** einen abermaligen Traum zu erzählen, der an sich ganz simpel ist, aber sehr wichtige und wohlgesagte Wahrheiten enthält. Er erkennt es, daß er durch seinen ersten Traum in ein Wespennest gestört habe, und ist nur froh, daß Wespen keine Löwen sind,

„Sonst würde längst sein blutiges Gebein
In Staub zermalmt, wo nicht verschlungen sein."

Noch aber, den bessern Musen sei Dank! Lebt er

„— — und träumt' und sah die Pierinnen,
Den Phöbus auch: ihm folgten die Göttinnen
Auf einen Berg, der schatticht sich erhob:
Kalliope sang unsers Helden Lob,
Sie sang entzückt, ihr kriegrisch Auge brannte;
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.
Er ging zum Gott mit wildem Ungestüm,
Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:
„Wie lang verderbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapals Art!
Auch der trank Wein und salbte seinen Bart.
O Schande! Soll von unerlaubten Dingen,
Von Lieb' und Wein der Deutsche jauchzend singen?

4 f. Bibliothek der schönen Wissenschaften (1757) I, 2, S. 421—26. Vgl. Redlich in Hempels Ausgabe XII, 641 ff. A. Sauer in dessen Ausgabe des E. v. Kleist III, 230. Über den Gegenstand des Streites vgl. unten den 7. Litteraturbrief. — 10. G**, Gleim. Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Reutlingen 1786, II, 273 ff.

Der schnöde Witz, der strafbar süße Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon,
Ist Hagedorn in aller Schönen Händen —
Und alter Staub soll Epopöen schänden,
Die lehrreich sind? O Tugend, fleuch bethränt
Von einem Volk, das, ach! beim Noah gähnt!“

So klagte der Jüngling, seufzte, schimpfte, drohte; Apollo aber schwieg und wäre fortgegangen, wenn nicht Erato dem höhnischen Kläger geantwortet hätte:

„Welch schwacher Geist, hört' ich die Muse sagen,
Will vom Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermut Tugend scheint?“

„Männer von den ungescholtensten Sitten,“ fährt sie fort, „haben wie der Tejer gesungen, ohne deswegen wie der Tejer zu leben. Die Menge erbärmlicher Lieder von Lieb' und Wein, die Deutschland jetzt hat, sind nicht sowohl böse als schlecht, und verdienen daher mehr des Kenners Spott als des Zeloten Fluch. Warum sollte sich der Weise alle sinnliche Lust versagen? Warum sollte er nicht ein Mädchen artig finden, den edlen Wein trinken und trinkend in fröhliche Lieder ausbrechen dürfen? Wenn er sonst Gott in seinem Amte dient und unbefleckt lebt, so ist seine Wollust mehr Tugend als des Schwärmers fromme Milzsucht. Von einem leichten Scherze, von einem schalkhaften Bilde auf ein verruchtes Herz schließen, ist die grausamste Unbilligkeit, besonders wenn der Dichter nicht immer in lydisch weichen Tönen singt, sondern ebenso oft Mäßigung und Unschuld, Geduld und Zufriedenheit als Chloen und den Wein erhebt.“ — Die Muse macht von den Gedichten, in welchen man nur Scherz zu finden glaubt und wider Vermuten versteckten Ernst antrifft, ein vortreffliches Bild:

„Der Jüngling geht in diesen Myrtensträuchen
Dem Dichter nach, der Freude nachzuschleichen;
Er sucht nur Lust und höret überall
Der Weisheit Ruf, nicht bloß die Nachtigall:
So wandelt itzt, wenn in den lauen Lenzen
Arkadiens beblümte Fluren glänzen,
Ein junger Hirt mit seiner Schäferin
Und Arm in Arm durch Auen fröhlich hin.
Das muntre Paar scherzt, lacht und will nur küssen,
Wenn plötzlich sich vor seinen leichten Füßen

Im schönsten Thal ein marmor'n Grab erhebt,
Der Daphne Grab, die gestern noch gelebt.
Der Schäfer starrt, tiefsinnig steht die Schöne,
Ihr helles Aug' umwölket eine Thräne;
Sie seufzt gerührt: 'Ist uns der Tod so nah?
Der Jugend selbst? Und in Arkadia?'“

Die Muse rückt dem Jüngling weiter vor, daß er und die Seinigen nur lehren wolle und nicht zu gefallen wisse.

„Ihr suchet Lob und lobet, die euch loben,
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man liest euch nicht! Ihr werdet bös' und sagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt,
Doch Gellert wird gelesen und verehrt,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehrt.
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht:
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.“

Hierauf sucht ihm Erato ein Vorurteil zu benehmen, das bei vielen gutherzigen Gemütern zur Wahrheit geworden ist.

„Der Stoff allein macht keine Meisterstücke,
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.
Wär' jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist.
Ein Jupiter ist prächtig anzuschauen,
Den Phidias in Marmor ausgehauen;
Der Donnergott, noch schrecklich auch im Stein,
Nimmt jedes Herz mit heil'gem Schauer ein.
Doch zweifle nicht, daß, außer unter Wenden,
Ein Liebesgott von eines Myrons Händen
Den Kennern auch, und mehr gefallen kann
Als Jupiter und Meister Zimmermann.“
„Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten,
Die stolze Stirn umwölkten Grimm und Falten;
Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst auf ewig seinen Haß.
Er ging erzürnt; ich sah ihm nach und lachte
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.“

Dieses ist der Traum, und nun macht Herr Uz eine kurze Anwendung auf sich. „Wenn ein Dichter,“ sagt er in einer Anmerkung, „an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so kann er schweigen und der Welt das Urteil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer

Charakter angegriffen wird, so muß er sich verteidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein parteiischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen, und sich unter der Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend. Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweift haben, sollen sie nun in dem Hasse wider dieselbe ausschweifen? Eine ruhige Weisheit lehret auch hier den anständigen Mittelweg finden, den die blinde Leidenschaft allezeit verfehlt." — Wir wollen noch eine andere Anmerkung hersetzen, in welcher Herr Uz beweiset, daß der heilige Wieland selbst zuweilen schalkhaft schildert. „In den Briefen von Verstorbenen an hinterlaßne Freunde, S. 21, malet die selige Lucinda ihre noch lebende Freundin Narcissa also:

'Jetzo sitzet Narcissa, von blumichten Büschen verborgen,
Auf der Bank von Violen, und ohne den Zaubergürtel
Schön wie Armida, von tausend Amoretten umgeben;
Wollusttrunken den Arm um den weißen Nacken umschlingend
Klebt Jocasto an ihren schwellenden Lippen; die Büsche
Rauschen von lüsternen Seufzern umher, die schwimmenden Augen
Sehn nur Entzückung um sich.' —

Ein Gemälde, welches mit einer Scene zwischen Lesbien und Selimor, im dritten Buche des 'Siegs des Liebesgottes', viel Ähnlichkeit hat." — In den letzten Zeilen leget Herr Uz sein nochmaliges Bekenntnis von der Poesie derjenigen Herren ab, die er durch sein Urteil so sehr wider sich erbittert hat.

„Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihm der wahren Weisheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen,
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen!
Schmink' ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei;
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu.
Ich schwör' es dir bei Hagedorns Altären!
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären,
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar
Dem Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der gröbste Spott mißhandeln!

Ich schweige nun und flieh' aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht und falscher Eifer schreit."

Kann ein Mann, der den billigen Teil des Publikums völlig auf seiner Seite hat, einen bessern Entschluß fassen?"

Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Bions,

aus dem Griechischen übersetzt.

Berlin bei Gottlieb August Lange. 1757. In 8vo. 10 Bogen.

Eine Übersetzung aus dem Griechischen! Eine Übersetzung eines griechischen Dichters! Ein poetische Übersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unsern Lesern schwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müssen sie leider ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurückzuhalten; und wenn sie es alsdenn noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen, so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Übersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drei griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von dem eigentlichen Gegenstande der Idyllen, von der Schreibart der Idylle, von dem Silbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drei Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bei den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Übersetzung selbst. Unter diesen Überschriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens wert sei, und wollen also sogleich zu der Übersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müssen, daß sie größtenteils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bei dem Theokrit aufhalten können.

I. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

„Thyrsis.
Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge

5 ff. Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Zweiten Bandes erstes Stück. Leipzig, verlegts Johann Gottfried Dyck. 1757. S. 366—96. Nicolai in Lessings Sämtlichen Schriften, 1794, XXVI, 85: „Diese Recension ist von Lessing, und die einzige, die er (außer ein paar kurzen nicht bedeutenden Nachrichten) zu dieser periodischen Schrift lieferte. Ich werde sie auszugsweise hinten anhängen." Dies geschah ebd. S. 391—432. — 29 f. Gaul . . gestolpert ist, cantherius a limine, lateinisches Sprichwort.

Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekömmst du die saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.

„Der Ziegenhirte.

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen,
So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt,
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke."

Gleich in der ersten Zeile ist aus dem Worte Murmeln welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem „und" deutlich zu ersehen, daß der Übersetzer die wahre Konstruktion verfehlt hat. Theokrit sagt:

Ἁδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς αἰπόλε, τήνα,
Ἃ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται.

D. i. Süß ist das Flistern, das von der Fichte hier an den Quellen lieblich ertönet. Diese Übersetzung rechtfertiget der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: ἡδὺ μὲν τὸ τῆς πίτυος ψιθύρισμα ἐκείνης τῆς παρὰ ταῖς πηγαῖς λιγυρῶς ᾀδούσης. Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flistern, und zwar an den Quellen und nicht zu den Quellen. Der deutsche Übersetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbk. nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Übersetzung verführen lassen, welche die letztern Worte durch quae ad fontes suaviter canit giebt. Wenn πρός (dorisch ποτί) mit dem Dativo „zu" bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107. Verse dieses ersten Idylls haben.

Ὧδε καλὸν βομβεῦντι ποτὶ σμάνεσσι μέλισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr Lbk. die Partikel ποτί verfehlt und sie zwar nicht durch „zu", aber ebenso unglücklich durch „aus" übersetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.) Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt. Warum stößig? Theokrit sagt bloß κεραὸν τράγον und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραός und κερασφόρος einerlei sei. Stößig heißt κορυπτίλος (Id. V. V. 147). — So bekömmst

23. Lbk., Lieberkühn.

du die saugende Ziege. *Χίμαρος* heißt eine jährige Ziege und nicht eine saugende; *ἡ ἐνιαυσιαία αἴξ, ἡ ἑνὸς χειμῶνος οὖσα*, sagt der Scholiast. Herr Lbk. hat den Unterschied zwischen *ἔριφος* und *χίμαρος* nicht gewußt; jenes würde man allenfalls durch eine saugende Ziege übersetzen können. Hier aber ist das „saugende" wegen des Folgenden um so viel anstößiger; angenehm ist ihr (der saugenden Ziege) Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket. Also melkt man die saugenden Ziegen, oder melkt sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrits Rechnung nicht zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck „wartende Hirt". Wie deutlich und bestimmt Herr Lbk. überall ist! Heißt der wartende Hirt der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinab- rinnt. Was für elende holkerichte anderthalb Zeilen für die malende Harmonie der griechischen:

— — — *ἢ τὸ καταχὲς*
Τῆν' ἀπὸ τᾶς πέτρας καταλείβεται ὑψόθεν ὕδωρ.

Im Griechischen fast lauter reine liebliche Daktyli; im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wider | *Τῆν' ἀπὸ* | *τᾶς πέ* | *τρας κατα* | *λείβεται* | *ὑψόθεν* | .*) Und nun wird man auch die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säuseln der sanft flisternden Fichte; und der Ziegenhirte erwidert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herab- fließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man mit dem Herr Lbk. die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen (*τὰν οἴϊδα* sagt Theokrit), so gebührt dir ein fettes Lamm (*ἄρνα σακίταν λαψῇ*). Wie verkehrt! Sieht denn Herr Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts als *τὰ δευτερεῖα τῶν Μουσῶν* zuerkennen will, sowie Thyrsis ihm *τὰ δευτερεῖα*

*) Es ist freilich von einem schlechten Übersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Lbk. diese Nimrodsche Zeile nicht aufgemutzt haben (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrige von gleichem Schlage übersehen), wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehen geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon sagen könne, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

36. Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern von Naumann.

τοῦ Πανός zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht *οἴιδες* mehr sein als *σηκῖται ἄρνες*?*) Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr als fette Lämmer? — Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten als die Musen; ist das aber Theokrits Meinung?

So sehen die ersten elf Zeilen der gegenwärtigen Übersetzung aus. Es dürfte Sklavenarbeit sein, alles Folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (V. 23. 24) den Ziegenhirten sagen:

αἰ δέ κ' ἀείσῃς
Ὡς ποκα τὸν Λιβύαθε ποτὶ Χρόμιν ᾆσας ἐρίσδων,

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chromis um die Wette sangst; *ἐὰν δὲ ᾄσῃς ὥςπερ ᾖσάς ποτε ἐρίζων πρὸς τὸν Χρόμιν τὸν Λιβύαθεν, τουτέστι τὸν ἀπὸ τῆς Λιβύης*, erklärt es der Scholiast. Herr Lbk. aber übersetzt:

„Und singst du mir Lieder,
Wie du einst im Wettstreit den Chromis libysch besungen."

Man sagt *ἐρίζειν πρός τινα*, mit einem streiten; aber wo hat Herr Lbk. *ᾄδειν πρός τινα*, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, *Λιβύαθε* zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69. Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: *Οὐδ' Αἴτνας σκοπιάν* übersetzt Herr Lbk. „noch in der

*) Was *σηκῖται ἄρνες* sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: *οὓς ἔτι γάλακτος δεομένους, οἱ νομεῖς τῶν μητέρων χωρίζοντες, ἰδίᾳ βόσκουσι, καὶ ἐν ἰδίῳ σηκῷ κλείουσιν*. Der Verstand erfordert notwendig, daß man anstatt *οὓς οὐκ* lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bei den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten *οὕς*.

23 f. *Λιβύαθε* ... machen. „Nein, mein lieber Nicolai, *Λιβύαθεν* ist kein Adverbium, ob es gleich hier adverbialiter gebraucht wird. Und das, wissen Sie wohl, ist ein großer Unterschied. Wie viele Genitivi brauchen wir nicht auch im Deutschen adverbialiter, die deswegen keine Adverbia sind! Die gemeinsten Lexika sagen: *θεν* particula aliquando abundans, aliquando motum a loco significans. Diese particula also, in der letzten Bedeutung dem Dativ *Λιβύῃ* angehängt, und das jota subscriptum mit herangenommen, entsteht *Λιβύηθεν*, dorisch *Λιβύαθεν*. Ein ähnliches Wort kömmt bei dem Homer vor, *Ἴδηθεν* nämlich [*Γ* 276], welches die Ausleger durch *ἐξ Ἴδης* erklären. Doch vielleicht schreiben Sie und finden auch vielleicht *Λιβύαθεν* geschrieben; und alsdann haben Sie das, was ich vom iota subscripto sage, nicht immer nötig. — Ziehen Sie nur dieser zwei Punkte wegen Herrn Damm zu Rate, wenn Sie anders noch sein Schüler und ihm nicht schon zu Kopfe gewachsen sind." Nachschrift. „Oder hat *Λιβύῃ* etwa kein jota subscriptum? Der Zweifel fällt mir jetzt erst ein. Ich will mich dieses Punktes wegen unterrichten, sobald ich eine Grammatik haben werde. Bin ich nicht ein Grieche!" Lessing an Nicolai 3. März 1758.

Höhle des Ätna". *Σκοπιά* heißt ein erhabener Ort, von welchem man sich umsehen kann, und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe, oder Spitze, des Ätna. Wie hat Herr Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Übersetzung oder das Lexikon, wo er bei *σκοπιά* das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105. Zeile,

Οὗ λέγεται τὰν Κύπριν ὁ βωκόλος, ἕρπε ποτ' Ἴδαν.

übersetzt Herr Lbk.

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begieb dich nach Ida!"

ὁ βωκόλος λέγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen; *οὗ*, sagt er, *ἀντὶ τοῦ ὅπου. λείπει δὲ τὸ καταισχῦναι. ὅπου ὁ βουκόλος Ἀγχίσης τὴν Ἀφροδίτην καταισχῦναι λέγεται.* Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begieb dich nach Ida,
Eil zum Anchises!"

hätte Herr Lbk. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises!

Aus der II. Idyll, die gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbsten anzeigen. Aus dem Vogel *Ἴυγξ* macht Hr. Lbk. durch das ganze Idyll einen „bezaubernden Trank". *Φίλτρα* sind ihm bloße Säfte, und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind *φίλτρα*. — In der 48. Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἱππομανὲς φυτόν ἐστι παρ' Ἀρκάσι,

und Herr Lbk. übersetzt es:

„Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren."

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was *Ἱππομανές* heißt; ob es eine Pflanze oder, nach dem Servius, virus ex equarum

36. Servius, zu Virgils Georgica III, V. 284. An einer andern Stelle dieses Gesanges erklärt es Servius als Pflanze.

inguinibus defluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß *φυτόν ἐστι* so viel also *φύεται* heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Übersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehen nach hat er für *Ἱππομανές Ἱππομένης* gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3. Idyll Z. 40 gedenkt. — In der 88. Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Καί μευ χρὼς μὲν ὁμοῖος ἐγίνετο πολλάκι θάψῳ.

Θάψος ist ein gelblichtes Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst *χρυσόξυλον* nennen; *ἐστι ξύλον τι ὃ καλεῖται σκυθάριον, ἤγουν σκυθικὸν ξύλον*, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Übersetzung lieset:

„Oft glich ein bleiches Gesicht dem totenfarbenen Thapsus,"

sollte man nicht fast vermuten, er habe Thapsus für etwas ganz anders als für ein Holz angesehen, besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146. Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nämlich aus *ἁ Μελιξοῦς* (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß *Μελιξοῦς* der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker," sagt Herr Lbk. in dem Inhalte, „haben allerhand witzige Mutmaßungen über die Person dieses Gedichts geäußert." — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Übersetzer etwa die Scholiasten — die er nicht gelesen hat? — In der 31. Zeile macht Herr Lbk. aus der *Ἀγροιώ* einen Ackermann Namens Agräos. In der 45. Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinere wert ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt sein muß, dem die Olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe und übersetzt die 6. Zeile,

26. Scotisten oder Thomisten, die Anhänger des Duns Scotus oder des Thomas von Aquino.

ἄγων νιν ἐπ' Ἀλφεὸν ᾤχετο Μίλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14. Zeile hat Herr Lbk. aus *Λάκων ὁ Καλαίϑιδος* zwei verschiedne Personen gemacht. In der 117. Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt: du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wundest dich vortrefflich! In der 126. übersetzt er *ποτ' ὄρϑρον* am dämmernden Abend; und doch hieß *ὄρϑρος* die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14. Zeile hat er das *ἐξ ἁλὸς ἐρχομένας* auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund anfangs nur im Wasser sieht und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mädchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

„Ruf ihn, sonst faßt er dem Mädchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!"

— In der 39. Zeile sollte es anstatt: netzt' ich mir dreimal die Schöße, heißen: spuckte ich mir dreimal in den Schoß. Man kann bei dem „netzt' ich mir die Schöße" an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsre Leser nur mit Einem Fehler begnügen. In der 31. Zeile macht Lbk. das Erntenfest *Θαλυσιά* zu einer Stadt und übersetzt *ἁ δ' ὁδὸς ἅδε Θαλυσιάς*, durch: dies ist der Weg, er geht nach Thalysien.

Desgleichen aus dem VIII. Idyll, Zeile 86., übersetzt Lbk. *μιτύλαν αἶγα* durch: eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen: mit verstümmelten Hörnern; *μιτύλαν αἶγά φησιν ἄκερων*, sagt der Scholiast. Den 70. Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σίττα νέμεσϑε, νέμεσϑε· τὰ δ' οὔϑατα πλήσατε πᾶσαι,
Ὡς τὸ μὲν ἅρνες ἔχωντι, τὸ δ' ἐς ταλάρως ἀποϑῶμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Teil den Lämmern werde und ein Teil die Äschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

36. Dan. Heinsius, holländischer Humanist, 1580—1655.

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

„Daß die Lämmer nicht darben, so pflück' ich in Körben euch Kräuter."

Wir haben schon vermutet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sei; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Griechischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: Den brennenden Sommer aber achte ich ebenso wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Τοῦ δε θέρους φρύγοντος ἐγὼ τόσσον μελεδαίνω
Ὅσσον ἐρῶν τι πατρὸς μύθων καὶ ματρὸς ἀκούειν.

Wenn er nur wenigstens die Übersetzung des Heinsius zu Rate gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

„Aber den brennenden Sommer bedenk' ich so emsig als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Eltern erwarten."

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; *ἐργατίνα βουκαῖε* heißt nicht emsiger Schnitter, und kann es auch wegen des Folgenden nicht heißen, wo von diesem emsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurückbleibe. Es sollte dafür heißen gedungner Schnitter. — In der 19. Zeile verwechselt der Übersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 27. Zeile sagt der Dichter:

— — *Σύραν καλέοντί τυ πάντες*
Ἰσχνάν, ἁλιόκαυστον· ἐγὼ δὲ μόνος μελίχλωρον.

D. i. alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Übersetzer?

— — „Die schlanke Syrerin nennet dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!"

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Zeile 54 seufzen:

Ὢ μοι ὅτ' οὐκ ἔτεκέν μ' ἁ μάτηρ βράγχι' ἔχοντα,
Ὡς κατέδυν ποτὶ τὶν, καὶ τὰν χέρα τεῦ ἐφίλασα,
Αἰ μὴ τὸ στόμα λῇς.

D. i. O, daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand; und der Übersetzer, der ein Dichter sein wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk.?

— „Ach, keine schuppichte Mutter,
Weh mir, gebar mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichtest."

Was soll die schuppichte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehöret die 75. Zeile.

Τὰν παρεοῖσαν ἄμελγε· τί τὸν φεύγοντα διώκεις;

Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bei der spröden Galatee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mädchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: Melke, die vor dir steht, was verfolgest du den Fliehenden? Der Scholiast erklärt es *τὴν ἀγαπῶσαν φίλει.* Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk. Übersetzung?

„Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!"

XII. Idyll. Was mag wohl „o Saturnischer Vater" heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bei seinen Lebzeiten unter sich teilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Zeile 17 *πάτερ Κρονίδα* (*ὦ Ζεῦ γένοιτο υἱὲ τοῦ Κρόνου*) durch: Saturnischer Vater. — Daß die 13. und 14. Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sei im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,
Hic Lacedaemoniis Espnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Aïten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus wegen ihrer besondern Gastfreundschaft

gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab und streiten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süßesten drücket, der kehret mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschicke über diese Küsse der Knaben zum Richter bestimmt! Sehnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem lydischen Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes erforschet.“ — Das ist der Sinn; nun urteile man, wie weit Herr Lbk. davon abweichet:

„Selig lebe der Erste, der blühende Knaben geküßt hat;
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.“

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: *Ὄντως ὁ κριτὴς εὔχεται τῷ Γανυμήδει ἵνα ἐπιτήδειον ἔχῃ τὸ στόμα πρὸς τὸ δικάζειν τὰ φιλήματα, οὕτως, ὡς ἡ Λυδία λίθος δοκιμάζει τὸν χρυσόν, εἴτε καλός, εἴτε καὶ μή* etc. Hier ist zum Überflusse auch noch die Übersetzung des Heinsius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis. quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk., etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieters oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennende und wieder zusammenstoßende Klippen ihren Lauf nehmen müssen (medios inter juga concita cursus rumpere, V. Fla.)? Und daß diese Klippen seit der glücklichen Durchfahrt immotae perstant, ventisque resistunt? Ovid. Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten Sie freilich haben müssen, wenn Sie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

26. Acerra philologica, Philologisches Rauchfaß, Titel mehrerer Sammlungen von Erzählungen aus dem Altertum für die Jugend. Die erste Sammlung wurde von dem Rostocker Professor Peter Lauremberg (1585—1639) 1633 f. herausgegeben. Auch Goethe erbaute sich in seiner Kindheit an diesen Erzählungen. — 29 f. medios ... rumpere, sich den Weg mitten durch die bewegten Gebirge zu bahnen. Valerius Flaccus I, 3. — 31 f. immotae ... resistunt, unbeweglich stehn und den Winden Widerstand leisten. Ovid., Met. XV, 339.

Σὺν δ' αὐτῷ κατέβαινεν Ὕλας εὔεδρον ἐς Ἀργώ,
Ἅτις Κυανεᾶν οὐχ ἥψατο συνδρομάδων ναῦς,
Ἀλλὰ διεξάϊξε (βαθὺν δ' εἰςέδραμε Φᾶσιν)
Αἰετὸς ὣς, μέγα λαῖτμα· ἀφ' οὗ τότε χοιράδες ἔσταν.

„Mit ihm," will der Dichter sagen, „stieg zugleich Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen nicht verunglückte, sondern wie auf Adlers Flügeln durch den gräulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis drang und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe des Abgrunds zurücke ließ." — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponieren lassen:

— „Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber
Und begab sich wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochtürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn."

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchen Felsen hervorstehn? *ἀφ' οὗ* heißt nicht aus welchen, sondern seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. *Ἱπποδιώκτας* übersetzt Herr Lbk. in der 12. Zeile durch: Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwidersprechlichste Weise erhellt, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht hat, und daß er auch diese lateinische Übersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieser Idyll vortrefflich:

— — *ἀπὸ κροτάφων πελόμεσθα*
Πάντες γηραλέοι, καὶ ἐπισχερὼ ἐς γένυν ἕρπει
Λευκαίνων ὁ χρόνος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Übersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Übersetzer sein will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß

22. Aemilius Portus, deutscher Humanist, Professor des Griechischen zu Heidelberg, 1550 bis nach 1610.

es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweideutigkeit auch bei dem griechischen Worte stattfände, so wollten wir gern nichts sagen; allein *κρόταφοι* heißen einzig und allein das Letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die Wangen herunter.“ Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

„Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.“

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8. und 9. Zeile ist schlecht übersetzt, desgleichen auch die 48. — Warum übersetzt er in der 60. Zeile *αὐλά* durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67. Zeile aus der Eutychis eine Mannsperson Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: *εἰκὸς τὴν Εὐτυχίδα Γοργοῦς εἶναι θεράπαιναν.*

XVI. Idyll. *Ἰάονος ἀνδρὸς ἀοιδαί* übersetzt Herr Lbk. (Z. 57) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeinet wird.

XVII. Idyll. *Ἀνὴρ ὑλητόμος* übersetzt Herr Lbk. Z. 9 durch Weidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennet er die 12. und 13. Zeile!

Οἵσι Θεοὶ τὸν ἄριστον ἐτίμησαν βασιλήων,
Ἐκ πατέρων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige von seinen Eltern an ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Eltern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Lbk. dafür:

„Womit die Götter den herrlichsten König vor Kön'gen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!“

Erstlich heißen hier *πατέρες* nicht Väter, sondern Eltern. Denn der Dichter steigt nicht höher als bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweitens kann man das „von den Vätern zuerst!“ nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Mei=

nung doch nicht. — Πέρσαισι βαρὺς θεὸς αἰολομήτας, giebt unser Verdeutscher (Z. 19) durch

„Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkeltem Helme."

Αἰολομήτης heißt klug, verschlagen. Doch Herr Lbk. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu sein; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andre Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nämlich für αἰολομήτης αἰολομίτρης gefunden haben, ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdenn würde αἰολομίτρης nicht: mit gesprenkeltem Helme, sondern: mit der bunten Binde bedeuten; denn daß μίτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 54. Zeile des 27. Idylls seines Dichters lernen können. — Κρονίδας ist ihm in der 24. Zeile Saturn. Und Κρόνος wird ihm also wohl Jupiter sein? — Die 34. und folgende Zeilen übersetzt Lbk.:

„Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Eltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte,
Also legtest du, werte Dione, Beherrscherin Cyperns,
In den duftenden Schoß ihm deine liebkosenden Arme.
Und sie sagen: noch habe kein Mädchen dem Ehmann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemahle gewidmet."

So wie zu Anfange dieses Idylls Lbk. den Theokrit fragen läßt:

„Was besing' ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?"

so möcht' ich bei dieser Stelle fragen:

„Was bemerk' ich zuerst, wo tausend Fehler mir winken?"

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand. Der Grieche sagt ohngefähr: „Und o wie strahlet unter den edelsten Frauen die edlere Berenice, der Stolz ihrer Eltern! Ihr hat den duftenden Schoß Dionens erhabne Tochter, Cyperns Beherrscherin, mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, daß nie eine Gattin ihrem Gemahl so liebenswürdig geschienen als dem Ptolemäus die seine." — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung in den Lbk.schen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schoß der Berenice zum Schoße des Ptolemäus; er macht — kurz, er macht alle Fehler, die ein nachlässiger Übersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Ἀφροδίτη φησὶν αὐτῆς

εἰς τὸν κόλπον ἀπεμάξατο τὰς χεῖρας. τουτέστιν ἐπαφρόδιτον ἐποίησεν αὐτὴν, διὸ καὶ ἠγαπᾶτο ὑπὸ τοῦ ἀνδρός. — Wie manches könnten wir nicht noch bei der 3., 25., 55., 63., 99., 133. Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17. Zeile ist abermals ohne Verstand übersetzt:

„Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich genießt, wo viele Große dir beistehn."

Theokrit will sagen: Du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen sein, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest und doch zum Zwecke kamst; ὅποι ὦλλοι ἀριστέες, ὡς ἀνύσαιο. Das ὡς ἀνύσαιο gehört dem Verstande nach zu dem vorhergehenden ἐπέπταρεν. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venientis sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20. und folgende Zeilen geraten!

„O, was Großes wird sie dir gebären, gebiert sie ihr ähnlich!
Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,
Wie der Jünglinge schönste gesalbt bei den Bädern Eurotens,
Viermal sechszig Mädchen, erlesner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen."

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammengejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Herr Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegenzuhalten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis aetas et more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegenteil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

14. Hugo Grotius, der berühmte holländische Staatsmann, Völkerrechtslehrer und Humanist, 1583—1645. Vgl. IV, S. 70, Z. 37.

XX. Idyll. Was soll in der 3. und 4. Zeile heißen:

— — „Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun, ich weiß sie artig zu nehmen."

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt, bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31. und 32. Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mädchen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Übersetzung hat den Pluralem, Herr Lbk. also auch. — Die 29. Zeile müssen wir noch mitnehmen:

Κὴν αὐλῷ λαλέω, κὴν δώνακι, κὴν πλαγιαύλῳ,

Wer sieht nicht, daß *αὐλός*, *δῶναξ* und *πλαγίαυλος* hier drei besondre Instrumente sind? Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo und übersetzt:

— — „Auch wenn ich das Haberrohr blase
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife."

Die Anmerkung, die Aem. Portus bei dem Worte *πλαγίαυλος* macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet,* quasi dicas *plagiaulet.* Sie ist artig, sagen wir, aber nicht richtig; denn *πλαγίαυλος* war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36. und die 37. Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf

11 f. Die ... auch. „Auf Ihre Einwürfe ... zu antworten, muß ich mir erst wieder einen Theokrit borgen und mir hiernach die Zeit ablauern, wenn ich zu solchen Untersuchungen Lust habe. Jetzt will ich Ihnen nur in der Geschwindigkeit auf einige Punkte antworten. Es ist mir gar sehr wohl bekannt, daß die Attici vornehmlich das neutrum plurale mit dem Verbo im Singulari konstruieren. Allein, mein lieber Nicolai, *τὰ δ' ἀστυκά* ist nicht der Pluralis. Wenn Sie sich hier irren, so kömmt es bloß daher, daß Sie den dorischen Dialekt noch nicht völlig in Ihrer Gewalt haben. Und das ist auch von dem lateinischen Übersetzer zu sagen; denn wenn *ἀστυκά* der Pluralis wäre, sagen Sie mir, worauf sollte es gehen? auf welches Substantivum sollte es sich beziehn? Geht nicht *πᾶσαι γυναῖκες*, wenn ich mich recht besinne, gleich vorher? Und wie können Sie *ἀστυκά* mit *γυναῖκες* verbinden? Nein; *ἀστυκά* steht dorisch für *ἀστυκή*; das ist leicht. Wie wollen wir aber mit *τὰ* zurecht kommen? und sehen Sie hier, was Corinthus De dialectis sagt: *οἱ* articulo nominativi pluralis *τ* addunt Dores; ut *τοὶ θεοί* et *ταὶ μοῦσαι*, pro *οἱ* et *αἱ*. Allein Corinthus hätte dieses nicht allein von dem Nominativo Pluralis, sondern auch Singularis sagen sollen. Denn was ist nunmehr hier deutlicher, als daß der dorische Dichter für *ἡ* wie gewöhnlich *ἁ* und anstatt *ἁ τὰ* gesagt hat, sowie er für *αἱ ταὶ* sagt!" Lessing an Nicolai 3. März 1758.

Jos. Scaligers Emendationes ad Theocriti etc. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 43. und 44. Zeile:

Ἄνθεά τ' εὐώδη, λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις,
Ὅσσ' ἔαρος λήγοντος ἐπιβρύει ἂν λειμῶνας,

übersetzt Herr Lbk.:

„Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquickende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn."

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß ὅσσα auf ἄνθεα und nicht auf μέλισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amykus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρήλατος οἷα Κολοσσός, d. i. ein Fleisch wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.:

„Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus' gezimmert."

Wer kann sich rühmen, dieses zu verstehn? Die Hammer Kolossus'! Die Hammer zimmern! Welcher Unsinn! Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amykus, daß ihm eine Löwenhaut von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammengebunden gewesen; δέρμα λέοντος ἀφημμένον ἐκ ποδεώνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amykus und übersetzt:

„Über den ganzen Rücken und Hals zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell."

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amykus angeht, rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer: Amykus bläst auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt durch seinen Bruder Kastor alle Helden aus dem Magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78. und 79. Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem Magnesischen Schiffe eine Magnesische Schlacht und ziehet beide Zeilen in diese eine:

„Wie zur Magnesischen Schlacht die Helden Kastor hervorrief."

— Und wie falsch ist noch die 8., die 179. und die 218. Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht, so sollte es auch in der 6. Zeile nicht

1. Joseph Justus Scaliger, berühmter Humanist italienischer Abkunft, in Frankreich geboren, Professor zu Leyden, 1540—1609.

heißen, er lärmt, sondern sie lärmt. Aber wie elend ist dieses lärmt! — In der 16. Zeile sagt er abermals gleich das Gegenteil von dem, was Theokrit sagt:

Λοίσθιον οὐκ ἤνεικε τὰ σύμφορα τᾶς Κυθερείας.

Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Worts *σύμφορα* erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Übersetzern gefolgt, welche anstatt *σύμφορα δάκρυα* lesen und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt denn nun dieses auf Deutsch:

„Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus?" —

Auch die gleich darauf folgenden Worte: *ἀλλ' ἐλθὼν ἔκλαιε*, hätten ihm seinen Irrtum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt sein. Wenn er von diesem Beispiele der Superfétation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλέα δεκάμηνον ἐόντα ποχ' ἁ Μιδεᾶτις
Ἀλκμήνα, καὶ νυκτὶ νεώτερον Ἰφικλῆα
Ἀμφοτέρους λούσασα etc.,

schwerlich so übersetzt haben:

„Kaum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse" ꝛc.

Νυκτὶ νεώτερον gehört hier zusammen und ist als ein Beiwort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger als den Herkules macht. Daß *νυκτί* hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden *ποχ'* (*ποκα*) und dem *καί*. Doch wer wird das leugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lbk. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß. Z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne „im Flusse" gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses „im Flusse" bei dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31. Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort *ὀψίγονος*, der spät oder schwer Erzeugte, dem Herkules zukomme, und übersetzt daher *περὶ παῖδα ὀψίγονον* durch: um den

16. Superfétation, in Gottscheds Übersetzung I, 200: Überschwängerung.

jüngsten der Knaben. Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles und nicht Herkules sein. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— *ὁ δ' ἐξ εὐνᾶς ἀλόχῳ κατέβαινε πιθήσας.*
Δαιδάλεον δ' ὥρμησε μετὰ ξίφος, ὅῤῥ' οἱ ὕπερθε
Κλιντῆρος κεδρίνῳ περὶ πασσάλῳ αἰὲν ἄωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— „Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattin,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter."

Περὶ πασσάλῳ, von der Keule? *πάσσαλος* heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kann. Wie kömmt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Übersetzung a *clavo* suspensus erat, und er hat sich eingebildet, clavus und clava sei einerlei. Vielleicht hat er auch noch obendrein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bei dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen und aus jedem nur einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXV. macht Hr. Lbk. Z. 21 *Ἀπόλλωνος νομίοιο ἱερὸν ἁγνόν* zu einem Prädikate des Ölbaums und sagt:

— „Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen und grüner Ölbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
Unverletzliches Heiligtum" rc.,

anstatt daß er hätte sagen sollen: „und dort, wo die Fichten und der Ölbaum wachsen, erblickst du des schäfrischen Apollo unverletzliches Heiligtum." Denn das *φαίνεται* aus der 19. Zeile muß sowohl zu *ἱερὸν ἁγνόν* als zu *αὖλις* genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13. Zeile, wo Autonoë bei Erblickung des Pentheus in die heilige Wut gerät:

Σὺν δ' ἐτάραξε ποσὶν μανιώδεος ὄργια Βάκχου,

übersetzt Herr Lbk.

— „Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts."

Doch *ὄργια* heißen hier weder die Feste noch die aus der Kiste genommenen *ἱερὰ πεποναμένα*, Z. 7, ob wir gleich wohl wissen,

daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Ceremonieen, die wütenden Tänze, die heiligen Konvulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er *ταράττω* nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen und *σὺν ποσίν* nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdenn sein: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken und zugleich das folgende *ἐξαπίνας ἐπιοῦσα* mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Autonoë zuerst gewahr und schrie fürchterlich auf und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκῶ ναὶ τὸν Πᾶνα. τεὴν πάλιν ἔξελε χεῖρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

„Pan, ach, hilfst du mir nicht! O, zieh die Hand doch zurücke!"

Ναρκῶ, ruft das griechische Mädchen, wo die Schäferin eines gallischen Hirtendichters vielleicht Je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Überschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. *Ἠλακάτη* heißt kein Spinnrocken; denn es ist von Wolle und nicht von Flachse die Rede, und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers sagt, *ἠλακάτη* sei: *τὸ τῶν γυναικῶν ἐργαλεῖον, ᾧ περιελίσσουσι τὸ ἔριον*, d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten Z. 16. 17:

Καὶ μήν σευ τὸ καλόν τις ἰδὼν ῥέθος αἰνέσαι,
Τῷ δ' εὐθὺς πλέον ἢ τριέτης ἐγένευ φίλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so wert und

34. hältst, in der Bibliothek: hälst. Vgl. unten den 30. Litteraturbrief.

noch werter als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

> „Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
> Als drei Jahr, der heißt denn dein Liebster.“

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drei Jahr zu lieben. Es entschuldiget den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andre Ausleger diese Stelle mit ihm ebenso falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht Z. 6, daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27:

> „Ich wollte nicht den Jüngling,
> Den schönen Jüngling stoßen.“

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Herr Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu sein begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl erst gegen das Ende seiner Arbeit gewachsner und sorgfältiger geworden sein? Es ist nicht zu vermuten, und wir werden also ohne Gefahr das Urteil von dieser Lieberkühnschen Übersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessre zu liefern. —ss—

---

17. Hilaire Bernard de Requeleyne Baron de Longepierre (1659—1721), Übersetzer des Anakreon und der Sappho (1684), der Idyllen des Bion und Moschus (1686) und der ersten 15 Idyllen Theokrits (1688). — „Er lieset in der letzten Zeile für Ἔρωτας: ὀδόντας. Diese Verbesserung ist mir allezeit so glücklich vorgekommen, daß ich sie seit langer Zeit im Gedächtnis behalten habe. Da ich mich aber von Longepierre weiter nichts als seinen Anakreon gelesen zu haben erinnere, so muß sie wohl in seinen Noten über diesen Dichter stehen.“ Lessing an Nicolai 3. März 1758.

Im Lager bei Prag.

Unter dem Artikel von Berlin haben wir, auf der vorhergehenden 404. Seite, zwei Siegeslieder eines preußischen Offiziers angeführt, und unter diesem wollen wir dem Leser zwei ähnliche, aber weit bessere Gesänge mitteilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser haben. Der erste, welcher uns nur geschrieben zu Händen gekommen, ist bei Eröffnung des diesjährigen Feldzuges von ihm gesungen worden und heißt ein „Schlachtgesang". Der zweite ist ein Siegeslied nach der Schlacht bei Prag (den 6. Mai 1757), und man hat ihn auf einem Bogen in Quart abgedruckt, dessen Titel den oben vorgesetzten Ort angiebt. Sie könnten beide weder poetischer noch kriegrischer sein; voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdrucke. In der gewissen Überzeugung, daß sie gefallen müssen, und daß sich unsere auswärtige Leser nicht an Dinge stoßen werden, die der Verfasser als ein Mann sagt, der die Gerechtigkeit der Waffen seines Königs voraussetzen muß, rücken wir sie hiermit ganz ein:

I. Schlachtgesang.

Auf, Brüder, Friedrich unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist!

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast!

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unser Waffenspiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Th*** und B*?

1. Im Lager bei Prag. Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Leipzig, verlegts Johann Gottfried Dyck. I, 2 (1757) S. 426—29. — 3. 404. Seite. Nicolai zeigt dort an: „Zwei Kriegslieder an die Unterthanen des Königs von einem preußischen Offizier. Mit Melodieen beim Klavier zu singen." Es waren ein Siegeslied auf die Schlacht bei Prag und ein Trinklied. Ihr Verfasser war Christian Gottlieb Lieberkühn, ein junger Potsdamer, der damals durch Kleists Fürsorge Feldprediger beim Prinz Heinrichschen Regiment geworden war. — 34. Th*** und B*, Theresia und Brühl.

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.
Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht;
Denn Gott ist unser Schutz.

II. Siegeslied.

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!
Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.
Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.
Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergriff sie eine Fahn'
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn,
Und sagte: „Kinder, berghinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.
Ach, aber unser Vater fiel,
Die Fahne fiel auf ihn.
O, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!
Vielleicht hat Friedrich dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.
Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmut.
Sein Schwert ward rot, auf jeden Schritt
Floß schwarz Pandurenblut.
Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär;
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher!
Dacht' in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und dich,
Erblickte, schwarz von Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich,
Und zitterte, ward feuerrot
Im kriegrischen Gesicht
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht),
Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wütender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.
Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Th***
Und weigert sie, auf diesen Tag
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ uns nach Wien!

Anzeige von Rabeners Satirical letters.

London. Von hier aus haben wir eine Neuigkeit mitzuteilen, die jedem, dem die Ehre des deutschen Witzes nicht gleichgültig ist, angenehm sein muß. Die satirischen Briefe unsers Herrn Rabeners sind in die engländische Sprache übersetzt worden, und man ist beschäftiget, auch seinen übrigen Schriften diesen verdienten Vorzug widerfahren zu lassen. Hier ist der Titel: Satirical letters, translated from the German of G. W. Rabener, First

24. Th**, Theresia. — 29. Bibliothek rc. II, 2, S. 434 ff. Vgl. Redlich in Hempels Ausgabe XII, 648 ff. v. Maltzahns und Boxbergers Anmerkung zur 2. Ausgabe von Danzels Lessing I, 337.

Secretary to the Treasury at Dresden. London printed for A. Linde, 1757, in zwei saubern Bänden in Oktav, deren erster 317 und der andere 325 Seiten hat. Der Herr Rabener ist, wie bekannt, Ober-Steuer-Sekretär, es ist ihm also in der engl. Aufschrift ein falscher Titel beigelegt worden. Doch dieser kleine Fehler würde am ersten zu übersehen sein, wenn nicht in dem Werke selbst mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das „er ficht" (auf der 19. Seite des deutschen Originals erster Ausgabe) ist übersetzt worden: he is something of a valetudinarian, welches, wenn wir es wieder ins Deutsche übersetzen wollten, heißen würde: „er ist ein wenig kränklich". Ohne Zweifel hat der englische Übersetzer anstatt „er ficht" „er siecht" gelesen. Besonders hat er das Komische von verschiedenen deutschen Ausdrücken nicht genug eingesehen. Wenn Herr Rabener (S. 14) sagt: „Und sogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich, so übersetzt er schlechtweg: and which, I hope, will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, so wie sie uns bei einer sehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen sind. S. 14: „Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen": however all must give them this commendation that they are very pliant and submissive. Ebend. „In Wünschen ist er unerschöpflich": he is inexhaustible in projects. S. 22: „Weil er ein wenig taumelte": as he is subject to vertigos; der gute Kandidat war etwas ganz anderem als dem Schwindel unterworfen. S. 35: „Bedaure, daß du nicht imstande wärest": seem concerned that you are not dressed. S. 39: „Aber auf diese Art fahret ihr dahin wie das Vieh": but this, says thy Pastor is acting like brute beasts. S. 41: „Mit den Jahren ändert sich's wohl": all things don't suit all years. S. 44: „Für armer Leute Kinder mag es halbwege sein": it will do very well for the poor people. S. 46: „Es wird sich wohl geben": it will be very becoming etc. Dieser und dergleichen Unrichtigkeiten aber ohngeachtet, glauben wir doch, daß die Übersetzung ihr Glück machen wird. An einem Rabener muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll. Noch ist in dem Engländischen eine kleine Versetzung der Briefe vorgenommen worden, die aber wenig sagen will; der zweite Band enthält nämlich das, was in der deutschen ersten Aus-

gabe von S. 181—392 steht, das übrige, der Anfang und das Ende, machen den ersten aus. Ohne Zweifel hat man diese Versetzung machen müssen, um zwei gleich starke Bände zu bekommen."

Lieder, Fabeln und Romanzen, von F. W. G. [Gleim]

Leipzig, bei David Iversen. 16 Bogen in 8vo.

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieser Gedichte Nachricht von denselben zu geben. Ihr Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen ist, hat sich zwar nicht genennet, ist aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen? — —

Wir fangen von den Fabeln an, welche den größten Teil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält fünfundzwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünfundzwanzigen des zweiten Buchs nur die drei ersten dem Verfasser; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Teile stehet eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in welchen viel Schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buchs:

„— Oft erholt er sich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Denn hat das stille Sans-Souci
Den Philosophen, nicht den König.

* * *

„Da denkt er denn in seiner großen Seele
Gedanken wie die Marc-Aurele
Und liest.
„O Prinz, o, wag es doch einmal
Und trag in seinen Büchersaal
Dies Fabelbuch, dein Spiel!"

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegenzueilen genötigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans-Souci zurücksehnen!) Unter den eigenen Er-

4 f. Bibliothek 2c. III, 2 (1758), S. 321—30.

dichtungen unsers Verfassers verdienen die zehnte, zwölfte und dreiundzwanzigste des ersten Buchs, wie auch die zwo ersten des zweiten Buchs allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der Äsopischen Fabel vermißt. Hingegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade, und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein ebenso großes Verdienst als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfindungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludewigs des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieser großen Dichter verherrlichen. Unserm Dichter ist besonders eine glückliche Kürze eigen, die fast niemals in das Trockene verfällt und dem Vortrage eine besondere Naivité und Lebhaftigkeit verschafft, ohne ihn in das Possenhafte und Niedrige sinken zu lassen. Die dreizehnte Fabel des zweiten Buchs ist meisterlich erzählt und übertrifft den La Fontaine, aus dem sie genommen ist. Wir wollen das Muster mit der Nachahmung vergleichen. Die hundertundneunzehnte Fabel T. I. des La Fontaine ist:

Le cheval et l'âne.

En ce monde il se faut l'un l'autre secourir.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un âne accompagnoit un cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant que son simple harnois,
Et le pauvre baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le cheval de l'aider quelque peu:
Autrement il mourroit devant qu'être à la ville.
La prière, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous sera que jeu.
Le cheval refusa, fit une pétarade,
Tant qu'il vit sous le faix mourir son camarade,
Et reconnut, qu'il avoit tort.
Du baudet en cette aventure,
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encor.

Unser deutscher Dichter unter eben dem Titel:

„Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,

37. Gleim ed. Körte III, 322.

Die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. 'Du hast
Auf deinem Rücken nichts,' sprach das geplagte Tier;
'Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!'
'Was helfen!' sagt der grobe Gaul;
'Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,
Trag zu!' — 'Ich sterbe, liebes Pferd;
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!' —
'Ich kann nicht,' sprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf."

Der Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich. Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinandergesetzt und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. „Ein ledig Pferd ging neben ihm" ist kürzer und weit schöner als accompagnoit un cheval peu courtois, Celui-ci ne portant que son simple harnois. Peu courtois steht hier sehr am unrechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das Pferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: Was helfen! sagt der grobe Gaul. Ne portant que son simple harnois, ist lange nicht so gut als: „Ein ledig Pferd".

Die Unterredung des Esels mit dem Gaul wird von dem französischen Dichter bloß erzählt; der deutsche hingegen läßt die Handlung vor unsern Augen vorgehen. Die demütige Bitte des geplagten Tiers macht mit der beleidigenden Antwort des stolzen Gauls einen vollkommenen Kontrast aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröner reden zu hören:

„Was helfen! sagt der — —
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu! — Ich sterbe" 2c.

Wie schwach klingt das französische: La prière, dit-il, n'en est pas incivile. Sogar die französischen Esel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette aventure ist eine bloße cheville.

Die sehr malerische Beschreibung des Fischreigers im La Fontaine:

Un jour sur les longs pieds alloit, je ne sçai où,
Le héron au long bec emmanché d'un long cou.
Il côtoyoit une rivière etc.

ist im Deutschen glücklich gegeben:

„Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese ging
Ein Reiger ernsthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing," ꝛc.

Die Worte „auf einer Wiese" scheinen überflüssig.

Die sechzehnte Fabel, „Der Esel in der Löwenhaut", gleichfalls aus dem La Fontaine, ist um ein merkliches verschönert. Man kann dieses auch von der zwanzigsten aus Gays „Fables" behaupten. — Wir wollen einen Teil der engländischen Fabel samt der deutschen Nachahmung hersetzen.

Fable XLIII.

The council of the horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
With mutiny had fir'd the train,
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The council met in grand debate.
A colt, whose eye-balls flam'd with ire,
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest
And thus the list'ning throng address'd:
  Good gods! how abject is our race,
Contemn'd to slav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cumbrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough-share trough the soil;
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two-legg'd kind!

5 ff. Körtes Ausg. III, 353. — 9. „Der Esel in der Löwenhaut", ebd. S. 326.

What force is in our nerves combin'd!
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp spur provoke my side?
Forbid it heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the lion first control
And still the tyger's famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.
A general nod approv'd the cause,
And all the circle neigh'd applause etc.

Der deutsche Dichter hat die Reden des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verschönert. Wir wollen ihn hören.

„'Ha!' sprach ein junger Hengst, 'wir Sklaven sind es wert,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O, wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch scheuten sie kein offnes Feld,
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Tier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmütiger als wir?
Ist er ein schöner Tier?

16 ff. Körtes Ausg. III, 337. — 37. Hiob 39, 19 ff.

Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht!
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indes, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreißet euch dem Joch und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammenhalten. Was meint ihr?'
  Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei" 2c.

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

„Ha! sprach ein junger Hengst" 2c.,

wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der junge Hengst anredet.

Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegenteil. Er beschreibet den Heldenmut, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch unstreitig einst frei gewesen, und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held durch die Heldentugenden seiner Vorfahren zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrührischen Gauls ist im Deutschen unverbesserlich ausgedrückt:

„Dem Menschen! — —
Das unvollkommne Tier!
Was ist es? Was sind wir?
Pfui, auf zwei Beinen nur!"

Die folgenden Fragen:

„Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?“ rc.

beziehen sich auf die Beschreibung von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen.

Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Tiere am Ende der Rede beschrieben!

„Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen,
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.“

Kurz, man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen. Nur den Schluß führen wir aus beiden Fabeln noch an; der engländische Dichter sagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted,
And, like his ancestors, was bitted,

der Deutsche mit einer ihm eigenen Lustigkeit:

„Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran und hinter ihm die Schar
Der mutigen Rebellen alle
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.“

Es ist im übrigen zu bedauern, daß der Verfasser, wie er sich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schicksale der besten Köpfe in Deutschland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrenteils mit einer Menge von mechanischen Geschäften belastet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Musen stehen, und wenn das Genie sich gleich durcharbeitet und zu gewissen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühseligkeit in das Feld der Schönheit hinüberschweift, so fehlt es ihm doch an der zwoten Muße, die zur Ausbesserung und Wegschaffung der kleinen Fehler

erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten belustiget; die Ausbesserung aber ist eine Arbeit und kann nur von demjenigen unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach denen überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verfasser lebt, zuzuschreiben sein, daß er sich selbst so ungleich ist und in andern Stellen eine ziemliche Nachlässigkeit verrät. Die vierte Fabel, „Die Milchfrau" aus dem Fontaine, ist weit unter dem Original und wimmelt von müßigen Ausdrückungen. Die vierundzwanzigste, „Der Fuchs und der Rabe", die La Fontaine so meisterlich erzählt, hat in der Nachahmung vieles verloren. (Man sehe in Gellerts Vorrede zu seinen Fabeln und Erzählungen, wie schön diese Fabel von einem alten schwäbischen Dichter ist besungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfasser selbst eingesehen habe; aber wir verwundern uns, daß er nicht statt der fünfundzwanzig Fabeln im zweiten Buche lieber ungefähr achtzehn vortrefflich erzählte Fabeln hat liefern wollen.

Vorrede zu „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt"
[von Lessing].

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen kann; und durch die tiefsinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Karls des XII. Einige haben es für einen schönen Roman angesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Übertreibung beiseite, lasset uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

8. „Die Milchfrau", Körtes Ausg. III, 419. — 10. „Der Fuchs und der Rabe", ebd. S. 351. — 13. schwäbischen Dichter, Boner, Fab. 17, S. 32 der Bodmerschen Ausgabe. — 18 f. Rostock 1752. Als Lessingisch erkannt und zuerst wieder veröffentlicht von B. A. Wagner, „Lessing-Forschungen", Berlin 1881, S. 6—8.

Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdient. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm sein wird, sie hier in einer Übersetzung beisammen zu finden.

Er hat überall gesuchet, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtnis füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten und das Herz zu ordnen, die menschlichen Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe. Wann wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser nur durch einen Friedrich versetzet werden konnte.

Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beiden Teilen; daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen.

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, saget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beigetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählet, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Übersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem

7. wichtige,? nichtige? unwichtige? — 13. Der Versuch ... Ludewigs des XIVten, die zweite und ausführlichste der von L. übersetzten historischen Schriften Voltaires. — 27 f. Allein ... Voltaire, B. A. Wagner, Lessing-Forschungen S. 51. Oeuvres, Paris 1817, **XVII**, 631.

geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope saget:

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare seiner Werke zu Rate ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts Wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser.

Berlin, 1751. L.

Vorrede zu Johann Huarts „Prüfung der Köpfe".

Vorrede des Übersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt sein als Johann Huart, nicht sowohl nach seiner Person als nach seinem Werke, dessen Übersetzung wir hier liefern; denn in Ansehung jener trifft der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyère auch an ihm ein: „Viele kennt man, und viele sollte man kennen." Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstägen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen; nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts Gemeinem beschäftigte und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebens-

4. neuesten Ausgabe, gemeint ist die Dresdener Ausgabe des Buchhändlers Walther, von der 1748—50 9 Bände erschienen waren. — 8. Die letzte und größte Kunst, die Kunst zu streichen. — 17. „Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Worinne er die verschiedenen Fähigkeiten, die in den Menschen liegen, zeigt. Einer jeden den Teil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehöret. Und endlich den Eltern Anschläge erteilt, wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. Zerbst. In der Zimmermannischen Buchhandlung. 1752."

umstände auf den und jenen Teil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzuteilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzu trocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra an dem Flusse Neve, geboren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks „natural de sant Juan del pie del Puerto" genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser, und Antonius in seiner „Spanischen Bibliothek" weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Mutmaßung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen, in welchem der Verstand alle diejenige Stärke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreißigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der, welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren sei. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen, eine wahrscheinliche Mutmaßung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier außer seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sei geboren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Katholicus, den päpstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht sein, daß die Eltern unsers Huarts mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studiert habe, ist aus dem

17 ff. Er setzt ... einundfunfzigsten Jahre, vielmehr heißt es S. 14 f. von Lessings Übersetzung: „Wer also zu wissen verlangt, wenn sein Verstand alle diejenige Stärke erlangt habe, deren er fähig ist, der wisse, daß dieses ohngefähr zwischen dem dreiunddreißigsten bis funfzigsten Jahre sei."

einigermaßen zu schließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzählt, ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabei gewesen sein, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier oder in Salamanca studiert haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneikunst gewidmet und in dieser Fakultät die Würde eines Doktors angenommen hat. Er hat hierauf prakti- ziert und sich größtenteils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr ge- lebt hat.

Und das ist es alles, was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt, unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligmann, welcher in seiner „Sciagraphia virium imaginationis“ von ihm schreibt: „Huartus Hispanus se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus.“ Diesen wunderlichen Irrtum zu widerlegen, darf ich den Leser nur auf das verweisen, was Huart auf der 56. Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzählt, und sogleich wird man

1 f. was er ... erzählt, Lessings Übersetzung S. 175 f. — 17 f. „Sciagraphia virium imaginationis“, Schattenriß der Kräfte der Einbildung. — 18 ff. „Huartus Hispanus ... discursus“, der Spanier Huarte, welcher sich im Wahnsinn für einen König hielt, hielt die klügsten Reden über die Regierungskunst. — 21 f. was Huart ... erzählt. „Doch alles dieses ist nichts und bloß ein Werk von wenig Augenblicken, wenn man es mit den Besonderheiten vergleicht, die sich an einem wahnsinnig gewordenen Pagen eines der Vornehmsten dieses Königreichs geäußert. In gesunden Tagen hatte man ihn durchgängig für einen Menschen von sehr wenigem Verstande gehalten. Als er aber in die Krankheit verfiel, brachte er so viel anmutige Sachen, so viel sinnreiche Gleichnisse, so viel vortreffliche Antworten, wenn man ihn fragte, und so viel unverbesserliche Vor- schläge, das Reich (dessen Herr er sich zu sein einbildete) wohl zu regieren, vor, daß nicht wenig Leute aus fremden Orten so was Wunderbares zu hören herbei kamen, daß selbst sein Herr sein Bette selten oder gar nicht verließ und nichts eifriger von Gott wünschte, als daß er nie wieder hergestellt werden möchte. Dieses gab er ganz deutlich zu verstehen, als der Page gesund worden war und der Arzt, in der gewissen Hoffnung Lob und Be- lohnung davonzutragen, sich von ihm beurlauben wollte: ‘Mein Herr,’ sagte er zu dem Arzte, ‘ich kann Sie versichern, daß mich niemals ein Unfall mehr geschmerzt hat als die Genesung meines Pagen. Eine so weise Narrheit hätte man gar nicht wieder in eine so langsame gesunde Vernunft, wie er sie jetzt hat, da er genesen ist, verwandeln sollen. Es kommt mir vor, als wenn Sie ihn mit gutem Bedacht wieder zum Narren gemacht hätten, welches doch die elendeste Krankheit ist, in die ein Mensch verfallen kann.’ Der arme Arzt sahe, daß seine Kur sehr übel aufgenommen worden, und glaubte wenigstens von dem Pagen einen besseren Abschied zu bekommen; doch auch dieser, nach vielen Hinundwider- reden, sagte ihm zum Schlusse: ‘Mein Herr Arzt, ich danke Ihnen, daß Sie haben wollen so gütig sein, mir zu meinem gesunden Verstande wieder zu verhelfen. Einigermaßen aber, ich versichere Sie es heilig, verdrießt es mich, daß ich wieder gesund bin. In meiner sogenannten Unsinnigkeit lebte ich in der größten Achtung vor der Welt, und ich schien mir

ohne mein Erinnern sehen, daß der, welcher erzählt, mit dem, von welchem erzählt wird, entweder von dem D. Seligmann selbst oder dem le Grand, auf dessen „Natürliche Geschichte“ er sich beruft, sei verwechselt worden.

So wenig ich von des Huarts Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache „Examen de Ingenios para las sciencias“ überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen „Scrutinium ingeniorum“ bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Übersetzung, welche Joachim Cäsar, oder wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschacius Major, 1612 herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, soviel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Übersetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine „Prüfung“ aufgelegt wurde, so oft sahe sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun daß sich der lateinische Übersetzer bloß nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammengeworfen und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt und widersprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Ekel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht und von dem Seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm über dieses noch schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunstgriff, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt sein, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Übersetzung gemacht, eben der geringe Wert der lateinischen, an der man sich bisher

ein so großer Herr zu sein, daß kein König auf der Welt wäre, der nicht seine Krone von mir zur Lehn hätte. Ob es gleich eine falsche Einbildung war, was schadet das? Genug, sie vergnügte mich ebenso sehr, als wenn sie wahr gewesen wäre. Wie viel schlechter stehet es jetzt um mich, da ich sehe, daß ich nichts als ein armer Page bin, und daß ich vielleicht morgen demjenigen wieder aufzuwarten anfangen muß, den ich in meiner Krankheit nicht würdig genug geachtet hätte, mein Bedienter zu sein.‘“ Vgl. zu dieser Erzählung die Novelle Cervantes’ „Der gläserne Licentiat“ (Nouvelles exemplaires I, 377).

hat müssen begnügen lassen, gewesen sei. Das Buch an sich selbst hat seine Vortrefflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philosophieren, welche man darinnen antrifft, jetzo ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige, welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind, als daß sie durchgängig bekannt sein sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas Überflüssiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den großen und erfindenden Genies erlaubt sein solle, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eignen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurteilt und treibt alles auf eine besondere Art, er entdecket alle seine Gedanken frei und ist sich selbst sein eigner Führer. Man weiß aber wohl, daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen, und der billige Leser wird sich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrtümern nicht anders als gut urteilen können. Mit den allzu groben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bei der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem mutigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

Anhang.

Einige Materialien zu einem lateinischen Aufsatze über Johann Huart.

De nomine.

De ipsius nomine monendum erit, falso illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hispanicum Juan idem esse quod Johannes, cum ex Lexicis

34. a Morhofio, Polyhistor II, 453.

tum ex inscriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hispanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuisset Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quae sane mutatio Hispanis admodum vulgaris est.

Hispanum esse.

Huartum nostrum Hispanum esse, ex eo probare, quod Hispanico idiomate usus fuerit, ficulneum sane esset argumentum, nisi ipse Huartus Hispanicam linguam suam dixisset. Cap. 8 p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in Fano S. Joannis Pedeportuensis, Gallicae ditionis urbe, quae tamen neutiquam de ipsius gente scrupulum movere valet, quod sane conjectura non inepta doceri potest.

Quod ipsius pueritiae indicium dederit.

P. 6. Entramos tres etc.

Quibus operam dederit studiis et quae neglexisse videatur.

P. 72. Poëta que se nomo Pindaro etc.

Sane quidem si verum est, quod Tannonium Pudentem in sua Apuleji accusatione dixisse idem ille Apulejus cum risu affirmat (in Apol. p. 333): Philosophum tam Graece quam Latine disertum esse citra reprehensionem non posse: nostrum certe ista ratione nec minimam in se commeruisse culpam contendo.

Philosophorum more non comta oratione, non flosculis diligenter quaesitis, sed rebus notatu quam dignissimis audientiam sibi facit. Cic., De Sen., c. 9.

Non nisi unum composuisse librum.

Qua aetate scribere coeperit.

Variae editiones.

En Baeça anno 1575.

En Bilbao 1580.

10. Lessings Übersetzung S. 138. — 16. Ebenda S. 6. — 19. Ebenda S. 76.

In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodiit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impressa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray, impr. 1650 et 1661. Tertia tandem illa est, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxoniensi cognitam fuisse miror, cum saepius typis exscripta sit.*)

Varia de ipso eruditorum judicia.

Baylius Medicum nostrum Huartum dicit, non unum e multis, sed inter multos propemodum singularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conf. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI, Dresd. 1711. 8. §. 13.

Praesertim, qui illum inverecundum auctorem esse contendunt, refellendi.

De istius argumenti libris ea valent, quae Apulejus in Apol. minori fortassis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto sanctiores sunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compositi, quanto simplicius professi.

Argumenti praestantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc institutum Quintilianus, qui 3. cap. Lib. I. Inst. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoscantur.

Conf. Translat. Lat. Prooem., p. 4.

At noster solus repertus est ex omni memoria, qui hoc argumentum ex instituto pertractaverit.

Desertae equidem doctrinae et jam pridem relictae patrocinium in me suscipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philosophandi genere non leviter delectari, licet medicorum assensione id temporis plane destituatur.

Multa habet praeclara, inter quae

1. miraculorum doctrina —

*) Beim Placcius, De Anon., p. 472 wird einer deutschen Übersetzung des Huart gedacht, welches aber gewiß die lateinische sein soll.

2 ff. Übers. von Gottsched II, 869 A. — 10 f. Findet sich in Gottscheds Übersetzung nicht, es müßte denn die Stelle sein ebenda S. 868: „Er giebt darinnen viel Dinge, die vermuten lassen, daß er nicht dem gemeinen Wege der Arzneikundigen gefolgt ist.“ — 33. Lessings Übersetzung S. 256.

Minus vera.

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata esse judico, quae de malitia et militia profert. An quidquam stultius, quam ex nominum propinquitate vim similem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De foeminarum ingenio.

Judicia ingeniorum, quae Huartus ab externa petit forma, nullius pretii sunt; quamplurimis enim nobis natura ostendit exemplis: posse ingenium fortissimum ac beatissimum sub qualibet cute latere. Sen., ep. 66.

Exemplum Nicolai Riccardii. Erythr. Pinac., p. 43.

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco nasci. Si posset per se nudos edere animos, fecisset; nunc quod amplius est, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, sed nihilo minus perrumpentes obstantia. Seneca, l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quae nos in Senecae sententiam ire jubent, nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuisse.

Opiniones singulares.

1. de arbore vitae, in Prooem. Lat. tr., p. 18.

Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen.

Aus dem Französischen.

Erster Teil, 1753.

Vorrede des Übersetzers.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unserer Neugierde nicht unwürdiger sind als

2. Lessings Übersetzung S. 271. — 3. Illa ... profert, ebenda S. 273 f. — 8 ff. Ebenda S. 32 ff.

die Thaten der Griechen und Römer; ich fand in der meinigen fast gar keine.

Was er in anderen, besonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er geriet auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf geraten sein, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre.

Er stellte sich dabei einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kann ein gutes Vorurteil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für ebenso ergetzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm sein können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er überdieses die Kunst wohl zu erzählen und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorratskammer aller chronologischen Widersprüche, aller verschiedenen Erzählungen, aller, auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebenen Geschichtbüchern aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene große Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene große Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtnis, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondre für Leute, welche deswegen, weil sie keine Gelehrte von Profession sind, von Lesung der Bücher und besonders historischer Schriften eben nicht wollen ausgeschlossen sein. Er schrieb

4. zerstreuete Glieder, disjecta membra; nach Horaz' Satiren I, 4, 62.

für die Jugend, bei welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das Wesentlichste bei den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen, und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Übersetzer, welcher sein Original gerne geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegenteil thun und dasjenige anführen, was man an dieser „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen“ ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beinahe ein diktatorisches Ansehen in der Geschichte und in der Beurteilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bei Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vorteilhaft ist. Beinahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Übersetzung zurückgehalten, und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut sein?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34. Stücke der „Hällischen Anzeigen“ vom Jahre 1751 unserem Verfasser dreierlei zur Last. Er erinnert verschiedenes wegen seiner Quellen, er beschuldiget ihn einer Zerstümmlung seiner Geschichte, er giebt ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In der Geschichte der Araber,“ sagt der Herr D., „sind zwar D. Herbelot und die Übersetzung vom Ockley und Elmacin seine besten Quellen, doch verachtet er den ersten auf Renaudots Versicherung bei aller Gelegenheit und zieht dieses letzteren weit unrichtigere Erzählungen den Nachrichten des ersteren vor, den andern aber verschweigt er sorgfältig und führt den Alvakedi an dessen Statt an, ohnerachtet er bei der gänzlichen Unfähigkeit, arabische Schriftsteller zu Rate

zu ziehen, aus Assemanni, Schultens, Salens und anderer Arbeiten richtigere und fruchtbarere Hülfsmittel entlehnen können." Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beisammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrifft? Ist denn Renaudot der einzige, der dieses gesagt hat? Muß man ebenso stark in den orientalischen Sprachen sein, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wenn er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon Unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bei aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? Thut er etwas anderes, als daß er, nach Maßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner, wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede auf Versicherung seines Renaudots nicht weit verdächtiger als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedene Irrtümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst und andere, die er sich weit mehr als jene zu nutze gemacht hat, nicht ebenso gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammenzutragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist

22. Vorrede, Anm. 6: Nuper alius magni sane inter literatos nominis nobisque dum vixerat conjunctissimus, Bartholomaeus Herbelotius, illam retulit ex Elmacino in Bibliothecam orientalem suam absque ulla censura. Quamvis autem neminem in his peregrinis literis doctiorem nostra aut superior aetas viderit, tamen quia collectanea illa, quae in alphabetum digesta sunt, caruerunt postrema auctoris emendatione, non majorem habent auctoritatem quam a scriptoribus, ex quibus illa desumpsit; hic autem non alium quam Elmacinum nominat. Renaudot, Hist. Patriarch. Alexandr., p. 483.

dieses, daß er den Alvakedi anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierinne ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht leugnet, so kann er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rate gezogen; er muß es vielmehr deswegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währmann seiner Erzählungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter als die Güte seiner Schrift darunter leiden. Und ist es denn so etwas Unerhörtes, wenn ein Gelehrter seine nächsten Quellen verschweiget, und wenn er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen als möglich?

Ich komme zu dem zweiten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgendermaßen erklärt: „Der Inhalt der Geschichte der Araber unter den Kalifen ist der Aufschrift gar nicht gemäß, indem er weder von den Veränderungen im eigentlichen Arabien unter der Regierung der Abbassidischen Kalifen zu Bagdad, noch auch von der Ommiadischen Geschlechtsfolge der Kalifen in Spanien, ingleichen den Aliden, Moraviden oder Marabuts und anderen Reichen der Araber auch nur so viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen können, die in jedermanns Händen sind und der Aufschrift zufolge allhier billig erwartet wird.“ Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwägen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny notwendig würde müssen geherrscht haben, wenn er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abbassiden so Wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreißen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen geborenen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten und diesen mit dem Schwerte ausbreiteten? War es also nicht notwendiger, daß er nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten (das ist derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Teile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen er-

zählte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt und ihrer nicht weiter gedenkt, als insoferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht aus der Geschichte von England die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmlung noch erträglich sein würde, wenn die gelieferten Teile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgendergestalt. „Nur eine," sagt er, „der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so wird im 2. Teile, S. 488, Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas denselben für den echten Imam erkannt haben, da nicht nur dieser Ibrahim unter die zwölf Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abbasside und des ersten Abbassidischen Kalifen Abdallah Muhammed Abulabbas leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrtum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sei Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben." Ich würde ein verzweifelter Wagehals sein, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Kritik des Herrn D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten Abbassidischen Califen. Marigny weiß dieses selbst (s. 2. T. S. 493) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburt nach kein Nachkomme des Ali sein konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Herrn D. Baumgarten angeführten Orte

17. 2. Teile, S. 488, T. II, S. 342 der Übersetzung. — 34 2. T., S. 493, T. II, S. 347 der Übersetzung.

diesen Fehler und nennt ihn einen Aliden? Ich begreife nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweideutigkeit hat stoßen können. Heißt denn ein Alide bloß ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch einen, welcher des Ali Partei hält und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbassiden bei der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabei aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern freisprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologischen Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Sarazenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubekr den Izdegerd geschlagen, getötet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damascus von dem Omar sein erobert und geplündert worden; da sollen die Sarazenen in Ägypten eher eingedrungen sein, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Herr D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Kompilation des Dufresnoy schön und nützlich sei. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bei einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beifall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publikum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

Noch zwei Worte will ich von der Übersetzung selbst hinzu-

18. Nicolas Langlet Dufresnoy (1674—1755), „Tables chronologiques de l'histoire universelle". Paris 1729. Deutsch von Siegmund Jacob Baumgarten. Halle 1752.

thun und schließen: Das Original bestehet aus vier Oktavbänden, welche man in dreie zu bringen für gut befunden hat. In den nächstfolgenden Leipziger Messen sollen die übrigen zwei erscheinen. Einige Druckfehler, die in diesem eingeschlichen sind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können gewesen sein, wird der Leser so gut sein und übersehen. Ich will ihm dafür die Schmeichelei machen, daß ich ihn viel zu scharfsichtig halte, als daß es nötig sein sollte, ihm erst lange ein Verzeichnis davon zu geben.

M. L. A.

Vorbericht zu der Myliusschen Übersetzung von Hogarths „Zergliederung der Schönheit“.

Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthsche System von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns wo möglich in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bei seiner Übersetzung wahrscheinlicherweise für seine Landsleute gehabt hat, diese Begierde, sag' ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verraten schien und mit dem Vermögen unsrer Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten dasjenige Verhältnis nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bei dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnsucht hoffentlich von selbst wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht sein, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegenteils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man ohne Zweifel den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß

9. M. L. A. = Magister liberalium artium; dies ist der akademische Titel, den sich Lessing in Wittenberg erworben hatte. — 11. „Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. Verbesserter und vermehrter Abdruck. Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. Berlin und Potsdam bei Christian Friedrich Voß. 1754.“ (Erste Auflage: London. Bey Andreas Linde. J. K. H. der verwittweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt. 1754.)

sie so glücklich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie zum Nachteile des Ganzen weiter unter die Originale setzen könnte, als sie vermöge der Natur einer Kopie zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrifft, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er als ein Maler die Feder weniger geschickt zu führen wußte als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnötig häufte und die Perioden so unordentlich unter einander laufen ließ, als ordentlich seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beinahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen oder durch die allzu ofte Wiederholung ebendesselben Worts den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft sein konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57. Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sei in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius drückt es durch „eine Art des ersten Bewegungsgrundes“ aus, so ist dieses ohnstreitig eine kleine Nachlässigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelfen gesucht habe, und sie haben es auch sein müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Übersetzung zu zweifeln eben keinen Grund finde.

Außer diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bei der Hand, und ich hoffte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer sein würden,

35. Briefe des Hrn. Rouquet an einen seiner Freunde in Paris, worin er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarth erklärt. S. 93—111.

je schwerer man sich aus den bloßen Überschriften einen Begriff davon machen kann. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Überschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress durch „Hurenglück" und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegenteil von dem denken läßt, was man in der Rouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarthschen Werke nicht noch mehr hätte thun können, auch sogar in Ansehung des Inhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannigfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmack ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas Gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedener Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit, doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie: diejenige nämlich, welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinausschiebt, besonders wenn es auf das Wenigere oder Mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich sein sollte, wie ich es beinahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt, noch zu gekrümmt ist, so sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich sei, die äußern Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuholen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sei, und daß weitläuftige und schwere Berechnungen sein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ also seinen Faden als ein Künstler da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreifen und weiterführen möchte.

Die ganze Sache würde ohne Zweifel auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabei aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen, und alsdann, wenn die Übereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden, von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses, glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde unter den verstorbnen Gelehrten der Hr. Parent auf eine vorzügliche Art zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen sein. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem „Journal Britannique“, und zwar in den Monaten November und Dezember des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthschen Werks, durch eine kleine Note mit einfließen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deswegen auf desselben dritten Teil Physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das „Jour. des Sav.“ vom Jahre 1700, wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sei. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Ähnlichkeit der Hogarthschen und Parentschen Gedanken beinahe erstaunt bin. Gleich anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Teile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die bloße Mannigfaltigkeit der Teile ankomme, ob diese gleich oft gefalle, und ebendieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Übereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen,

2. punctorum flexus contrarii, Punkte entgegengesetzter Windung. — 24. Das „Journal des Savans“ war eine weit verbreitete gelehrte Zeitschrift, die seit 1665 erschien.

welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen, lehrt er vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Konvexitäten, Konkavitäten und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkürliche Namen zu geben und ihre Verhältnisse unter einander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rate ziehen können; wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuten. „Es wäre nunmehr noch übrig," sagt er, „daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Tiere haben; doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare."

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung sein würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie mir unwissend nicht schon angestellt hat.

Vorrede zu „Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold Ephraim Lessing".

Vorrede.

Es würde schwer zu bestimmen sein, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten

23 f. Berlin, bei Ambr. Haude und Joh. Carl Spener. 1754.

Freunde, und itzt bin ich sein Herausgeber geworden: zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubnis geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht zum Glücke eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Teil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften, so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn Mylius ein richtiges Urteil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet: Herr Mylius ist zwischen dem 6ten und 7ten Dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wiederzusehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

„Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius, im Auge feiger Thoren
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt“

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor seiner Abreise an. Aber ach, die Vermutung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntnis seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urteil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas Schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut Stoisch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns sein ließe, was es in der That ist, nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödlich sein; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen sein, wenn er nicht vorher gestorben wäre. — So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüte dahin! Sie sterben reich an Entwürfen und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer sein, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervorzubringen als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was

1. kleinen Gedichte, nach Redlichs Bemerkung einer Parodie der Kleistschen Ode „Der Vorsatz" (ed. Sauer I, 57). — 33. güldnen Mittelmäßigkeit, nach Horaz' Od. II, 10, 5: Aurea mediocritas.

für Schwierigkeiten dieses Genie in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nötigsten Hülfsmittel zurückgehalten, bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt, bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armut, Ärgernis, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studieren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brotwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brotwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntnis der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas Mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. — Ja, mein

13. geboren, am 11. November 1722 zu Reichenbach in Oberschlesien.

Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf ohne Zweifel, in welchem das Ende das Unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Teil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch, noch mehr aber mit der gewissen Überzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte,*) haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren und ist vielleicht eben itzt beschäftiget, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich geraten und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt und diese Vorstellungen haben ihn beruhigt, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit diesen traurig angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl!

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen erteilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es

*) Man sehe in diesen vermischten Schriften S. 146.

ist oft ebenso unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurteilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nötigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle sein, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nötigen, den Gewinst seine Minerva und die Notwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistenteils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen! Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den „Belustigungen“, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Teile des „Liebhabers der schönen Wissenschaften“ finden können. So geht es fast

18. sechsten Bande, vielmehr V, 203—10. Die „Belustigungen“ waren eine von Gottschedianern gegründete Leipziger belletristische Zeitschrift. Die letzte Strophe dieser „Ode“ lautet:

„Du, o der deutschen Dichtkunst Lehrer,
Der Einsicht und der Kunst Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottsched, scheut die Grenzen,
Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen,
Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die du in Deutschland hergestellt:
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Nicht eher als die ganze Welt.“

— 23 f. „Liebhabers der schönen Wissenschaften“, herausgegeben von Naumann 12 Stücke in 2 Bänden, Jena 1747 und 1748. Die Parodie (I, 95) lautet:

„Du, o der deutschen Reimkunst Lehrer!
Der Bändchenschreiberei Vermehrer,
Des alten Bavens Ebenbild,
Dein Ruhm, o Gottsched, eng an Grenzen,
Hat Preußen durch sein mattes Glänzen,
Was Preußen? Balga kaum erfüllt.
Dein lieber Grimm wird dich erheben,
Der die Banise aufgestellt:
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Mit Krügern erst aus dieser Welt.“

immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzu sehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloßgegeben hat, und will allzu spät durch ebenso übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgen seine „Betrachtungen über die Majestät Gottes", welche aus einer oratorischen Übung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas' hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspektor Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich meinesteils habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht seine, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller gradeweg als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? — Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der „Belustigungen"; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Deklamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das schönste Rezept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Tiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man

17. vorgetragen hatte, Actorum Eruditorum Supplementa T. IV, 1711, S. 29: Neque tamen hoc phaenomeno vis infertur portento, quod tempore Hiskiae contigit, neque enim tantam retrogradationem, quantam referunt paginae sacrae, per refractionem in aere vaporoso aut nube densiore factam explicari posse suspicamur, utut ipsi examinandae serio vacare nondum licuerit; et si vel maxime explicari possit, (quod tamen vix sperandum) non desunt alia argumenta, quae ad divini miraculi veritatem adversus empectas hujus seculi valide vindicandam sufficiunt. — 23. „Belustigungen", V, 373 ff. und 472 ff., dann „Verm. Schr." S. 1 ff. Der Aufsatz von Joh. Friedrich Burg (1689—1766) steht in den „Belustigungen" VI, 357 ff. Die Parentschen Untersuchungen sind die „Essais et recherches de mathématique et de physique par Antoine Parent", T. I. Paris 1705. Vgl. oben S. 55, Z. 22 ff. und über den Streit Danzels Biographie Lessings, 2. Ausg., I, 92. Das vermeintliche Wunder wird Jesaias 38, 8 erwähnt. — 28 ff. Abhandlung u. s. w., „Belustigungen" VII, 147 ff.; VII, 363 ff. und VIII, 325 ff.; dann auch „Verm. Schr." S. 50 ff., 68 ff. und 188 ff.

die Tiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe. — Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Rätsel zu machen. Zwar — als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. — Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den „Belustigungen" von ihm finden, besonders einige Sapphische Oden, die dieses zärtliche Silbenmaß sehr wohl beobachten und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das „Gedicht auf die Bewohner der Kometen". Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den „Belustigungen" drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht, und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

„Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren.
Ein Volk, das unverletzt vom äußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?"

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es sein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es sein, der auch andre es zu glauben nötigte. Er setzte sich also und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

13. Sapphische Oden, „Belustigungen" VII, 145 und VIII, 401, wiederholt „Verm. Schr." S. 363 und 372. — 19. drucken lassen, „Belustigungen" VI, 278 ff.; vgl. Kästners „Verm. Schr.", Altenburg 1755, S. 69 ff. — 24 ff. Kästners gesammelte Werke, Berlin 1841, II, 72. — 33. Bewohner der Kometen, „Belustigungen" VI, 383 ff. und „Verm. Schr." S. 349 ff.

„Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels wert;"

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ und in sein ganz Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr als eine einzige schöne Zeile darinne gefunden; diese nämlich:

„Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?"

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichtum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den „Belustigungen" stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter, und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Hr. Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntnis der Welt fehlte: Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtenteils junge

11. „Belustigungen" VI, 387.

Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. — — Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen „Freigeist“ anfing und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem „Zuschauer“ gelesen zu haben. Diese Art, sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswert. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen und in dieser abwechselnden Armut sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. — Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Teil von seinem „Freigeiste“ sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des „Boethius Troste der Weltweisheit“ sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bei sich trug. Die Übersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mitteilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der Adonischen nämlich, und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des „Freigeistes“ anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten Namen einigermaßen nachteilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von

der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeist ebenso ordentlich zu verbinden, als man itzt den Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständnis werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der „Wahrsager". Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft, und die Satire ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts Schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur skandalösen Chronike der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erste Blatt des „Wahrsagers" kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Not. „Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?" sagte der Herr von K** zu ihm; „nennen Sie es den 'Wahrsager'! Die zu dumm waren, Sie als einen

4. Edelmann, vgl. III, 1, S. 245. — 12. zwanzigste Stück, vgl. E. Schmidt, Lessing I, 172 f.

Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug sein, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen.“ Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Wert entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt „Die Ärzte“. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich darzusetzen: kurz, es ist ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satire, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch sonst mehr verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Molière nennen sollten. Ein deutscher Molière! und dieser mein Freund! O, wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte seine „Ärzte“ auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm gerieten, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht! Kurz vorher waren „Die Geistlichen auf dem Lande“ zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Hrn. Krieger. In seinen „Geistlichen“ hatte er die Satire auf

35. Krieger, vielmehr Joh. Christian Krüger (1722—1750), Schauspieler bei der Schönemannschen Gesellschaft. Sein Lustspiel „Die Geistlichen auf dem Lande“, Lpz. 1743, steht nicht in seinen von Löwen 1763 herausgegebenen Schriften. Über den Inhalt vgl. Danzel Lessing, 2. Ausg. I, 135.

eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satire halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den „Geistlichen“ nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja, sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, konfisziert. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte passieren lassen, und trug die Abfertigung der Ärzte dem Hrn. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Äskulaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein paar Freier, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt „Der Unerträgliche“ und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satire sein, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo ebenso schlecht als dort mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht, ob so glücklich oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. „Die Ärzte“ und den „Unerträglichen“ machte Hr. Mylius bald nach einander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt „Die Schäferinsel“; es ist in Versen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte! — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntnis ihrer Kunst absprechen wollte! Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verrät sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwach-

13 ff. eine Jungfer ... passen würden, noch mehr über den Inhalt siehe bei Danzel, Lessing, 2. Ausg. I, 135 f.

heit an ihr halte. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr „Die Schäferinsel“ sein sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anraten ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. Solange er damit beschäftiget war, habe ich ihn seiner Geschwindigkeit wegen mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmütigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt „Der Kuß“; es ward komponiert und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben, ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntnis der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und toten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf' ich mich auf seine Übersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der „Sammlung auserlesener Schriften“ dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publiko einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber

ungehalten, und anstatt daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Übersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die „Kosmologie des Hrn. von Maupertuis", und des „Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra" die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntnis der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war, größer, als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen, er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Réaumur, Linnäus, Watson, Lyonet 2c. aufweisen konnte. — Aus dem Italienischen hat Hr. Mylius untern andern in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" die „Clitia" des Macchiavells übersetzt, und aus dem Englischen Popens „Versuch über den Menschen". Durch diese letztere Übersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweiten Bande der „Hällischen Bemühungen" steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wässrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London in seinem letzten Jahre durch die Übersetzung von „Hogarths Zergliederung der Schönheit" zu wissen gezeigt hat. Ja, er ist sogar noch selbst mitten unter den Engländern ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden, und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerspiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte

17 ff. Aus ... übersetzt, vgl. V, 9 f. — 22. Die „Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" hat Mylius in Verbindung mit Joh. Andr. Cramer 1743—47 in 16 Stücken herausgegeben; B. H. Brockes' Übersetzung war Hamburg 1740 erschienen. — 29 f. Hogarths „Zergliederung der Schönheit", vgl. oben S. 52; VI, 65. 68. — 32 ff. Er ließ ... nannte, angezeigt in der Vossischen Zeitung, 1754, Nr. 29. Er hat sich übrigens Christl. Mill genannt und sein deutsches Manuskript übersetzen lassen; vgl. Danzel, 2. Ausg. I, 261, Anm.

er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Teil aus dem „Monthly Review“, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Versäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Brite hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Hr. Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurteilung des Hallerischen Gedichts „Über den Ursprung des Übels“ in den ersten Stücken der „Hällischen Bemühungen“ geflossen ist. Ich sage mit Fleiß: aus seiner Feder, und nicht: aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu sein. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt: auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden und ihn wie den Versöhnungsbock in die Wüste schicken sollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem so schimpflich kritisiert habe, oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmut, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundre ich — seine Großmut nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen. — Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

33. gesucht hat, durch die Veranstaltung von Mylius' Reise. Nähere Auskunft giebt Hallers Bericht in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, 24. Aug. 1754, und Mylius' Tagebuch im 7. Bande von Bernoullis „Archiv“. Vgl. Zimmermann, Leben Hallers S. 300—309.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise teilgehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind und ihr Geld bereuen. „Was haben wir nun davon?“ heißt es bei einigen auch hier. „Ehre!“ habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet; „Ehre!“ — „Nichts weiter?“ versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsre Naturaliensammlungen würden vermehren können.“ — „Ei! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Kommissionär an, der für Sie nach Amerika reisete, um die Lücken Ihres Kabinetts so wohlfeil als möglich zu erfüllen?“ — „Nicht viel anders!“ — „Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl,“ bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, „für was Hr. Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender, für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts Bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und“ — „Was?“ hat man mich unterbrochen, „uns für Verschwender anzusehen?“ — „Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen.“ Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satirischen Sendschreiben*) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge erteilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die „Ermunterungen“ eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender,“ sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Gerate-

*) Man sehe diese Vermischten Schriften, S. 280 u. folg.

wohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützigen Handlanger einigen Schaden davon haben." — Was sagen Sie zu dieser Stelle mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas Prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen und um nichts als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen sein und die Kenntnis des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzu sehr nachhänge. — Lassen Sie uns vielmehr rc. —

*
* *

Hier gerieten wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig Reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas Weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche teils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, teils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesieen insbesondere habe ich überall zusammengesucht und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich gnug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle

20. andern. Vgl. III, 1, V. 1838.

mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen „Abschied aus Europa" gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. — Mir ist itzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen und mich seiner Gunst zu empfehlen.

Vorrede zu der 1756 erschienenen deutschen Übersetzung von Thomsons Trauerspielen.

Vorrede.

Das Vergnügen, diese Übersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt als Vorredner anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte und bei dieser Gelegenheit anderwärts*) zusammengetragne Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich nach aller möglichen Ausdehnung zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

Man erwarte hier also keine kritische Zergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken, an die ich den Leser selbst zu kommen nicht lange aufhalten will. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht!

Auch die unter den deutschen Kennern der echten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeinten Übersetzung des seligen Brockes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernste und schreck-

*) In dem 1. Stücke der „Theatralischen Bibliothek". [V, 60 ff.]

7 f. „Des Herrn Jacob Thomson sämtliche Trauerspiele. I. Sophonisbe. II. Agamemnon. III. Eduard und Eleonora. IV. Tancred und Sigismunda. V. Coriolan. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Vorrede von Gotthold Ephraim Lessing. Leipzig. In der Weidemannischen Handlung. 1756." — 28. Brockes, vgl. oben S. 70, Z. 23.

liche Scenen des veränderlichen Jahres eine aus der andern entstehen und in die andre zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm, er mag in der großen oder in der kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehabene Gleichgewicht der Luft oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerlei scharfen Aufmerksamkeit, vermittelst einerlei feurigen Einbildungskraft wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal und hier die ruhige Sanftmut, dort eine nach Regen lechzende Saat und hier die wartende Hoffnung, dort die auf reiner Wasserfläche ietzt sich spiegelnde, ietzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß, dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht, dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel herhangender Felsen und hier die blinde, sich herabstürzende Verzweiflung allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurteil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurteil mehr, sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn auch in dieser Sphäre für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntnis des menschlichen Herzens und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntnis, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besondern Charakter, jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja; aber nichts anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele.

5. aufgehabene, vgl. S. 186, Z. 20.

Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltesten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erschaffen als die schönste Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte, so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des „Kaufmanns von London" als des „Sterbenden Cato" sein, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hat, deren wegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bei einer einzigen Vorstellung des erstern sind auch von den Unempfindlichsten mehr Thränen vergossen worden, als bei allen möglichen Vorstellungen des andern auch von den Empfindlichsten nicht können vergossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr ist, daß auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Teile beruhen, daß das Ganze durch sie Ordnung und Symmetrie bekömmt, wie es denn wahr ist: sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit, erschaffen haben wollen?

Ich sage: einen lebendigen Herkules, und nicht: einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzu weichlichen Schönheit selten viel innere Kräfte besitzen, und daß hingegen Körper, die an diesen einen Überfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben scheinen: so wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen „Horatier" des Peter Corneille als das regelmäßigste Stück seines Bruders gemacht haben. Dieser machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den schönsten, regelmäßigsten Plan haben, jener aber vernachlässigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bei Gelegenheit wesentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke sind schöne Herkules, die oft viel zu schmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältnis mit der breiten Brust erforderte.

6. „Kaufmanns von London", von Georg Lillo, durch welchen Lessing zu seiner „Miß Sarah Sampson" angeregt wurde. Vgl. Danzel, 2. Ausg. I, 293 ff. und meine Anmerkungen zur „Sarah" in Bd. II. — 7. „Sterbenden Cato", von Addison. — 8. man, Gottsched.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen Engländer anpreisen, drum muß er wohl von den Regeln weniger vorteilhaft sprechen." Man irrt sich vor dieses Mal. Thomson ist so regelmäßig als stark; und wem dieses unter uns etwas Neues zu hören ist, der mag es einer bekannten antibritischen Partei von Kunstrichtern danken, die uns nur allzu gern bereden möchte, daß es unter allen englischen Tragödienschreibern der einzige Addison einmal regelmäßig zu sein versucht, bei seiner Nation aber keinen Beifall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornehmlich zwei von seinen Stücken nennen. Seine „Sophonisbe" ist von einer Simplizität, mit der sich selten oder nie ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die „Sophonisbe" des Mairet und des großen Corneille! Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen! Der einzige Trissino, dessen „Sophonisbe", als in Italien nach langen barbarischen Jahrhunderten die Wissenschaften wieder aufgingen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem „Eduard und Eleonora" sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung der „Alceste" des Euripides, aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall Thomson in der neuern Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechischen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug, daß sie unter den wirklichen Begebenheiten stattfinden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die „Alceste" des Euripides gleichfalls modernisieren wollen, glücklicher als Thomson damit hätte sein können.

18. „Sophonisbe", vgl. V, 270. — 23. „Eduard und Eleonora", vgl. Ellinger, „Alceste in der modernen Litteratur", S. 24 f.

Doch genug von dem Dichter selbst. Ich komme auf die gegenwärtige Übersetzung, von welcher ich nur dieses zu sagen weiß. Sie hat verschiedne Urheber, die aber über die beste Art zu übersetzen sich sehr wohl verglichen zu haben scheinen. Wenn sie sich über die beste Art der Rechtschreibung ebenso wohl verglichen gehabt hätten, so würde ich den Leser im Namen des Verlegers nicht ersuchen dürfen, den kleinen Übelstand zu entschuldigen, eine gedoppelte Art derselben in einem Bande gebraucht zu sehen.

Eines wollte ich, daß sie bei ihrer Übersetzung nicht weggelassen hätten, nämlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie sind zwar nicht alle vom Thomson selbst, sie enthalten aber alle sehr viel Artiges, und die Epilogen, die von ihm selbst sind, eifern größtenteils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epilogen bei Trauerspielen.

Den einzigen Prologen des „Coriolans", desjenigen Stücks, welches erst nach dem Tode des Verfassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten, hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen dem Leser nicht gleichgültig sein kann. Er hat den Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Herr Quin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurteilung eines Werks anzuflehen, dessen Verfasser leider nicht mehr ist. Er bedarf keines Vorsprechers, ihr werdet von selbst die gütigen Sachwalter des Verstorbnen sein. Seine Liebe war auf keine Partei, auf keine Sekte eingeschränkt, sie erstreckte sich über das ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne! Ach, ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmütigen Freiheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! O unverfälschte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich-reizende und edel-einfältige Sitten, o teilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächsten, wo werdet ihr eine andre Brust wie die seinige finden? So war der Mensch

23 ff. Vgl. V, 73 f.

— den Dichter kennt ihr nur allzu wohl. Oft hat er eure Herzen mit süßem Weh erfüllt, oft habt ihr ihn in diesem vollen Hause mit verdientem Beifalle die reinsten Gesetze der schönen Tugend predigen hören. Denn seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leier zu nichts als zu Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können hätte wünschen dürfen! O, möchte eure günstige Beurteilung diesen Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, sein Grab damit zu schmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die schwache Stimme des menschlichen Ruhms nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, denen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr entzogen ist, mit welchen seine freigebige Hand und sein gutwilliges Herz das Wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, teilte, wenn ihr diesen Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verschafft, was sie nicht mehr von ihm empfangen können, so wird auch noch ietzt in jenen seligen Wohnungen seine unsterbliche Seele Vergnügen über diese Großmut empfinden.“

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm zukommenden Einkünfte seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

Vorbericht Lessings zu: „Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben. Von William Law, A. M. Aus dem Englischen übersetzt. 1756.“

Vorbericht.

Von dem Verfasser dieses Werks weiß der Übersetzer desselben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irland irgendwo gewesen und sich auch noch durch andre Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der christlichen Vollkommenheit, Anmerkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der Unzulässigkeit

27. Die Erzählung in „Lessings Leben“ I, 198 f. [wonach Lessing nur die ersten 4 bis 5 Bogen dieses Werkes und Weiße den Rest übersetzt haben soll] kann Zweifel erregen, ob dieser Vorbericht von ihm ist. Inzwischen hat nach den alten Weidmannischen Handlungsbüchern Lessing das Honorar für das ganze Werk erhalten, Weiße nichts. Diese Notiz verdankt der Herausgeber Herrn S. Hirzel. — [Lachmann.] — 32. Fabel von den Bienen, von Maundeville.

der Schaubühne geschrieben und sich auch sonst in den Tolandschen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige „Ermunterung“ hat er zu London 1729 ohne Vorrede ans Licht gestellet. Man will sie also auch im Deutschen mit einem Stücke unvermehrt lassen, welches der Verfasser für unnötig erkannt hat. Jeder Leser mag es nach seinen eigenen Empfindungen bestimmen, was sie für einen Rang unter den geistlichen Büchern verdienet. Sie weitläuftig anpreisen, würde ebendas sagen, als ob man an seiner andächtigen Aufmerksamkeit im voraus zweifeln wollte.

Vorrede zu Richardsons „Sittenlehre für die Jugend“.

[1757.]

Vorrede des Übersetzers.

Äsopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer 2c. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema sein. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser bloß anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson für ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bei den Engländern der berühmteste Kompilator Äsopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl, und in der Folge auf Anhalten des Verlegers noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten als das zufriedne

21. Richardson, vgl. über ihn und Lessings Verhältnis zu ihm II, S. VI f.

Publikum. Ein gewisser S. Croxal, um seinen eignen Geburten Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so gradezu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreien. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffener Brite, sondern als ein Feind der Freiheit und ein gedungner Sachwalter des Papsttums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freigeborne Jugend geschrieben sein sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründeste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardsons schuldig. Er wollte ihm mit der gewissenhaftesten Genauigkeit abhelfen und daher teils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange nicht ohne Gewaltsamkeit eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurückbringen, teils diejenigen, welche keine andere als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sei, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Teil weg, alles nämlich, was mehr ein lächerliches Märchen als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte, er änderte, er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Teil der Fabeln des Lestrange bereits vor vielen Jahren in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vorteile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der „Pamela“, der „Clarissa“, des „Grandisons“ die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüter vermag, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

1. S. Croxal, seit 1732 Archidiakonus zu Salop, starb 1752. Seine „Fabeln“ erschienen zuerst im Jahre 1722, in 9. Auflage 1770. — 9. gegründeste, vgl. IV, 2, S. 47, Z. 20; S. 80, Z. 36.

Es ist durchaus unnötig, sich in eine weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, dessen Fabeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune mit Recht beschweren können, „se in ordinem cogi“.

Man hat bei der Übersetzung nichts weggelassen als das Leben des Äsopus. In Ansehung des Äußerlichen aber hat sie vor dem englischen Originale, sowohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17. März 1757.

Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757.

Von einem Grenadier.

Mit Melodieen.

(1758.)*)

Vorbericht.

Die Welt kennet bereits einen Teil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk sein muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem ebenso viel Heldenmut als poetisches Genie zu teil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheint er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

*) Berlin, bei Christian Friedrich Voß. (1758.) 12. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette von J. W. Meil.

2. Jean Baptiste Morvan de Bellegarde (1648—1734), fruchtbarer französischer Schriftsteller. — 6. „se in ordinem cogi“, er werde in eine Reihe eingezwängt.

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer und die Ὑπέρβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz, für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und alle sein Erhabnes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts, und prahlen und schimmern scheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen, und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drollichten Gemälden des Roßbachischen Liedes.

Seine Sprache ist älter als die Sprache der jetzt lebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir „das Volk" nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

6. Spartaner. „Berlin sei Sparta!" hatte Gleim in dem Kriegslied zur Eröffnung des Feldzuges ausgerufen. Vgl. aus der Recension der Kriegslieder in der Vossischen Zeitung vom 7. Januar 1758 (IV, 2, S. 286): „Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus, vor den neuen bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen." Lessing an Gleim, den 12. Mai 1759: „Der Hr. Hyperkritikus M* hat recht und hat auch nicht recht. Tyrtäus war freilich kein geborner Spartaner, ob er gleich auch nichts weniger als ein Messenier war, wofür ihn dieser Herr ausgiebt. Aber er war ein spartanischer Feldherr; und war Keith kein Preuße, weil er ein Schotte von Geburt war? Einerlei Kriegszucht, nicht einerlei Himmelsstrich macht im Soldatenstande den Landsmann. Mehr brauche ich zu meiner Verteidigung nicht zu sagen." — 12 f. sein Erhabnes ist naiv. Lessing an Mendelssohn, den 18. August 1757: „Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden, als möglich; es geschieht also freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist; aber die Naivetät ist deswegen nicht ein wesentlicher Charakter des Erhabenen."

Auch seine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Drommete Ähnliches zu hören glaubet.

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Altertume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden sein.

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina Bardi.*)

Karl der Große hatte ihre Lieder, soviel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Büchersaals. Aber woran dachte dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher und also auch diese Lieder nach seinem Tode an den Meistbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römischer Kaiser der Armut kein ander Vermächtnis hinterlassen?**) — O, wenn sie noch vorhanden wären! Welcher Deutsche würde sich nicht noch zu weit mehrerm darum verstehen als Hickes?***)

Über die Gesänge der nordischern Skalden scheinet ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden, und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie und waren verbunden, sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen

*) Lucanus.

**) *Eginhartus* in *Vita Caroli M.*, cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur pretiumque in pauperes erogaretur.

***) *Georg. Hickesius* in *Grammatica Franco-Theodisca*, c. 1. O utinam jam exstaret augusta Caroli M. bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina. [Er möchte gern bis zu den äußersten Grenzen von Karls Reiche reisen, um sie zu lesen.]

1 f. Auch ... ist alt, sie ist der alten englischen Ballade von der Jagd von Cheviat nachgebildet, die aus Percys Relicks bekannt wurde. — 9 ff.

> Auch ihr Sänger der tapfern, dem Krieg erlegenen Seelen,
> Die ihr durch euer Lob der fernsten Nachwelt vermählt habt,
> Habt sehr viele Lieder, treuherzige Barden, gedichtet.

Lieder vermuteten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich, so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Überbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben,*) umgesehen und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter seiner Aufmerksamkeit wert geschätzt und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studiert: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preußischen Barden zu urteilen. Andere Beurteiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt in den Höhlen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen:

„Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch
Und weisest deine Zähne nur
Und bellst? So beiße doch!“

Es könnte ein Herausfordrungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar, falle er bald oder spät, seine Grabschrift ist fertig:

Εἰμὶ δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος
Καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος.

*) Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

32 f. Diese Verse des Archilochus (vgl. Lessings Brief an Gleim vom 5. Septbr. 1758) sind aus Athenäus XIV, 23, p. 627 c. Nach Geibel V, 121:

Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Enyalischen Kriegsgott,
Aber des Musengeschenks walt' ich, des holden, zugleich.

Friedrichs von Logau Sinngedichte.

Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters

herausgegeben von

C. W. Ramler und **G. E. Lessing.**

1759.

Vorrede.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau Deutscher Sinngedichte dreitausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird.

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Wernicke keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urteile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit

17 ff. Und ... zu schreiben, er sagt in der „Vorrede an den Leser“ S. III f.: „So wäre dennoch unter allen kein Martialis in ihrer eigenen Sprache anzutreffen.“ — 21 ff. daß ... scheine, ebd.: „Und daß er (Morhof) dannenhero der Meinung sei, daß es sich in der deutschen, ihrer vielen Umschweife halber noch viel weniger würde thun lassen.“ — 25. gekannt haben, er hätte ihn, wie Redlich bemerkt, durch seinen Lehrer Morhof (1639—91), wenn auch nur unter dem angenommenen Namen, kennen lernen können; denn dieser sagt im letzten Kapitel seines „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen“, Kiel 1682, S. 691: „Salomo von Golau, ein Schlesier, hat dreitausend teutsche Epigrammata geschrieben, denen an Scharfsinnigkeit nichts fehlt, nur ist der Numerus bisweilen hart.“

gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserm Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes. Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung ein Genügen leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden, und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eines von den ältesten adligen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstentum Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sei aus böhmischen oder schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben. Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward zufolge seiner Grabschrift,

2 ff. Ein ... erkundigen, vgl. unten den 43. Litteraturbrief. — 20. Christian Gryphius, der älteste Sohn des bekannten Dichters Andreas Gryphius, geb. 1649, starb 1706 als Rektor des Magdaleneums zu Breslau. Sein erstes Werk „Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden", Leipzig 1697, hatte sein Gönner, Balthasar Friedrich von Logau, drucken lassen. — 24 ff. Auch ... danken haben, diese Ausgabe ihrer Lehrgedichte über die Jagd, cura Geo. Logi, erschien Venedig 1534. Lessing hatte sich über ihn angemerkt: „G. v. L. oder, wie er sich auf lateinisch nannte, Logus, einer von den Ahnen unsers deutschen Dichters. — Man vergißt durchgängig unter seinen Schriften mit anzumerken, daß er auch Lucii Petrei Zanchi Poemata varia herausgegeben, die wir wahrscheinlich ohne ihn nicht haben würden." Er lebte, nach Jöcher, von 1485—1553. — 29. Friedrich Lucä aus Brieg (1644—1708) schrieb u. a. „Schlesiens curiöse Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronica".

die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Eltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt, auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studieret, ob er gereiset ꝛc. Wir finden seiner nicht eher als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogtum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räte hatte. Unter den Räten des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb und die Fürstentümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Los auseinanderzusetzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Kanzleirat mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzu kurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma ist, hätte versuchen können. Unterdes hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: „Salomons von Golau Deutscher Sinngedichte dreitausend" führet, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt und macht einen Oktavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden

1. Cunrad, Silesia togata, S. 176. — 2 ff. Seine ... gereiset ꝛc., vgl. die Einleitung zu „Fleming, Logau und Olearius" der Nat.-Litt. (Bd. 28). — 18. einem, Sinngedicht 1150. — 30. ob sie ... ist? Das ist sie wirklich. Lessing selbst fand später in Breslau ein Exemplar, welches er an Ramler schickte, und das dann allerdings, als er es durch einen Neffen seines Freundes Kleist nach Breslau zurückschickte, verloren ging. Später erhielt er durch Benzler ein zweites Exemplar geschenkt, scheint aber dessen Abgabe nach Breslau, die er beabsichtigt hatte, unterlassen zu haben.

wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen sein, welches sich aus verschiednen Sinngedichten schließen läßt und von den Bücherkennern bestätiget wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden" aufgenommen ward. Wenn der „Sprossende" in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeiget haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publikum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz den fünften Julius im Jahre 1655 und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unsrer neuen Ausgabe das Nötige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größeren Poesieen, auf dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut sein können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheuere Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug und siebenmal etwas sehr Mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge sein, ihn dieses nachteiligen Reichtums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Dritteil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Dritteil gut ist.

4. Johann Sinapius in seiner ersten „Vorstellung schlesischer Kuriositäten, oder von den ansehnlichen Geschlechtern des schlesischen Adels", Leipzig 1720. — 9. „Sprossende", Georg Neumark, „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum", Nürnberg 1668, S. 292. — 13. fünften, vielmehr den vierundzwanzigsten. — 16. Lohenstein, über ihn vgl. IX, 2, S. 86, Z. 15. „Gottsched und die Schweizer" (Nat.-Litt.) S. 42, Z. 20, sowie Nat.-Litt. Bd. 36. — 17. Bis hierher rührt die Vorrede entschieden von Lessing her. Über das Folgende vgl. Ramler in der Vorrede zur neuen Auflage, Leipzig 1791, I, S. X: „So weit geht die Nachricht meines Freundes, des seligen Lessings, mit dem ich diesen Dichter im Jahr 1759 herausgab. Wir teilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise" u. s. w. (vgl. unsere Einleitung).

Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es unserer Wahl wert gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Änderungen anzunehmen und einige ihnen zufolge selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden, und haben es alsdann in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich

10. Stollischen Bibliothek, Gottlieb Stolle war Professor in Jena, Vorsteher der Jenaischen deutschen Gesellschaft und geborener Schlesier, aus Liegnitz, 1673—1744. Über seine Bibliothek vgl. Gottsched, „Vorrat" I, S. II und dessen „Cato" S. 33. — 20 ff. Vgl. dazu Lessings Bemerkungen „Zur Geschichte und Litteratur. Fünfter Beitrag", Braunschweig 1781, S. 19.

(1702) „S. v. G. auferweckte Gedichte" herausgegeben. Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit geriet und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Teil seiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden, sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden, so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlich-Schönen abgewichen wären und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.

Wörterbuch.

Vorbericht von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war,*) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet,**) machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten.***) Er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

Nomen adjectivum et substantivum das zusätzliche und eigenständige Wort,†)
Accentus Beilaut,††)
Inventarium Fundregister 2c.†††)

Doch war er auch kein übertriebener Purist, er spottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen,*†) ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die „Fruchtbringende Gesellschaft" aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erstern aus dem Französischen und Englischen, nachdem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herübernehmen, nicht zu

*) Sinngedicht 257 und 398.

**) Sinngedicht 257:

„Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm; drum geht es so geflickt."

***) Sinngedicht 1594:

„Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann" 2c.

†) In der Überschrift des 488. Sinngedichtes.

††) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsilbigten Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526:

„Deutscher Reimkunst meistes Werk steht im Beilaut oder Schalle;
Ob der Silben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle."

†††) Sinngedicht 2363:

„Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregister da (seht mir an den klugen Rat!),
Bis zuvor sie sei gewiß, was für Kraft die Erbschaft hat."

Mehrere glücklich übersetzte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

*†) Sinngedicht 1747. — [„Venus soll man mehr nicht sprechen, nur Lustinne soll man sagen."] — Über Zesen vgl. I, S. 171, V. 5.

gedenken, so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vorteile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vorteile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vorteilen, sofern wir dergleichen bei unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.*)

Er thut dieses 1. bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstrakta ausdrücken und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden, allwo es zu einer besondern Schönheit wird:

*) (IV, 51.).

14. Horaz, De arte poetica 47 sq.
Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum.
— 15. callidam juncturam, schlaue Verbindung.

Aber Neid hat scheel gesehen,
Und Verhängnis ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis' Totengräber.*)

Hier werden der Neid und das Verhängnis durch die Weglassung des Artikels zu Personen gemacht, welches weit stärker und poetischer ist, als wenn es hieße: „Der Neid hat scheel gesehen, Das Verhängnis ließ geschehen". Ebenso auch (IV, 11):

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben 2c.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2. Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem schon wegzulassen genötigt ist. Z. E. (VII, 71):

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X, 87):

Gieb mir geneigten Blick!

Anstatt: einen geneigten Blick, oder geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den „Kriegsliedern des preußischen Grenadiers" hervorbringt:

„Wie krieg'rische Trompete laut
Erschalle, mein Gesang!"

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang" 2c.,

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,"

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter, nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat,**) ein stätig Gaul,***) ein kriechend Erdegeist u. s. w.

*) (VI, 36.)
**) (IV, 4.)
***) Sinngedicht 91.

21 f. 24. 26. Alle drei Stellen sind aus Gleims „Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa, den 5. Dezember 1757". — 32. ein kriechend Erdegeist u. s. w., so noch bei Schiller (Nat.=Litt.) III, S. 225, Z. 19: „gewöhnlich Mensch". Vgl. J. Meyer, Neue Beiträge zur 2c. des Schillerschen Textes S. 9. Lohenstein, Hyacinthen S. 39: „unser flüchtig Glanz", Arminius 1731 I, 10. Opitz ed. Tittmann S. 238: „Diß Jammer".

III.

Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Z. E.:

Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret,*)

für: unsere Freiheit;

Nachwelt werd' ihm alles Frech gar vergessen oder schenken,**)

für: alle Frechheit;

— — — — ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug,***)

für: eine solche Klugheit;

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt,†)

für: freie Wahrheit;

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt so drückt,††)

für: Armut und Alter;

Und ernähren fremdes Faul,†††)

für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbständigen Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.:

Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc.,*†)

für: ich werde nur brünstig gemacht;

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, mein' ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten,*††)

für: er wollte ein Spital halten;

Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden,
Wollt' ihn nicht; sie freit' ihn aber, seiner dadurch los zu werden,*†††)

für: sie wollt' ihn nicht;

*) Sinngedicht 157.
**) (XI, 24.)
***) Sinngedicht 1259.
†) (X, 8.)
††) Sinngedicht 1820.
†††) Erste Zugabe, Sinngedicht 201.
*†) (III, 31.)
*††) (IV, 48.)
*†††) (IV, 80.)

Wenn im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirten,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen,*)

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennet von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzet zwischen beide irgend ein ander Redeteilchen, um die Worte für das Silbenmaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.:

Ei, ich will's ihm ein noch treiben; dieses Ding muß sein gerochen,**)

für: ich will's ihm noch eintreiben;

Lieb' und Geiz sind solche Brillen, welche dem, der auf sie stellt,***)

für: der sie aufstellt ꝛc. Itzo müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf, er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Silbe **ge**: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel, die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau setzet die Endsilbe **lei**, die wir itzt nur bei den teilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fremdwörtern und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.:

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden ꝛc.†)

*) (VI, 36.)
**) Sinngedicht 1041.
***) Sinngedicht 1317.
†) Sinngedicht 779.

17. eintreiben, vgl. Fleming, 1791, S. 5. 7. 41.

Wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: „Denn eine Geburt, wie seine war" ꝛc.

> Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
> Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
> Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden,
> Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden.*)

Dieserlei sagt hier nicht so viel als dieser; es scheinet auch nicht so viel zu sagen als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Überdem da wir dieses **lei** bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden, denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die schlesische Mundart kömmt hier mit der schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kaisersberg Postille anführet, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in **lei** vortrefflich: „Ein Sun ist nit anders, dann ein Ding, das da lebet von einem lebendigen seinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich kann die Species nicht baß teutschen. Würme, die du in dir hast, sind nicht deinerlei."

VII.

Logau konstruiert die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.:

> Für ein Einzles, das man thut,
> So es ist zu nennen gut,
> Kann man zehen böser Stücke
> Rechnen ab und ziehn zurücke,**)

nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssilbe **ge** weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts

*) Sinngedicht 1586.
**) Sinngedicht 2470.

15. Frisch, „Teutsch-lateinisches Wörterbuch", Berlin 1741, I, 610, s. v. **ley**. — Geilers von Kaisersberg, diesen zog Lessing auch für sein „Deutsches Glossarium" aus.

verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.:

Die weitgereiste Würze —,*)

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Stil, beibehalten;

Gott sei Dank für meinen Schmack ꝛc.,**)

für Geschmack; desgleichen auch Ruch für Geruch;***)

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc,†)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn (welches noch üblich ist), linde für gelinde, Sang für Gesang,††) bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangssilbe **be** verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dies, daß einer Lobens wert ꝛc.,†††)

müht für bemüht,*†) hausen für behausen, mir liebet, für mir beliebet ꝛc.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigentümlichkeiten der schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsre heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vorteil ziehen könnten.

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinngedicht 13:

Kinder — — —,
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

*) Sinngedicht 403.
**) Sinngedicht 1725.
***) Sinngedicht 1727 und 1148.
†) (II, 78.)
††) (IV, 101.)
†††) (III, 50.)
*†) (XI, 130.)

Ablangsrund, wofür wir itzt länglichrund, oval, sagen. Sinng. 2410, wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde:

Ist der Erdkreis, wie man meint, ablangsrund als wie ein Ei ꝛc.

Allengefallenheit, ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben, allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεία des h. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit anstatt: in alten Zeiten, vor alters (V, 102):

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Über schwere Dienstbarkeit.

Fleming sagt:

„Die Freude mitte nehmen,
So sich giebet dieser Zeit" ꝛc.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen; in dem eigentlichsten Verstande, für anfallen. Sinng. 725:

Er steht viel fester noch, als feste Cedern stehn,
Die Regen, Tau, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinng. 176:

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
Wann Gott gebeut, zerstäubt —. —.

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort englisch sei das einzige Adjektivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in engländisch verwandeln wollen; anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, englisch, kömmt von unserm alten Worte Angler ebenso natürlich her als französisch von Franzose, holländisch von Holländer, italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in engländisch verwandeln, wie man die Franzosen

5. Allengefallenheit ist die Überschrift von III, 26 der Lessing-Ramlerschen Ausgabe. — 8. h. Paulus, Kol. 1, V. 10. Das V. Hauptstück der Abhandlung Lessings von der Art der Ausbreitung der christlichen Religion sollte handeln „1) von der Allengefallenheit" der ersten Christen. — 12. Fleming, „Der Oden viertes Buch", Nr. 13: „Auf eines seiner besten Freunde Geburtstag", Str. 2. „Jener Zeit" S. 99 (1791). — 17 f. anfallen, vgl. Opitz, Züricher Ausgabe S. 499.

aus eben der Ursache zuweilen in die französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen, einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinng. 2790:

Eisen schützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn sprenget an ꝛc.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand (XIII, 4). In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen als Waffenstillestand. Z. E.:

Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit sein,
Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten ohne Anstand, Anstand nehmen im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden, und die Kurierung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, insoferne sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Zeremonieen und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624ste Sinngedicht unsers Logaus über die Gicht zu verstehen:

Was man auch der Gicht immer schuld gleich gebe,
Ist sie fecht'risch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen, den man eigentlich nur von unnötigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sei nach dem lateinischen extollere *(laudibus)*

23 ff. Vgl. Lessing (Nat.-Litt.) II, S. 383, Z. 14 und den Anfang von Lessings „Nötiger Antwort": „Endlich scheint der Herr Hauptpastor Göze, nach so langem, ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen." Hogarths „Zergliederung der Schönheit", übersetzt von Mylius, 2. Abdruck, S. 111: „Der Markt ist voller Personen, die sich dazu schicken; einige davon sind England eigen, als zum Exempel der Klopffechter, welcher seinen Kampf ankündiget."

gemacht worden (gleichwie man erheben für loben wirklich darnach gemacht hat), so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augst für August. Zweite Ausgabe, [S.] 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
„Mir ist gewaltig warm", so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmem Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: „Mir ist kalt", obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz' aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern
Und ließ' ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod, weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinng. 1806.

B.

Bar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721:

— — ist an Ehr' und Namen bar.

2. für barfuß, unbeschlagen. Sinng. 1513:

Polsche Pferde gehen bar, polsche Leute gehn beschlagen rc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinng. 1267:

Der Zorn ist eine volle Bach.

Auch Opitz, Tscherning, Fleming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinng. 975 die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!
Bei Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder,
Bei Bürgern besser noch Bankart, und im Geschlechte
Der Edeln Bastarte, und Beischlag auch Unechte
Bei Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern sein sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegengesetzt wird, erzeugt worden. Bastart aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit

23. die Bach, vgl. unten den 127. Litteraturbrief. Fleming (Nat.-Litt.) S. 38. — 35. Bastart, vgl. „Nathan" (Nat.-Litt.) III, 1, S. 109, V. 2209 f. „Altdeutscher Witz und Verstand" (Wolfenbüttler Beiträge III, 205):

Und wern panckhart, pasthart und hurenkint.

geringerm Stande als der Vater gewesen sei; ja, dieser Nebenbegriff ist bei den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine uneheliche Geburt sollte gesehen werden. Beischlag klingt ziemlich nach der Stuterei. Unechte Kinder glaubt man itzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können, welche Benennung nach Logaus Zeiten aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem sogenannten Heldenbuche kömmt ein altes Wort vor, welches hieher gehört und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kebskind (auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560):

Sie sagten seltzam Märe
Wohl auf den werden Mann,
Wie er ein Kebskind were
Und möcht' kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr, nämlich die thätige Bemühung, eines andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507, wofür wir jetzt Lebensnotdurft sagen.

Befahren, sich, für befürchten, Sinng. 38, ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren,"

anstatt: die Besorgnisse meiner Seele. Überhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landesleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten. Sinng. 2477, wofür wir itzt, etwas wohlklingender, begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinng. 545:

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben ꝛc.

4. Beischlag, vgl. Reichsanzeiger 1794 I, 743. — 23. Sinng. 38, vgl. auch „Amadisjungfern": O wie befahrte Rom ein großes Unfallswetter. Fleming S. 150. 230. Opitz, Züricher Ausg. S. 442. Breslauer 1629, I, 231: sich befohren. II, 129. Gedike und Biester, Berlinische Monatsschrift VI, 101. IX, 229.

Belieben (I, 71) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Ebenso sagt er (IX, 104) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Be-moll übersetzt Logau: das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdienet, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit (XI, 25). An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen, etwas, ihm einen Schein, eine Anstrich geben. 2. Zug. 72:

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n bescheinen,
So wissen sie kein bessers Mittel als das Weinen.

Besinnen; dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reciprokum ist, braucht Logau als ein bloßes Aktivum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als seinen Scharfsinn an etwas zeigen, worauf sinnen und es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254:

O Lieber, wie viel ist's, das ich pflag zu besinnen?
Geh, zähle mir die Stern' und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch bei Fleming:

„Die Gesellschaft sprach ihm zu:
Damon, was besinnest du?“

Besitzen, sich worauf setzen (VII, 74):

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegenteil von dem gebräuchlichern Unbesonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der, für Beständigkeit. (III, 88 und) Sinngeb. 211:

— Hoffnung kriegt die Kron'
Und Bestand den rechten Lohn.

Bestehen; 1. als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben, Sinng. 946:

18. excogitare, vgl. S. Dach ed. Österley S. 836. — 23. Fleming, „Der Oden viertes Buch“, Nr. 1: „Auf Verreisen eines seiner guten Freunde“, Str. 1 (Nat.-Litt. S. 40, Z. 6). Ausg. von 1791 S. 389. Vgl. ebd S. 521. 610. 643.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.;

2. als ein Aktivum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel, als einem Dinge standhalten, es ausstehen. Im „Heldenbuche“ lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters „Don Quixote von Mancha“ kommt der Ausdruck ein Abenteuer bestehen häufig vor. Logau sagt (XIII, 11):

Nähmen sie wohl eine Welt und bestünden noch einmal,
Was bisher uns dreißig Jahr zugezählt an Not und Qual?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehen.“

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerket haben. Sinng. 2135:

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

Beischub, Hülfe, Vorschub (XI, 112):

Ptochus rufet seinen Freund in der Not um Beischub an ꝛc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: „O Mensch, bewein dein Sünde groß“ ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen (III, 37):

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

Biedermann ist zum Teil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Komposita, als Biederweib (V, 6):

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche —,

desgleichen Biederherz (V, 20), Biederwesen Sinng. 761, Biedersinnen Sinng. 2210:

Werter Freund, du lieber Alter, alt von alten Biedersinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —.

20. Passionsgesang, von Sebaldus Heyd, um 1525.

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg finden wir auch das Hauptwort hievon, **Biederkeit**.

An Eren und an **Biderkeit**.

Bilderbogen. So nennt Logau den Tierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich; 1. als ein Beiwort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2448, **einer Frau bindlich werden**. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte: (III, 9) **sich bindlich wozu erklären**.

Blassen; pallere, pallescere, als ein Aktivum (XIII, 10):

— — — röten,
Was Totenasche **blasset**.

2. als ein Neutrum (IX, 76):

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute **blassen**.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365:

— — Du achtest Gott so klein
Und kannst doch ohne Gott nicht einen **Blick** nur sein.

Blicklich, als ein Nebenwort, für alle Augenblicke. Anh. 138:

— — — **blicklich** Kleider wandeln.

Und Fleming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
Die ihr **blicklich** hin müßt geben?"

Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinng. 1131:

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;
Du läufst mit und hast dich **blitzlich** deinem End' entgegen funden.

2. **Lobliede ... Anthyrus**, dieses apokryphe Stück, aus 28 achtzeiligen Versen bestehend, das im Dobberaner Kloster in einem vermauerten Schrank gefunden sein sollte, ist, wie Redlich ermittelt hat, abgedruckt in Neumarks „Neu-Sprossender Teutscher Palmbaum", Nürnberg 1668, S. 120—27, in Westphalens Monumenta inedita rerum germanicarum, Lips. 1739, I, 1526, und hieraus in Gottsched, „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit", Bd. 2, Lpz. 1752, S. 765 f. — 3. Neumark, „Palmbaum", S. 121, Z. 1. — 4 f. **Biederlob ... erhält.** Vgl. Ramler in Biesters „Berlinischen Blättern", Januar 1798, S. 25 f. Herrig, Archiv für neuere Sprachen, Bd. 73, S. 266. — 5 f. **von Riedenburg**, vielmehr Ulrich Boner. Vgl. Lessings „Zweite Entdeckung" über die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger". — 27. **Fleming**, „Der Oden erstes Buch", Nr. VIII, Str. 10.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498:

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccae, Hosen (plattd. Brooke). Sinng. 1573:

Trotzt mancher noch so hoch,
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sitzer Bruch.

Brunft, Sinng. 2164:

— — — Denn wilder Tiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunft.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Tiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachteilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor und bedeutet so wenig etwas Übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst ꝛc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch [1. S. 146] in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunft sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst." Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunft noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. „Döbels erfahrnen Jäger".

Brunst, anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst. Sinnged. 91 hat zur Überschrift: Die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zustande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfordert Glut.

Und Opitz sagt:

„— — so viel Schriften — —
Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst
Zu dämpfen hat vermocht. — —“

Bübeln. 1. betriegen, Unterschleif machen (X, 34):

Wer im Geringen bübelt ꝛc.;

2. wollüstig scherzen, wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet (VI, 36):

Wenn im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirten,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder Bütner für Böttcher. Sinng. 1530. Das alte Wort heißt buittin, ein hölzern Gefäß, plattdeutsch: eine Bütte.

C.

Cärl; so schreibt Logau, wofür wir itzt Kerl schreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beibehalten sollen, weil das alte gotische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für von dannen. Z. E. Sinng. 895:

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

Sowie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden (XIII, 10):

1. Opitz, „Zlatna“, V. 63 ff. ed. Tittmann S. 80. — 18 f. eine Bütte, aber auch von Lessing gebraucht (Nat.-Litt.) I, S. 130, Nr. 32. — 29. „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“, LV, V. 27 und XXVII, V. 30. — 32. alten Bedeutung, vgl. das Glossar zu „Kriemhilde Rache“ Sp. 1. 16. Deutsches Museum 1776, I, 393.

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bei viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreißig Jahr darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der Deutschen Akademie zweiten Hauptteils erste Abt. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau dem ersten Ansehen nach in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667:

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anhang, 228:

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,
Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewähren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hievon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84:

Es denkt mich noch ein Spiel bei meinen jungen Jahren.

11. Des Frankfurter Kupferstechers Joachim von Sandrart (1606—1688) „Academia tedesca della Architettura, Sculptura e Pittura, oder Deutsche Academie der edlen Bau-, Bild- und Mahlereykunst" erschien Nürnberg 1675—79. Vgl. den 13. „antiquarischen Brief" IX, 2, S. 78, Z. 5. — 16. Sinng. 1667, Nat.-Litt. S. 179, Nr. 198. — 29. Der Spate, d. i. Caspar von Stieler aus Erfurt (1632—1707). Sein Lexikon „Der teutschen Sprache Sprachbaum und Fortwuchs, oder teutscher Sprachschatz" erschien Nürnberg 1691. — in seinem Sprachschatze, S. 290.

Wir erinnern im Vorbeigehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die, für Diebstahl. Sinng. 2808:

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der, für Drangsal. Sinng. 2835:

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die, wofür wir itzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es nach unserm itzigen Dialekte in Doppelmann verwandelte Sinng. 1103:

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze,
Denn er führet duple Sinnen: sagt im Ernste, meint im Scherze.

Itzt sagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt, und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. 1. Zug. 183:

Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchschnitt sie oder schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt Sinng. 1534 eifere Lauge. Der häufige Gebrauch

5. Deube für Diebstahl, vgl. Gedike und Biester, Berlinische Monatsschrift VI, 563. — 14. double-dealer, vgl. III, 2, S. 53, Z. 23 f. S. 56, Z. 14. In seiner „Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden" vergleicht er damit noch: *διπλοῦς ἀνήρ*. — 22. duples, vgl. Fleming, 1791, S. 395. — 31. Vgl. Ramler in Gedikes und Biesters Berlinischer Monatsschrift II, 483.

der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beiwortes schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777:

> Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
> *Eignet* nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: *es eignet sich*, für es geziemt sich. Sinng. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Stil: wie es einem treuen Anwalte ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für *nichts als* (I, 3).

Emse schreibt Logau anstatt *Ameise*. Sinng. 761:

> Wohl indessen dem, der dort lacht und schaut die *Emsenhaufen*,
> Drinnen um das eitle Nichts kriechen, steigen, dringen, laufen
> Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte *Erbeis* Erbse, so ist von dem ältern *Emeis* Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten *Ambeiz* geschrieben, und daher ist *Ameise* gekommen. *Emse* wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Silbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit *em* anfangen. Er sagt z. E. *entpor* anstatt *empor*. Sing. 1257. Desgleichen *entfinden* anstatt *empfinden*. Sinng. 1390:

> Alsbald ein neues Kind
> Die erste Luft *entfindt*,
> So hebt es an zu weinen.

Enthalten, sich, anstatt *sich aufhalten* (XII, 101):

> Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bei uns *enthalten* ꝛc.

Entjungferung, die, Sinng. 1672, und *entjungfern* 2586:

> Blumona ward *entjungfert*: da solches war geschehen,
> Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinng. 610:

> Wer vom Herzen Gott *entschleußt* ꝛc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209:

> — — Wer *entwerden* kann, ist froh.

10: (I, 3), Nat.-Litt. S. 184. — 17. *Emse*, vgl. unser „emsig". Auf Lessings Logau beruft sich Gleim, als er die Form „Ämse" gebraucht in der Fabel „Die Grille und die Ameise" (ed. Körte III, 320). — 21. *Sinng.* 1257, Nat.-Litt. S. 172. 181. 198. 212. Nr. 430. Fleming: entfangen (Nat.-Litt. S. 90). — 22. *Sinng.* 1390, Nat.-Litt. S. 174.

Er, das, und das Sie. Man sehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinng. 2776: Auf den Mollis.

Dein Wein ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie, daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen, so viel als erwerben. Sinng 966:

So wirst du dorten Glanz und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
Hoch an dem Kreuz erarnet.“

Erdegeist, ein poetisches Wort für einen Geist, der am Irdischen klebt. Sinng. 3:

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir itzt irdisch sagen. Sinng. 2212.

Erkunden (XI, 121):

Wer will der Weiber Tück' erkunden und entdecken? ꝛc.

Erlusten Anh. 76:

In der Jugend zum Erlusten, in dem Alter zum Erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern: nüchtern werden (XII, 60):

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erstecken braucht Logau für: machen, daß etwas erstickt. Sinng. 1275. Liebe erstecken, und (X, 90) Krieg erstecken.

Erstrecken, als ein Aktivum für erweitern, ausdehnen, machen, daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bei Gerichten kömmt es in dieser thätigen Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. E. Man will zwar dies Gesetz auch dahin erstrecken, allein ꝛc. Und unser Logau sagt (XI, 47):

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

Einer unsrer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

15. Sinng. 2212, Nat.-Litt. S. 198. — 34. Einer unsrer lyrischen Dichter, Johann Peter Uz. Lessing citiert nach der dritten Auflage seiner zuerst 1749 anonym erschienenen „Lyrischen Gedichte“, Leipzig 1756, S. 41. („Sämtliche poetische Werke“ Leipzig 1768, S. 59.)

„Wenn kein Ruhm, — —
Wenn kein Gold mein Lebensziel erstrecket,
Wenn ich nicht vergnügter küsse:
Was vermiss' ich, wenn ich dich vermisse?"

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas: auf etwas hitzig werden. Sinnged. 803:

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut.

Erwinden, sich, so viel als sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62:

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau anstatt Fieber. Sinng. 2589 und anderwärts, doch nicht überall.

Feiern von etwas, so viel als (wie er sich Sinng. 1170 ausdrückt): von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinnged. 114:

Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst sein Fuß
Hoch in der Luft vom Treten feiern muß.

Sie sind feirig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bei Meistern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feiern, welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir itzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen, für müßig sitzen, faulenzen. Sinnged. 1933.

Filzigkeit, die: schändliche, schmutzige Kargheit. Sinnged. 2127.

Findlich: was zu finden ist (V, 39):

Ob nur einer findlich wäre 2c.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinng. 2448:

Freund, der kleine Flammenschütze hat das dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

26 f. Vgl. Schillers Lied an die Freude: Aus der Wahrheit Feuerspiegel.

Flitte, die. Sinng. 644:

Des Nero Meister nahm die Flitte
Sein Leben hin wie sein Geblüte &c.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem griechischen phlebotomum zusammengezogen sein soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu sein, welches einen Pfeil bedeutet und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Übrigens ist dieses weder die Lanzette noch der Schnäpper, sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162 hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht vorkömmt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel, als sich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden, und das itzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unsern alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinng. 1715:

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort für: die Bahn der Frevler. Sinng. 761:

Will nicht wider Recht und Zucht treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem: einem nützen. Anh. 52 und öfter.

Frosch, der, heißt bei den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bei Kindern als bei Erwachsenen, unter dem vordersten Teile der Zunge bei den Froschadern entstehet. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Überschrift des 74sten Sinngedichts unsers elften Buches eine Kinderkrankheit:

6. Flitze, französisch flèche. Vgl. Fleming S. 382. 671. — 8. im Gebrauche ist, in Thüringen in der Form: Fitschepfeil. Vgl. „Bärgersch Lenore" bei Sommer: „Se fuhr wie e Fitschefeil in de Höhe". Rückert, Gedichte, Frankfurter Ausg. II, 211. — 19. itzt gebräuchliche freventlich, aber auch schon bei Luther gebräuchlich; vgl. Jenaer Ausg. I, 340 b.

Ubus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas Nassem laben.

Führen, eine Person: eine Person spielen (IX, 75):

Die Person, die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt 2c.

Fürlieb (VIII, 17). So sagt Logau allezeit, wofür wir itzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel: daß nämlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die: das Podagra. Anh. 90:

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus (I, 9).

G.

Gach, praeceps, properus. Auch dieses, den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche und uns nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort kömmt zweimal bei unserm Logau vor 2. Zug. 90:

Die Magd die stieg aufs Heu, der Knecht der stieg ihr nach;
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt und ebendieselbe, wie sie bei dem von Riedenburg (Fab. 69) vorkömmt, wo es von dem tückischen Hunde heißt:

Wenne er gebeis, so wart im gach
Ze flucht:

praeceps se in fugam dabat.

In der zweiten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. Anh. 165:

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wenn sie etwas Neues sehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der, heißt bei unserm Dichter so viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1. Zug. 168:

Diese War' ist nicht die beste, die im Gaden vornen leit 2c.

13. Gach, vgl. „Nathan" (III, 1, S. 181) V. 3716. — 20. von Riedenburg, s. oben S. 105, Anm. zu Z. 5 f. — 30. Gaden, von Uhland erneuert in: „Der junge König und die Schäferin" 2:

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Ältere und andere, doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter rc.

Gebette, das, Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette sein; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch: Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141:

Cominäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde, wohl zu herrschen, ist bei ihm fast kein Gebruch

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst, das Gedächtnis zu stärken und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geschrieben. Sinng. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinng. 1678:

Geld-, Lust- und Ehrengeiz macht, daß die ganze Welt
So arm ist am Gedieg und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es (Fab. 32):

Guot gedinge sullen haben
Jung, alt — — —
Guot gedinge machet das,
Das der geniset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls stattfinden zu können. Sinng. 1103:

Ach, es wolle diesem Ringe
Sein verpflichtet das Gedinge,
Daß er steh' zu sicherm Pfande
Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung dar-

2. Johann Schilters (Ulm 1728) Glossarium teutonicum als dritter Band seines Thesaurus antiquitatum teutonicarum. — Johann Georg Wachters Glossarium germanicum, Leipzig 1737. — 13. Raimundus Lullus (1235—1315), der Erfinder der nach ihm Lullische Kunst benannten Mnemonik. Über Lullus als Adepten vgl. Lessings Kollektaneen s. v. „Goldmachen“ und „Lullius“. — Kircherus, Athanasius Kircher (1602—1680), veröffentlichte eine Mnemonik unter dem Titel: Ars magna sciendi, Amstel. 1669. — 33 f. sensus forensis, gewöhnliche Sinn. Vgl. Wachter S. 540, Haltaus' Glossar S. 289.

bieten könnte, es kann hier nämlich so viel heißen als: das Gelübde.

Gehöhne, das, so viel als Gespötte. 1. Zug. 51:

An der hohen Häupter Seite stehen graue Häupter schön:
Dennoch sind itzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehöhn.

Gelosen, so viel als los werden. Sinng. 1237 und anderwärts:

Man fleißt sich itzt, den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlin, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch, und auch damals schon maßten es sich geringere Leute an. Sinng. 2442:

Vitus nennt sein Weib Gemahlin. Billig! weil sie sich so malt,
Daß um Weißes und um Rotes jährlich sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meistenteils, insgemein; kömmt sehr oft vor, als Sinng. 1154:

Was Pelops', Attalus' und Krösus' schwangre Kasten
Von Golde, Geld und Gut vor Zeiten in sich faßten,
Nützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel' an Nagel henkt.

und Sinng. 1136:

Buhler sind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen (X, 25):

Daß der Sinn es redlich meine, haben wir nur ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der, socius (I, 32):

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken; z. E. a merchant-would-be, a politic-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist, Anh. 212:

Bardus strebt nach großem Namen, ist von allen Gaben bloß:
Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß,

sondern er sagt auch ein Gerneklug, Sinng. 257, wo von der thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist:

6 f. anderwärts, Nat.-Litt. S. 175. — 29. would-be, Lessing selbst sagt im vierten „Freimaurergespräch": diese „*** [Tempelherren] would be". J. G. Schlosser machte daraus ein Substantivum: „Die Wudbianer" (Kleine Schriften IV, 3 ff.).

— — — das andre wird genommen,
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Itzt dieses Prahlewort, itzt jenes raus gebiert.

Gieben, so viel als das gemeine giebsen, oder das plattdeutsche gappen. 1. Zug. 201:

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür geufzen. Siehe dessen „Frühling deutscher Gedichte", S. 8:

— — das herzenswehe Seufzen
Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum kann geufzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadiget hat (II, 21).

Graskrone. Dieses Wort ist die Überschrift des 80sten Sinngedichts im IX. Buche und fängt an:

Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Skribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube. Morhof übersetzt (Gedichte, S. 399) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der: der Esel (II, 84).

Greiner. Greinen heißt so viel als winseln, klagen, weinen, jammern, und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinng. 1622:

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
Itzt heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beiwort, für grau. Sinng. 785:

Kein Künstler, glaub' ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

12. Dieselben Worte stehen in Flemings Gedichten, 1791, S. 16. — 22 f. coronam civicam, Lessing vergaß die Stelle bei Plinius, H. N. XXII, 4.

Großmut, der, sagt Logau nach der Analogie der Wörter Mut, Hochmut. Sinng. 1171.

Grün, für frisch, gesund. Sinng. 2784:

Ein grüner Mann, ein rotes Weib die farben wohl zusammen,
Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen: mutwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453:

„Ein Kalb scherzt, gumpt und springt“ ꝛc.

Wachter führt bei diesem Worte weiter nichts an als das griechische κομπεῖν, strepitum edere *jactu pedum* (von welcher Bedeutung, nämlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist), und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italienische gamba und gambata, welches man von dem lateinischen gamba, und dieses von dem griechischen κάμπη herleitet, beigefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit diesem gumpen sehr viele Ähnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Überschrift: Der Weg zu Gunsten (III, 55).

Güteln; dieses Zeitwort kömmt im VIII. Buche im 66sten Sinngedichte vor:

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von gut oder vielmehr von Güte entstanden zu sein. Frisch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam exspectantium erkläret.

H.

Hahnen, einen: einen zum Hahnrei machen. Sinng. 179:

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot', die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art zur Beute.

2. Hochmut, Fleming sagt: der Wehmut. Nat.-Litt. S. 53. Ausg. von 1666 S. 334. — 21 f. im 66sten Sinngedichte vor, Nat.-Litt. S. 207, Nr. 396. — 31. einen zum Hahnrei machen, vgl. Opitz ed. Tittmann S. 117.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegenstellen können, welcher Hahnrei für kein Kompositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinng. 1257, wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein Anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund,
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund
Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch' er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhegt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut, sagt unser Dichter sehr oft und sehr wohl anstatt des undeutschen Kapital, als Sinng. 1326:

Noch Hauptgut noch die Zinsen darf itzt ein Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl., S. 69) sagt Hauptgeld:

Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennet man in Schlesien Mietsleute von der niedrigern Gattung. Sinng. 952:

Wenn, Jungfern, eure Flöh', die ihr habt zu Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freien hat,
Eh als den besten Freund um einen treuen Rat!

Und Sinng. 2050:

Jedermann hat zu Hausinnen 2c.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir itzt Hebebaum sagen Sinng. 2795:

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klotz.

Hergesippt, für entsprossen, erzeugt. Sinng. 2379:

Fürstin von den Obotriten, einer deutschen Heldenart
Hergesippt 2c.

Desgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt (IX, 10).

Herzlich, welches itzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen, nach der Analogie des Wortes mündlich:

Herzlich hassen, mündlich lieben.

12. Hauptgut. vgl. Biester, Berlinische Monatsschrift XXII, 111. Luther, Jenaer Ausgabe I, S. 65b. 166b. 353b. — 36. Anhang 132.

Hinsichern, sich (XIII, 11):

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: „der Christ, der itzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu sein." Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm sein, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig, so wie man das Gegenteil niederträchtig nennt. Sinng. 117:

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beim ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht sein, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müss' sie recht nicht kennen.
Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Übrigens kann dieses hochträchtig, insofern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nämlich nicht von Hof=Art, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sei. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinng. 1354, auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allen Zweifel gesetzt ist, daß wir in unsern ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 90:

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigtum; Der Liebe Honigtum ist die Überschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Kosen anführen werden, und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Ähnlichkeit des Wortes Märtyrertum u. a. m.

25. Hoffart, vgl. Lohenstein, Arminius I, 28. — 29 f. unsern ältesten Dichtern, vgl. Minnesinger II, 267. Luther, Jenaer Ausg. VII, 28.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eines davon. Sinng. 2269:

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd' ans Holz noch kleben,
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt sein, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjektion der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Übelthäter bekömmt, und wobei ihn der Henker vielleicht beim Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht, daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns, aus dieser letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sei so viel als horée, und dieses so viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektiere, ist eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen: mit einem in der zweiten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Überschrift des 196sten Sinngedichts im Anhange, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Ist's deutscher Art gemäß, mit Worten so zu spielen?
Wir heißen einen Ihr und reden wie mit vielen.

21. housée, vgl. Fischart, Geschichtklitterung Kap. 39.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen ꝛc.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb (VIII, 98): er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI, 6): Ihr geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V, 11): inner Magen.

Inselt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir itzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für Kot. Sinng. 2723:

Die Lieb' ist wie der Schwalbenkat,
Verblendet, wen sie troffen hat.

Kerb, der, für das Kerbholz (XIII, 12):

Der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinng. 1534:

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße,
Kiefel' und beiße.

Von dem alten Kieb, ira, jurgium.

Kieslingstein für Kieselstein. Sinng. 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082:

— — Verdruß zu mindern,
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindelei für Kinderei, Tändelei, kömmt bei unserm Dichter vor. Sinng. 1150:

Was in meiner Jugend Maien
Von der Venus Kindeleien
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern Kinder zur Welt bringen (IX, 102):

An manchen Orten ist's so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning entkindert für: der Kinder beraubt (Frühl., S. 54):

18. Kieb, in seinem „Deutschen Glossarium" führt Lessing aus dem „Deutschen Rabelais" (d. i. Fischarts Geschichtklitterung) Kap. V an: „Lieb wächst durch Kieb". — 19. Sinng. 1003, auch bei Bodmer, Noah S. 53. — 28. sich kindisch aufführen, wie es Kästner braucht, Werke, Berlin 1841, II, 14:

Und nichts als Kuß und Trinken,
Und immer so gekindert.

— 30. kindern, vgl. Krüger ed. Löwe S. 420: „Sie kinderte sehr gern". — 31. entkindert. Meurer, Lexikalische Sammlungen aus Friedrich Rückerts Werken, Weimar 1872 (Gymnasial-Programm), führt an (S. 20): „Und ob sie aufziehn ihre Kinder, so entkindre ich sie von Männern. Hosea 9, 12" (in Rückerts Übersetzung).

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen,
Daß ihr *entkindert* seid?
Ihr seid auch frei von Schmerzen:
Wo Kinder sind, ist Leid."

Klapf, der, von *klopfen*, so viel als *Schlag*, wie denn auch die Alten *Donnerklapf* für Donnerschlag sagten. Sinng. 808:

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein *Klapf* am Himmel sein.

Knebelhaut. Logau sagt Sinng. 2024:

Veit trägt eine Flegelkapp' über einer *Knebelhaut* &c.,

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sei. *Knebel* und *Flegel* ist hier eines; beides bedeutet einen bäurischen Menschen. appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem *einen Knebel*. Knebel aber ist so viel als Knüppel; auch ein *Klotz* bedeutet in der gemeinen Sprache nichts Bessers. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen, als: die *Knebel* der Finger, einen *knebeln*, ein *Knebelbart*, ein *Knebelspieß*; daß man also unrecht thun würde, wenn man solche von *Knabe* herleiten und mit einem ä schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterei, sagt Logau und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freien Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinng. 883:

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei:
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden *Knechterei*!

Kosen. Sinng. 1174:

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig zum Schmeicheln und *Kosen*.

Dieses Zeitwort, welches so viel als *reden*, *schwatzen* bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Übersetzer des *Don Quixote* hat es sehr wohl gekannt und ihm im zweiten Teile der Geschichte dieses Ritters, S. 459, eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den sogenannten sieben Ziegen am Himmel: „*Ich kosete mit diesen Ziegen drei bis vier Stunden.*" Das zusammengesetzte Zeitwort *liebkosen* wird noch

12 f. *beides* ... *Menschen*, vgl. Luther, Jenaer Ausg. VII, 407a. — 31. „Des berühmten Ritters, *Don Quixote* von Mancha, lustige und sinnreiche Geschichte, abgefasset von Miguel Cervantes Saavedra", in zwei Teilen, Leipzig 1734.

überall gebraucht. Bei diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403:

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,
Daß er greift an mit Lust, was schwer und wichtig heißt.
Ob nötig ist das Brot, so läß man gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz' und sonsten, was da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur, zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich österreichisch und nicht schlesisch; man sagte es aber zu Logaus Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bei unserm Dichter sowohl als bei andern vor und bedeutet so viel als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts Zuverlässiges zu sagen. Sinng. 798:

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmal hinter uns, daß wir gewesen sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt
Und macht, daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen Sinng. 908:

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —.

Ebenso spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen,
Werden lauter Verse sein."

Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius, 1. Teiles zweites Buch, S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinng. 2756:

Erdenbau kann übel längen,
Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kömmt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius Persianischem Baumgarten finden. „Die ausgelängte Nacht laufen sie und sprechen früh morgens" 2c.

25. Opitz, Opera, Breslau 1690, II, 93. 1629 S. 220. — 29. Arminius ... S. 84, ed. Gebauer 1731: „kirmeln". Vgl. Giseke in Schnorrs „Archiv" V, 586. 588. Langes und Pyras Lieder ed. Sauer S. 29. — 35. Adam Olearius Persianischem Baumgarten, vgl. über ihn: „Fleming, Logau und Olearius" (Nat.-Litt. Bd. 58) S. 221 ff.

Lappe, ein, heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beiwort *läppisch*, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau Sinng. 2499:

Sonst möcht' es sein vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum *Lappen* mache.

Das Wort *Laffe*, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner *Lappen* und *Lumpen* einerlei sind, so heißen im verblümten Verstande nichtswürdige Leute auch *Lumpen*, *Lumpengesinde*, *Lumpenhunde*.

Latz, *schwäbisch Latz*, der. Man wird das 227ste Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein *schwäbischer Latz* so viel ist als ein Hosenlatz.

Lauer, der, kömmt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird (X, 9):

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein
Und schenkt ihnen sauern *Lauer*, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet *ein Lauer* einen Schelm. Sinng. 497:

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und *Lauer*.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte vappam, und wir könnten ihn also auch zur Not von dem schlechten Weine *Lauer* herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte *lauern* ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des Xten Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La Fontaine soeurs filandières. Sinng. 2448:

15. *Lauer*, vgl. Ramler in Gedikes und Biesters Berlinischer Monatsschrift XIV, 289. — 36. *soeurs filandières*, livre V, fable 6.

Waren alle Drei nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,
Waren sie nicht alle Dreie Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das, für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt Liebchen sagen, ist bei allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637:

Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt beschlossen hält.

So sagt auch Fleming:

Mein Lieb gedenket weg; was wünsch' ich ihr für Glücke?

Ebenso sagten auch unsre Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen.

d. i.

Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings (VI, 19):

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt 2c.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau, anstatt: es gefällt mir. (XIII, 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Silbe **ge** wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

— — sehr schöne Schrift auf Steinen,
Die mir so sehr geliebt,

und an einem andern Orte:

Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht ist eine scherzhafte Benennung unsers Dichters, worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel mit einem weithergesuchten Wortspiele das Jus canonicum nennt. Sinng. 2515:

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerecht ein Knecht.

M.

Männisch für männlich. Anh. 165:

Die Deutschen sind nicht männisch mehr 2c.

9. Fleming, „Der Sonnetten drittes Buch", Nr. LXXXI (Nat.=Litt. S. 116). Vgl. 1691, S. 156. 175. — 14. Eine falsche Deutung Lessings. — 22. Opitz, „Zlatna" V. 46 f. — 25. „Zlatna" V. 117. — 29. Jus canonicum, Lessing glaubte, Heinrich IV. von Frankreich sei der Erfinder dieses Wortspiels.

Magd und Knabe in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568: Über ein Brautbette.

In die Luft liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben,
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden
Wie in einen Sarg gebunden rc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen oder Mädchen, kömmt bei unserm Logau in der edeln, Anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat (VI, 22. 24).

Manne, die, als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96:

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen
Und die Manne zählen.

Wenn wir also itzt sagen z. E. zehntausend Mann, so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzet, z. E. (I, 5):

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzigtausend Mann,

doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinng. 1097:

Eine Maultasch' ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,
Außer daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachteil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch allem Ansehen nach so viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel herkommen, so müßte man sagen, eine Maultasche sei ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhinge. Frisch

11. ein neuerer Dichter, Gleim in seinem „Versuch in scherzhaften Liedern", 1. bis 3. Teil, 1744—58, wie Redlich bemerkt. — 25. In seiner „Vergleichung deutscher Redensarten mit fremden" führt Lessing an: „Es ist noch nicht sieben Jahr", *οὔπω ἔτη ἐστὶν ἑπτά.*

führt bei diesem Worte eine Prinzessin aus Tirol an, die wegen ihrer herunterhangenden Lippen die Maultasche genannt worden ist.

Marcipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinng. 1645:

> Heißt Marcipan Soldatenbrot? So essen's nur die Großen;
> Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genennet worden.

Meinen, lieben, wohlwollen. Z. E. (I, 35):

> Die nicht die sind, die sie scheinen,
> Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII, 4):

> — — Wo man die Kriegeskinder
> Gar gut und glimpflich meint &c.

Dieses meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, itzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bei unsern alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt (XIII, 11):

> Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftsband
> Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Fleming an einem Orte:

> „Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt."

Ebenso haben die Engländer das Wort *wench* itzt in Verachtung geraten lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Ver=

1. Prinzessin aus Tirol, Margarete, Tochter Heinrichs von Kärnten, zuerst verheiratet mit Johann Heinrich, dem zweiten Sohne Johanns von Böhmen, und nach ihrer Scheidung 1342 mit Ludwigs des Bayern Sohn, Ludwig von Brandenburg. Redlich bemerkt übrigens, daß sie ihren Beinamen von ihrem Lieblingsschloß Maultasch bei Meran hatte. Voltaire übersetzt den Namen: Marguerite-la-grande-Bouche. — 26 f. alten und guten Schriftstellern, vgl. S. Dach ed. Österlei S. 729. — 30. Fleming, „Der Sonnetten drittes Buch", Nr. LXXXVI. 1666, S. 659.

stande gebraucht ward Shakespeare z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word *wench* heretofore signified a young woman, often an amiable woman, so that some have thougt it a corruption only from the word *Venus*. Allein *wench* und Mensch sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerlei Ursprung haben sollten. Das Diminutivum Menschlein braucht unser Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen (IX, 85):

Canus hat ein junges Menschlein voller Glut und Geist genommen 2c.

Menschentum, das, für: das menschliche Geschlecht (XIII, 8):

Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschentum.

Milz. Logau sagt der Milz (VIII, 39).

Mißbehagen ist der Gegensatz von wohlbehagen.

Mißschwören, für falsch schwören, ist die Überschrift des 903ten Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852:

Es trachten ihrer viel', uns mördlich umzubringen.

Itzt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verräterisch, räuberisch, ehebrecherisch 2c. nicht von Krieg, Verrat, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräter, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondensohn; so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen (XIII, 12).

Musteil, das; von Mus, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorrats an Speisen (cibariis domesticis), der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am dreißigsten Tage, zu welcher Zeit man itzt gewöhnlich zu inventieren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Witwe und die andere den Erben. Logau spielt mit

2. excellent wench, Redlich bemerkt, Lessing habe Oth. III, 3, 90 im Sinne, wo aber excellent wretch steht. Nichtsdestoweniger bleibe seine Bemerkung richtig, denn V, 2, 272 redet Othello Desdemonas Leiche O ill-starr'd wench! an, und III, 3, 313 nennt Jago seine Frau a good wench. Vgl. auch Beaumont und Fletcher, ed. Johnson IV, 283. 287. 291. — 15. der Milz, desgleichen Opitz, ed. Tittmann S. 74 = Züricher Ausg. S. 146.

diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinng. 416 sagt:

Das Musteil heißt man dies, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß teilen mit den Erben.
Ein Mußteil machet draus, aus allem, was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räub'rischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinng. 609:

Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinng. 1038:

Nächst sagt' ein alter Greis &c.

Imgleichen (X, 53):

Mein Gut besucht' ich nächst &c.

Narren, für: sich närrisch betragen. Sinng. 2562:

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt.

Den Narren stechen heißt, Sinng. 1498, verspotten, mit spöttischer Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1; II, 12) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Silbenmaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel (II, 18):

Noch frech wagen,
Noch weich zagen &c.;

(I, 33):

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch That gerochen;

Sinng. 1404:

Alte Jungfern sind ein Stock, da noch Wachs noch Honig innen.

Nöten von Not, wie von Tod töten; so viel als quälen, plagen (V, 76):

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tötet;
Die ärgste Not ist die, die gar zu lange nötet.

An einem andern Orte, Sinng. 2513, scheinet dieses nöten so viel als nötigen, hinwegnötigen zu bedeuten.

18. naso suspendere adunco, Hor. Sat. I, 6, 5. — 31. (V, 76), Nat.-Litt. S. 214, Nr. 443. — 34 f. Vgl. Lessings Sammlung „Altdeutscher Witz und Verstand" Nr. 6:

Wer ab will löschen der Sunnen Glanz
Und ein Geiß will nöten, daß sie tanz'.

Vgl. Meurer, Lexikalisches aus Rückert S. 23 und Rückert, Gesamtausg. V, 135.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt Sinng. 1170 von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Beißig, garstig, sattsam wird, bloß auch nur zu nuseln weiß,

omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Silbenmaß zu bringen, hat die Dichter oft genötiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder: sonst oder (X, 28).

Ortgedächtnis nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtnis, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkömmt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig. Sinng. 1729:

Wer Gedächtniskunst denket zu studieren,
Dünkt mich, muß voran gut Gedächtnis führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor (XII, 74):

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophei. Durch diese Endung ei glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben, weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ei als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasei, Melodei ist daher richtiger und besser als Phantasie, Melodie. Nur bei Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophei in

10. Hor. A. P. 171. — 35. Harmonie, Fleming hat, 1691, S. 661: Harmoney.

folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertiget. Sinng. 403:

— — Man lasse mir die Lust,
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.
Sie wird mir nützer sein, als Mägden zu gefallen,
Als in der geilen Brunst der Üppigkeiten wallen,
Als eingeschrieben sein in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund,
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne,
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne,
Als daß ich mich befleiß' auf Hundsphilosophei
Und treib' als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrei.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118:

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777 und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinng. 1645.

Pompsack; der Spate erkläret dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock, und alsdann im figürlichen Verstande einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Kompositum. Anh. 120:

Der Pompsack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode.

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kömmt bei unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel als die Höhe. 2. Zug. 97:

Wer bei Hof am mindsten wäget,
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beigeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel als prangen, prächtig sein. Sinng. 2090:

— — Stärk' und Mut ist auch ein Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken ging.

13. Plotz. Vgl. Reblichs durchaus richtige Bemerkung in Schnorrs „Archiv" XI, 518. Als Adjektiv wird das Wort gebraucht von Leubscher bei Christian Gryphius II, 273, und von Andreas Gryphius (Goedeke, Deutsche Dichtung I, 377): Machen ihnen plotze Nöte. — 20. der Spate, in dessen Wörterbuch S. 1466: „Hans Pompsack". Vgl. Lessings Kollektaneen s. v. Deutsch.

Pursch, die. Dieses alte Wort kömmt in seiner ältesten Bedeutung bei unserm Dichter vor. Sinng. 1646:

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren,

d. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen ist das Zeitwort vom vorhergehenden und bedeutet sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern 2c. Sinng. 687:

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh' ich im Vergnügen,
Pursche sonst mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde sein begraben,
Werd' ich bessers Glücke haben,

d. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu; imgleichen (XIII, 12)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purschen weit und breit, erforschen dies und das
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras 2c.,

d. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die, heißt soviel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Überschrift: Raitungen.

Die Einnahm' ist das Weib, die Ausgab' ist der Mann;
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sei ein Überschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die, heißt die Maschine, Pfähle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinng. 2784:

Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinng. 2063:

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus
Heimlich doch, wo mißlich nicht, hat und heget einen Claus.

17. purschen, Eitner erklärt es = pirschen, jagen. — 21. raiten, rechnen, vgl. Leibniz, Collectanea etymologica S. 220. 21. Gryphius (Nat.-Litt.) I, 405.

Claus war der bekannte Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Kurfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludiert Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten oder ranzen, englisch to rant.

Recken, einen, einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to rack. Sinng. 460:

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte stehlen 2c.

Reichen, für herkommen, entspringen. Sinng. 13:

Kinder werden dannen reichen 2c.

Itzt brauchen wir dieses Wort mehrenteils nur von dem Reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem Reichen von einem Orte her.

Reichtum. Logau sagt das Reichtum, sowie das Eigentum, das Fürstentum 2c. Auch Opitz sagt so. Unter unsern neuern Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don Quixotens 2. Teil, XX. Kap.)

Reisemann, für Wandersmann (XI, 97).

Reisig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758:

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich itzo spornlos werde.

Röten, für rot machen (XIII, 10):

Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röten,
Was Totenasche blasset.

Rüger, delator. Sinng. 911:

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger 2c.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966:

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frei 2c.;

(X, 28):

Und Euch fein rund und kurz erklären 2c.;

2. für schlüpfrig, wankelmütig. Sinng. 17:

4. ranten oder ranzen, vgl. oben S. 106, Z. 29. — 17. 2. Teil, XX. Kap., S. 214 ff.; vgl. oben S. 123, Z. 33. Bei Logau erscheint das Reichtum Sinng. 302, 506, 524, 1059, 3. Zug. 21. Vgl. Opitz ed. Tittmann S. 158. 180. Züricher Ausg. S. 468. 606. Lohenstein, Arminius, 1731, 1, 4. — 18. Reisemann, Reiseleute (Nat.-Litt.) S. 213, Nr. 438.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn, damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn seine Tück' und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb' und Einigkeit;

desgleichen Sinng. 523:

Ich bin von Herzen feind den runden Samaritern,
Die itzund warm, itzt kalt 2c.,

und 2. Zug. Seite 212:

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinng. 57:

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben 2c.

S.

Sachen, die, menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts:

Wer itzund beraten will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; so schreibt Logau, was wir itzt Sarg schreiben. Sinng. 368:

Besser ist's in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben 2c.

Tscherning schreibt es Sarch (Frühling, S. 41). Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre. Er meinet nämlich, Sarg sei das verkürzte σαρκοφάγος, und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältnis für tote Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältnis überhaupt, ein Wasserbehältnis, einen Trog, ein Behältnis für Götzenbilder oder Heilige 2c. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor (Blatt 22):

„Mein Göttern iren Sark".

16. menstruum, menses, wohl eine falsche Deutung. — 20. Sark, auch hier ist Lessings Auseinandersetzung durchaus verfehlt, und Wachter behält recht. Wie Tscherning schreiben auch Lohenstein und Opitz. Das Wort σαρκοφάγος, Fleischverzehrer, bedeutete ursprünglich eine Steinart, der man die Eigenschaft zuschrieb, verwestes Fleisch rasch aufzusaugen, und die man daher zu Särgen benutzte.

Man wird daher weit richtiger in dem Worte *Sark* oder *Sarg* die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen und es solchergestalt zu dem alten *Arke* zurückbringen können. *Arke* aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nötig hat, von arca oder ἀρκέω herzuleiten.

Sattsam, verdrießlich, aller Dinge satt. Sinng. 1170:

— — — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, *sattsam* wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht (II, 14), worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, sowie Trübsal, Irrsal nicht die Person, sondern die Sache bedeutet.

Schaffen, so viel als befehlen, gebieten. Sinng. 403:

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu *schaffen* etc.;

desgleichen Sinng. 1395:

Diener, denen Fürsten *schaffen* etc.

In der vergangenen Zeit heißt es *geschafft*:

Den Lastern ist *geschafft*, zu halten Feiertag. Sinng. 859.

Dahingegen *geschaffen* creatus heißt.

Schanze, in der Bedeutung des holländischen kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt (IX, 39):

Aufzubringen erste *Schanze* etc.

für das erste Kapital, einen Handel damit anzufangen. Einem etwas *zuschanzen*, in die *Schanze schlagen* oder *geben* (II, 19), auf seine *Schanze achten* etc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten *Schanze* zu erklären sind und mit den Schanzen der Kriegesbaukunst nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich, was einen guten Schein hat (IX, 49):

Der Ehre *scheinlich* Gift.

Er sagt auch *Scheinlichkeit*, in eben diesem Verstande. Sinngeb. 1834:

13 f. Vgl. Goethe (Nat.-Litt.) V, S. 48, V. 20. — 16. *Schaffen* ... *gebieten*, vgl. Goethe (Nat.-Litt.) VIII, S. 26, Z. 45. — 23. *Schanze* ... *kans*, vgl. Morhof, Unterricht S. 329. Goethe (Nat.-Litt.) V, S. 311, V. 346 f. — 25. Vgl. „die Schanze gewinnen" bei Scultetus.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101:

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar sein,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beim Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinng. 2501, mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anstatt: ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erkläret Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz, kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII, 19; IX, 29):

Schimpf aber ist nicht Ernst rc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz rc.

Schlägefaul: so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinng. 91:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für schlaff sein. Sinng. 403:

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frei verhenkt zu schlaffen rc.

Schlechtlich, für schlecht. 2. Zug. 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte **en** ist die Füllpartikel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinng. 685 u. 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. 1. Zug. 137:

Lara hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so-viel als schnipsen, von Schnall, ein Schnippchen. Sinng. 966:

12. Frisch, II, 181: „Insignia alicujus in dubium vocare, d. i. einem zum Nachteil reden". — 17. Vgl. Opitz ed. Tittmann S. 252. Lessing hatte den Ausdruck gebraucht, schon ehe er Logau kannte; vgl. seine Übersetzung von Plautus' „Gefangenen" (Nat.-Litt.) IV, S. 155, Z. 16. S. 176, Z. 18 und die Auseinandersetzung S. 217, Anm. *). — 26. die Füllpartikel, vielmehr die Endung des zur Adverbialbildung verwendeten dat. plur. — 31. Vgl. Goethe, Nachgelassene Werke I, 237. Zu dem Inhalte vgl. Lehmanns Florilegium S. 144. 401.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt und bedeutet gleichfalls, mit den Fingern oder auch mit der Zunge einen Laut machen. Sinng. 1107:

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570:

Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich schnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist rc. (Hiob 15, 16). Ach Herr, siehe doch, wie schnöde ich worden bin (Klagelieder 1, 11). Itzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheinet es nicht sowohl eine passive als aktive Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch nicht ein Mensch heißet, der verachtet wird, sondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen, 1. für schön sein, Sinng. 1505:

Fürstin, euer reines Schön hat ein Fieber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schöner schönet.

2. für schön machen, 2. Zug., S. 218:

Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die dem ersten Anscheine nach einen Widerspruch in sich schließen. Das elfte Sinngedicht des ersten Buches erklärt es.

Schoßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann, oder auch diese Erbschaft selbst. Mit der Zweideutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 2473sten Sinngedichte gespielt:

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder;
Mancher Schoßfall, wie man sagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinng. 1530:

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie auch schürt.

Schwesterschaft (XIII, 11):

O, so denk' ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft rc.,

heißt an diesem Orte so viel als: an die blutsverwandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüder-

schaft von gleichem Gepräge ist und ebenso wenig unterzugehen verdient als dieses.

Schwindeltumm, für schwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht diese beiden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Menschen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinng. 454:

Da geht es schwitzig her &c.,

d. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für beiseite. 2. Zug., S. 217:

Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
Dem seines Meisters Ruhm in sichers Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bei den Schauspielen nicht unbequem anstatt des à part zu brauchen, besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab schicklicher sagen als: das erste Beiseite &c.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter &c. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unsern neuern guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist Sind sie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müssen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem, zweien oder mehrern in Gesellschaft befunden. Sie können es an folgenden Beispielen unsers Dichters versuchen. Sinnged. 1372:

Vulpiana ist selbander — was doch itzt für Fälle sind! —
Bei zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der ist ein Kind.

Sinng. 1407: Eine Braut zu ihren Gästen.

Ihr Gäst', ihr seid mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will ich sein.

Zu diesen Fürwörtern gehöret auch selbselbst und ist der Ordnung nach das erste. Es bedeutet nämlich die Person, von

11. Seitab, für beiseite, vgl. Nat.-Litt. S. 208, Nr. 407. — 34. selbselbst, vgl. Nat.-Litt. S. 203, Nr. 374. Fleming ebd. S. 86, V. 20. S. 88, Nr. 1, V. 3. S. 92, Nr. 8, V. 14. S. 105, Nr. 34, V. 14. S. 119, Nr. 62, V. 13. S. 132, Nr 89, V. 6.

welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberstumm, ein Scherzwort für einen, den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen (XII, 12):

Hermes ist der beste Redner weit und breit und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für: das Genie, die Gemütsgaben, der Geist, der gute Kopf. So werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter Degen und Erdegeist; imgleichen (VI, 24):

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust an reifen Sinnen;

(XII, 104):

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht, was dort sind die Kastalinnen?

Sitzer, der; ebenderselbe Teil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728:

Was ist ein göldner Kopf ohn' einen bleiern Sitzer?

Sinng. 1135:

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Obgleich ein' alte Mutter die Hinterstirn ihm beut.

Sinng. 1581:

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die Nase für,
Denn er meinte, Calvus' Kopf sei des Magens Hinterthür.

Söder ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von sieden (II 84):

Geußt Söder auf und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen trocknen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den bloßen Brüsten, die er deswegen gesönnte Brüste nennt. 1. Zug. 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit und weniger als Ängstlichkeit (II, 47).

Städter, für Einwohner in den Städten, ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinng. 205:

Der Krieger Art und Werk bisher war Rauben, Stehlen;
Der Städter Art und Werk Erkaufen und Verhehlen.

Stänken, für Gestank erregen, stänkern. Sinng. 2763:

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker. Sinng. 911.

Sterben, als ein Activum, für sterben machen, töten; an vielen Orten, z. E. X, 67; imgleichen Sinng. 2361:

Den Tod, der alles sterbt, den sterbt ein gut Gerüchte,
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flektiert habe als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Person der gegenwärtigen und der jüngstvergangenen Zeit: du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: du stirbst, er stirbt, er starb. Ebenso unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben: er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter, z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt (IX, 71):

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich ꝛc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch für Stockfisch. Sinng. 96:

Ei, man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bei großer Herren Tische
Sind stets Has' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117:

Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für stumpf machen (XIII, 3).

Stürzebrücke (IX, 49) geht besser in den Vers und ist auch stärker als Fallbrücke.

Suhne, die, für Versöhnung. Sinng. 1049:

Wann Mann und Weib sich zankt, ist Suhne recht bestellt ꝛc.

1. Stänken, vgl. Luther, Jenaer Ausg. VII, 426. — 4. Stänker, das Wort auch von Lessing gebraucht in der „Bibliolatrie" und der „Nötigen Antwort".

T.

Tage= und Nachtgleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Äquinoktium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt durchgängig taug. Sinng. 2522:

> Gewohnheit ist die erste Frau, beherrschet alle Welt;
> Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht echte hält;

desgleichen Sinng. 2542 u. 2550:

> Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerin;
> Wo man französisch=höflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Ebenso schreibt Opitz, sowohl in Versen als in Prose. Z. E.:

> „— — — Hier taug kein Midas nicht,
> Der Eselsohren hat und Eselsurteil spricht."

Testamenterin, die, für: das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinng. 720. Testiererin, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst oder Durst, die; so viel als Kühnheit, Mut, ein Abenteuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht (XIII, 10):

> Was wüßten wir von Helden
> Und ihrer Thurst zu melden 2c.

Thurst kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten, dürfen, und hat viel Ähnlichkeit mit dem griechischen θάρσος, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg (Fab. 67):

> Vor im *getorst* kein tier gestan,

und Fab. 70:

> Ratent und koment uiber ein,
> Wel under uns diu si allein,
> Diu das *getuirre* wol bestan
> Das si der katzen henken an
> Welle die schallen — —.

6. taug, die Form des Präteritum. Daß Logau durchgängig so schreibt, kann wohl sein, denn die Schlesier schreiben alle so; vgl. auch Luther, Jenaer Ausg. I, 197 a. 200 a. Aber in der Lessing=Ramlerschen Ausgabe steht zweimal „taugt" VI, 73 und I, 73. — 12. Opitz, Opera, Breslau 1690, II, 39. 1629, II, 382. — 18. Thurst, Luther I, 55 a. 102 b. 103 a.

Luther gebraucht das Wort dürftiglich (1. Mos. 34, 25) in eben diesem Verstande.

Tischen, für zu Tische sitzen (II, 66).

Töblich oder, wie es bei andern geschrieben wird, töbelicht, von töbeln, und dieses von toben. Töbeln erklärt der Spate durch feroculum esse, hilarem insaniam insanire etc. Die Stelle, wo töblich bei unserm Dichter vorkömmt, ist unter gach bereits angeführet.

Torkeln für taumeln (II, 54) und Sinng. 2568:

> Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
> Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben. Sinng. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, kopulieren. Sinng. 769:

> Ewigkeit, die ohne Ziel
> Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51:

> Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militarisches Wort und bedeutet so viel als das heutige exercieren. Daher Trillhaus, Trillmeister rc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der, ist poetischer als der Trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsilbe ig besser wegläßt; wird von Pferden gesagt, als: welche man tummelt. Sinng. 826:

> Ein sanftes Tier gehört auf einen engen Steg,
> Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Übergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinng. 774:

> Gott hat neben sich gesetzet
> Auch den Nächsten, wird verletzet
> Durch den Dienst, der ihn gleich liebet
> Und den Nächsten übergiebet.

1 f. Z. B. I, 60 a. — 14. Auch Chr. Gryphius I, 365: geträuet. S. Dach ed. Österley S. 170. 172. 430. 724. — 23. Trompte für: Trompete, Dietrich von dem Werder (Tasso) S. 15. 51. 73. S. Dach ed. Österley S. 212. 296: trommte. S. 498. 615. 665.

Überständig, wird von Früchten gesagt, die man allzu lange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinng. 2278:

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig sein.

Überweiben, sich, würde eigentlich heißen: der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bei unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinng. 1893:

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 234, ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Itzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm (V, 63) sagt unserm Dichter etwas weniger als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreit, für unverehelicht, unvermischt. Sinng. 588:

Unverfreiter Wein.

Den Ehstand lob' ich zwar, nicht aber lob' ich Wein,
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich sein.

Unzahl, die, so viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754, wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel, ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief, ist die Überschrift des 2154sten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt 2c. Ebenso nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit

34. bullenedel, Sinngedicht 597.

über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet ebenso bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl., S. 95.)

Verbringen sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinng. 695:

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringen's auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend sein,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig gute Wörter und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweideutig ist; denn es bedeutet auch das Gegenteil von zusammenbringen, nämlich verschwenden.

Verbürgen, etwas, cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht Die Poeten, sagt er (XIII, 10), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget,

d. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget, so würde man kürzer sagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich, braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung für: sich verirren (XII, 72):

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bei ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII, 8) nennt Logau, was sonst auch Begnügsamkeit heißet (VI, 62; VIII, 61), die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu sein, *αὐταρκεία*.

Verkünden, für verkündigen, kund thun (VIII, 97).

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch Verlust. Sinng. 1589:

Da sieh nun, Deutschland, was der Krieg verderbt hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und verfast.

Verleiben. Sinng. 2661:

Wiewohl sich Mann und Weib in einen Leib verleiben ꝛc.

27. vergeht, noch jetzt süddeutsch; vgl. Maximilian Schmidts Novelle: „Der vergangene Auditor".

Von diesem verleiben ist einverleiben gemacht worden, wofür man vor alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten, kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her und heißt so viel als: mit Prangen durchbringen (IV, 25):

Morus war in hohen Ehren, wagte, was er hatt', auf Ehr'.
Als er alles nun verprachtet 2c.

Daß in der alten Ausgabe verpracher steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen (welches verprachern bedeuten müßte), giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten, heißt so viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinng. 2702:

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen, 2. Zug. 99:

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Not,
Ist verschildwacht allezeit
Mit der freien Redlichkeit.

Verschlunden für verschlingen, von Schlund. Sinng. 1150:

— — doch es wird nicht funden,
Was die Wölfe vor verschlunden

Versprechen, in der alten Bedeutung so viel als schelten, schmähen. Sinng. 1846:

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt' er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als unterbringen, ausleihen, austhun. Sinng. 412:

Was ist's, worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht und Schönheit zum Verthun;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

2 f. Christian Gottlob Haltaus, Glossarium germanicum medii aevi, Lips. 1756. — 10. offenbarer Druckfehler, doch nicht. — 23. Verschlunden ... von Schlund, müßte heißen: Verschlinden, davon Schlund. Vgl. Luther, Jenaer Ausg. I, 341 a. 349 a. 520 b. In seinem „Deutschen Glossar" giebt Lessing das Richtige: schlinden, setzt aber hinzu: von Schlund. — 26 f. Versprechen ... schmähen, vgl. Luther I, 352 a.

Schön müssen sie sein, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie sein, um Mütter werden zu können.

Vertreulich, Sinng. 798, wofür wir itzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen, Sinng. 618, und vielen, Sinng. 1103, heißt so viel als multiplicare, wofür wir itzt vervielfältigen sagen:

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen sind drei Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich, zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich, anstatt Verzicht thun. Sinng. 634:

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl quadraturam circuli. Sinng. 1343:

Daß im Zirkel eine Vierung sei zu finden, ist wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt und vielleicht weiter nichts als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieschers Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

23. Vierung des Zirkels, auch dieses Wort (vgl. Schlägefaul) wurde von Lessing schon gebraucht, ehe er Logau kannte; vgl. I, S. 160, Nr. 15, V. 6.

Vor, als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher (IV, 82. 104; IX, 11), kömmt häufig vor, sowohl bei unserm Dichter als bei seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinng. 794:

— — — Nun und zu aller Zeit
Sei wächsig dieser Stamm bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase heißt in dem komischen Heldengedichte Phaethon ein Hase in seinem besten Wachstum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter sind eines, nur daß wir sie itzt bekanntermaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweiten Zugabe (Seite 215):

— — — — ein Mann
Der Reinkens Hinterteil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II, 2). Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der, so viel als Veränderung, Tausch (XII, 8).

Wandeln, für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802:

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechsel hält —;

desgleichen Sinng. 2192:

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß sie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für von wannen (VI, 65):

Ich wüßte nicht, wer der und wannen er entsprossen &c.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081:

Lieber Gott, was hast du Affen!

desgleichen (XIII, 6):

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachsteller. Sinng. 580:

10. „Phaeton“, (Fr. W. Zachariä), „Scherzhafte epische Poesieen nebst einigen Oden und Liedern, Braunschweig und Hildesheim 1754“, S. 299, V. 117.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.
Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als heiraten, sich beweiben. Sinng. 1534:

Willst du nicht weiben?

Siehe Überweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bei unserm Dichter die Überschrift von folgendem Epigramm [2661]:

Wiewohl sich Mann und Weib in einen Leib verleiben,
So darf sich doch der Mann deswegen nicht verweiben.

Wer, für jemand, kömmt hin und wieder vor, als Sinngед. 548:

Will Kirchenbilder wer zum Ärgernis anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch kribbeln und wibbeln (VI, 19):

Da vor Freuden alles wiebelt rc.

Wiederkäufler, scheint bei unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung, es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinng. 2370:

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel polscher Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mitsamt den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinng. 1965:

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem andern schenken,
Ist wiederlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Stil.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißet, anatocismus. Sinng. 1568.

Windei heißet das unfruchtbare Ei, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256:

Ein Windei legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat rc.

5. In seinem „Deutschen Glossarium" citiert Lessing aus Pauli: „Es ist sorglich, mannen oder weiben." — 22. wieder kaufet, also ein Kleinhändler.

Das Wort scheinet nach Maßgebung des Griechischen gemacht zu sein: *οὐρινόν, ὑπηνέμιον, ζεφύριον ᾠόν.*

Windlicht, so viel als Fackel, 2. Zug. 65:

Wenn die Frösch' im Finstern quaxen, zünde nur ein Windlicht an;
Ei, wie werden sie bald schweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinnged. 2448.

Wirtlich (IV, 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirtschaftlich wohl zu unterscheiden; wirtlich geht die Person, den Wirt an; wirtschaftlich geht die Sache, die Wirtschaft an. Also sagt man: wirtschaftliche Gebäude und wirtliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinng. 1549. Desgleichen Sinng. 1684. Ein einziges Mal sagt er: der Witz. Sinng. 2630:

Der Monden stellt sich vor die Sonne und macht sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rat will dämpfen, erstrecket sich noch lang noch weit.

Witzel, sagt Logau, wofür wir itzt Witzling sagen. Sinnged. 911:

Einen Doktor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gimpel ꝛc.;

desgleichen 1. Zug. 100:

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schreiben, Ende gebe,
Mach' ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinng. 727:

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbesprächt, so viel als beredt oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren (VIII, 85).

Wohlbewußt, der, mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinng. 1966:

Bei dem Ärgsten Bestes hoffen, geht wohl keinem an,
Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

14. der Witz kommt auch sonst bei Logau vor, z. B. Sinng. 1022. Nat.-Litt. S. 165, Nr. 114. S. 198, Nr. 336. — 30. mens conscia recti, Virg. Aen. I, v. 604.

Wütig, voll Wut, wütend. Sinng. 846:

Die Kinder Gottes sind, sind wie ihr Vater gütig;
Die Satans Kinder sind, sind wie ihr Vater wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093:

Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreit,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wundertiere, ist noch gebräuchlich und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele (IX, 55).

Z.

Zankeisen für Zänkerin. Sinng. 1404.

Zeihen, sich, ist das Gegenteil von sich verzeihen, Verzicht thun (siehe oben unter dem Worte verzeihen); auch ist es das Gegenteil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen (VIII 30):

Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig sein?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Teil? ꝛc.

ebenso sagt Opitz im „Lobe des Kriegsgottes“ (V. 575):

„— — Was zeiht Achilles sich,
Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
Sein Land Thessalien“ ꝛc ;

und im zweiten Verstande heißt es: schuld geben, wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Überschrift des 2429sten Sinngedichts und bedeutet so viel als die Kunst, sich in die Zeit zu schicken:

Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logaus Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen sein.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinng. 1257:

— — — Wiewohl's der Brauch verbeut
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

19. Opitz, ed. Tittmann S. 130. — 25. Wer kann ... zeihen? Joh. 8, 46. — 26 f. 2429sten Sinngedichts, Nat.-Litt. S. 206, Nr. 391.

Daher kömmt züchtig, bescheiden, in Züchten und in Ehren, und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Pansa sehr deutlich erkläret finden: „Ich will es euch aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brot und Zwiebeln dazu schmecket mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin und nicht so züchten darf, ebenso gut als ein Truthahn in Gesellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten, niesen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankömmt.“ Don Quixote, 2. Buch, XI. Kap. — 2. proles, prosapia, in der Stelle, die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck, bedeutet so viel als schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinng. 774: Zungenhonig, Herzensgift.

10f. Don Quixote ... XI. Kap., vgl. S. 123, Z. 21; S. 134, Z. 16f.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Erster Teil.

Einleitung.

Der Herr von N**, ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militarischer Ekel vor politischen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände geraten, kann dem Publiko zu wissen oder nicht zu wissen sehr gleichgültig sein. Ich teile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten nützlich sein können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben.

1. Auf dem ersten Blatt der Originalausgaben steht: „Diese Briefe werden alle Donnerstage in der Nicolaischen Buchhandlung im Düfourschen Hause in der Brüderstraße zu Berlin ausgegeben und sind auch in den auswärtigen Postämtern und Buchhandlungen zu haben. Wer auf ein Vierteljahr pränumeriert, zahlet dafür 12 Gr., sonst kostet jeder Bogen 1 Gr." — 4. Herr von N**, Lessing dachte sich dabei seinen Freund, den Major Ewald von Kleist. Vgl. die Einleitung. — 6. Fr**, Frankfurt an der Oder, wohin merkwürdigerweise auch Ewald von Kleist nach seiner tödlichen Verwundung bei Kunersdorf, 1759, gebracht wurde. Die Schlacht bei Zorndorf war den 25. August 1758. — 11. B**, Berlin. — 14. Fll., Fabull; so nannte sich Lessing, vielleicht nach dem Scherzgedicht I, 139, Nr. 74.

Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt, sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte, und ich lasse ihm seinen Willen. O.

I. Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben, aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie teilhatten, die zu Quellen der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wiederkommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

16. unerwartesten, die Ausgaben von v. Maltzahn, Hempel und Gosche haben: unerwartetsten. Jedoch die Auslassung des t vor dem Superlativ der Participia perfecti ist im vorigen Jahrhundert so häufig, daß man sie nicht als Druckfehler beseitigen kann, sondern sie als aus euphonischen Rücksichten entstanden betrachten muß. Vgl. Hempels Ausg. VIII, S. 277, Z. 7 f. v. u., unsere Ausg. IV, 2, S. 80, VII, S. 61, Z. 9. Dramaturgie 1. Ausg. II, 8: Erleuchtesten. S. 69. 159: unerwartesten.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestöret läßt und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu sein Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilt hätte? rc. Fll.

Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden, und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — raten Sie einmal, an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht erraten! — An Popen.*)

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

*) Herrn Alexander Pope sämtliche Werke rc. Erster Band. Altona bei D. Iversen. 1758 in 8vo.

18 f. unsere ... Faust weg, vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 633 (über dieselbe Übersetzung): „Doch es ist allzu verdrießlich, sich mit unsern deutschen Übersetzern abzugeben. Sie sind so rüstig und haben eine so arbeitsame Faust, daß sie alle Kunstrichter niederschreiben." — 33 f. Der Übersetzer war Dusch. Vgl. Brief 41. Bibliothek der schönen Wissenschaften V, 94.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall, wie der Übersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt und selbst Geld zu verdienen denket? Freilich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Übersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch sein mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören." —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sei, und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Übersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch „Schüler" übersetzt und sagt*): „In der That ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze und ist ihm in nichts nachzusetzen als in der Einfalt des eigentümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meinet, daß der Stil in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sei als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Übersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Stils (Correctness) vorzuziehen?**)

*) That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

**) Abhandlung von der Schäferpoesie, S. 7 der deutschen Übersetzung.

6 ff. „Ich . . . verlören." Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 631. — 35 f. The poetical works of Alexander Pope etc. Vol. I. Lockes Edition London s. a. S. 45. — 37. Ebd. S. 51.

Pope erzählt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern ebenso viel Vergnügen machte als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen*) verschaffte. — Der Übersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte.“

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Übersetzer: „Virgil, der den Theokrit ausschreibt.“

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich prosaischen Stücken des ersten Bandes.**) Urteilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Übersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt, wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft sein muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc. Fll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart, aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urteile zu Gesichte gekommen sein. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.***)

*) Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

**) In dem Vorberichte verspricht man, die neun englischen Oktavbände in sechs deutsche zu bringen und in den ersten deutschen die Hälfte des zweiten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen, und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowes Jane Shore.

***) Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle. 1758 in 8vo.

9. „Virgil ... ausschreibt“, Virgil, who copies Theocritus. Ebd. S. 51. — 27 ff. Von ... sein, Nicolai hat sie in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (IV, 1, 600—602) angezeigt. Vgl. ebd. V, 153 f. Der Übersetzer, Johann Franz von Palthen, war Justizrat zu Wismar, starb 1804. — 30. The poetical works of Alexander Pope etc. S. 44.

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurteilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Äsopus abstrahieret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satire, seine übrigen poetischen Talente machen ihn trotz jenen Regeln zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine Satire dem Übersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen sein! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The miser trembling lock'd his chest,

(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten), so sieht er lock'd für look'd an und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.*)

Das englische Chamäleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

und das deutsche sagt: ich vermied, eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger als die Schmeichler einer andern Nation?**)

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er, der Mann, sagt er,***) liebt das Befehlen, und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben oder will ihre Zufälle bekommen.

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben oder auch umwechselnd die Herrschaft führen." — O dreimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

*) VI. Fabel.
**) II. Fabel.
***) XII. Fabel.

1. John Gay (1688—1732). Vgl. oben S. 12 f. — 23 ff. Gay I, 85:
He loves command and due restriction,
And she as well likes contradiction,
She never slavishly submits.

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Übersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbrokes Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt*), und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Übersetzern gesehen hat, unendlich weit zurückläßet. — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist. Fll.

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unsere Übersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntnis der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt, und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studieren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern versehen habe.

*) Leipzig, bei Lankischens Erben, in groß 8. 1758.

6. Der Übersetzer, Christian Gottlieb Bergmann (1734—1822), war Jurist, Amtsdirektor zu Reibersdorf und Ratsherr seiner Vaterstadt Zittau.

— Vergleichen Sie nunmehr dieses*) mit folgender Übersetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bei andächtigen Personen gar nichts Unerhörtes ist, und der unter andern besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verschaffte." — — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen ebenso gern berühmt sein als andere von größeren Talenten und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen und weder dabei witzig sein, noch vernünfteln wollen.**) — Und Bergmann fährt fort zu verhunzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm, so wohl als solche, die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammentragen und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu sein, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf (dissolve the charm), und sie verschwinden aus dem Gesicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme," läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas und sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reize fliegen gleich diesen auseinander und verschwinden aus unserm Gesichte."

O, Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu sein schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur weg!

Das Allertollste aber ist dieses, daß er — (wie soll ich mich

*) I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I, p.* 6.

**) These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it. — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen), daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Übersetzung der siebenzig Dolmetscher und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Übersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, ebenso viel wunderbare Dinge als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider sein, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus &c. &c. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst als die frommen Märchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Übersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe. „Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden, itzt aber nennt er sie heilige Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romanen hätten verwandeln können" &c.

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Kollegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publikum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen und diese Buben würgen?

2. Hudibras I, 1, V. 163 ff.:

He could raise scruples dark and nice,
And after solve 'em in a trice;
As if Divinity had catch'd
The itch, on purpose to be scratch'd.

— 34 f. Will ... würgen, 2. Könige 2, 23 und 24.

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandae sind, so macht jener daraus: „welche man schon von weitem empfangen muß". Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Übersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Übersetzer halten können. Fll.

Fünfter Brief.

Der Übersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt und „Versuche zu vergnügen"*) herausgegeben. Ich denke so: mir nützlich zu sein, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte, wenn ich nur die Versuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

„Der Lenz" des Herrn von Palthen scheinet eine Sammlung von alledem zu sein, was er bei Übersetzung des Thomsonschen „Frühlings" Schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist und selbst Zachariä ver-

*) Erste Sammlung. Rostock und Wismar bei Berger und Bödner. 1758. groß 8. Enthält: 1) Der Lenz, 2) Übersetzung des zweiten Buchs des Palingenius, 3) Projekt, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten, 4) Petrarchs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst, 5) Lieder des Horaz, 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes, 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

3. a limine salutandae, eigentlich: von der Schwelle her zu begrüßen sind, d. h. in die man sich nicht zu weit einlassen darf. Seneca, cap. 49, med. — 8. Canon chronologicus, vielmehr Canon chronicus aegyptiacus, ebraicus, graecus usque ad imperii persici initia, Lond. 1672. — 29. Friedr. Wilh. Zachariäs „Tageszeiten", 1755.

schmäht haben. Er malt Mücken*), und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male. Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt, er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmeten Wangen und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackichter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte, brüllende Stier mit der breiten Brust und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht. — Die grunzende Sau mit den fleckichten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich," werden Sie sagen. „Der Mann will mir das Handwerk legen!" — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Offizier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Prozesse that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen riet, nicht wahr, da verriet sich der Offizier auch? — Doch dieses beiseite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten halsstarrige fänden, die dem Urteile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Exekution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg, und Sie sollen Zeit genug weiter avancieren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drei ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

*) Seite 14.

2. Bei den Mückenfüßen mag, nach Redlichs Meinung, Lessing der Vers von Uz aus seinem Briefe an Christ vorgeschwebt haben:

„Wer immer malt und malt und jeden Mückenfuß
In sein Gemälde bringt, malt uns zum Überdruß."

— 29 f. so hat er Krieg, vgl. Leibniz ed. Dutens V, 20 f.

„Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget."

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das Wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weiß nicht welche eingeschränkte Kenntnisse! .. Petrarch sagt von sich*): „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt als alle Nachfolger des Apicius." Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Cälius gezielet, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben" ꝛc. — Allein muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, notwendig ein Schlemmer sein? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen und würde unter drei berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben.

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sei ihm nicht zu Gesicht gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines und läuft auf eine proportionierliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus. Fll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben recht; dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen!

*) S. 89.

15. Apicius, der berühmteste ist des Tiberius Zeitgenosse M. Gabius Apicius. — 17. Charles Irénée Castel de Saint-Pierre (1658—1743) veröffentlichte in Utrecht sein Projet de paix perpétuelle. Vgl. die Bemerkungen von Leibniz, welche Herder in der „Adrastea" III, 1, 129 ff. zusammengestellt hat (ed. Hempel XIV, 404), und de Bar, Epitres diverses II, 69. Leibniz ed. Dutens V, 56 ff. II, 1, 315. — 31. Shaftesburys, vgl. „Bibliothek der schönen Wissenschaften" II, Vorrede.

Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurteilt! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen sein, aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Geßner Theokrit, Wieland Lukrez.

Wieland Lukrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtnis vertilgt, daß er der Verfasser der „Natur der Dinge“ ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu sein.

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K** B** persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen. So viel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „Moralischen Briefe“ uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele.

24. K** B**, Kloster Bergen bei Magdeburg, wo Wieland auf der Schule war. Vgl. in Bezug auf diesen gehässigen persönlichen Angriff Lessings den Anzeiger der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ VI, 178.

Sie wissen es schon zum Teil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder seinesgleichen berechtiget ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verriet so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,*) daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner „prosaischen Schriften“ aus der Zuschrift der „Empfindungen des Christen“ die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,**) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? Fll.

---

*) In der letzten seiner „Sympathieen“, und hernach in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen“, an den Herrn Oberkonsistorialrat Sack.

**) Zürich, bei Orell und Compag. 1758, in drei Teilen. Enthält I. 1) Sympathieen, 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe, 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen; II. 1) Empfindungen des Christen, 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes, 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes; III. 1) Betrachtungen über den Menschen, 2) Gesicht des Mirza, 3) Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden, 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

1 f. wie ... hat. Vgl. „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ I, 415 ff. Uz hatte 1774 in einer Epistel an Christ die Art, wie die Schweizer die Engländer nachäfften, witzig verspottet. In der letzten, an Liscow gerichteten „Sympathie“ (o. O. 1756) schreibt dagegen Wieland: „Du mußt auch noch wissen, daß die Sachen so weit gekommen sind, daß ein elender Anakreontischer Sperling, dessen Seele über nicht mehr als eine kleine Anzahl Ideen von Rosen, Lilien, Weingläsern, Frühling, murmelnden Bächen, schwarzaugichten Mädchen und günstigen Schatten zu befehlen hat, daß ein solcher zwitschernder Dichterling das Herz gehabt hat, sich vor dem Publiko Airs zu geben und über den Charakter der englischen Nation und über Heldengedichte zu urteilen, ohne es zu merken, daß die Verwirrung seiner Ideen und die Unzeitigkeit seines Geistes fast aus allen Zeilen seines lächerlichen Urteils hervorgucken.“ In der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen“ (Zürich 1755) an Sack heißt es: „Weil dieses Ungezieser, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: [Uz] 'Lyrische Gedichte', neueste Ausgabe; [Lamprecht] 'Die Nachtigall', eine Erzählung; [Dreßler] 'Meine Lieder'; [Beyer] 'Vermischte Poesieen“, und er behauptet sogar, „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte.“ Uz hat sich in einem zuerst einzeln gedruckten Schreiben an Gleim würdig verteidigt, vgl. Lessings Anzeige desselben oben S. 1 ff.

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die „Empfindungen des Christen“ das Anstößigste gewesen.

„Empfindungen des Christen“ heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste „Empfindungen eines Christen“ sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabei denket, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsternis, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen wie erstarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet.“ —*)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophieren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsieren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn

*) Empfindungen XIV, 99.

Wielands oft annehmen, hat mich an Petersens „Stimmen aus Zion“ wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich sein. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann und kein gemeines poetisches Genie. Seine „Uranias“ ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten „Stimmen“ sind hundert prosaische Lieder, die er selbst „Psalmen“ nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

„Dreiundvierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit und verfälscht sein großes Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen“ &c.

„Zweiundachtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl wert, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntnis bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben als ein Verführer —

„Gott sei Dank, daß wir nicht leben wie die Übelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht itzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sei, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

1 f. Der Mystiker Johann Wilh. Petersen aus Osnabrück (1649—1727), dessen „Stimmen aus Zion“ 1698 o. O. (Halle) in zwei Bänden erschienen. Seine Uranias s. opera Dei magna, carmine heroico celebrata, Halle 1720. 4. — 7 f. als ... hatte? Auch Herder weist in der „Adrastea“ auf Petersen hin, vgl. ed. Hempel XIV, 418. 422. — 31. Hütten, vgl. Immermann (Nat.-Litt.) I, 2, S. 64, V. 204.

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —“

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter, er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen „Empfindungen“ zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektierte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens „Stimmen“ gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer! Fll.

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurteilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei seinem Entwurfe um Rat gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Übung der Gemüts- und Leibeskräfte, weil ohne Übung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie *καλοκἀγαθία* nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Tiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklich-

21. Vgl. Schnorr von Carolsfeld, „Archiv für Litteraturgeschichte“ XII, 607. — 32. *καλοκἀγαθία*, ungefähr: Biederkeit.

keiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspunkte studierte man mit ihnen den Homer und schmückte ihr Gedächtnis mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren rc. —*)

Ich will vors erste bei einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bei sich denken: Da es uns, Gott sei Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοί zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählet.**) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte und zu dem Müßiggange auch alle eitle nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργείη δέ τ' ὄνειδος.

„Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich." — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Ratgeber nützlich sein könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das

*) Im dritten Teile S. 101.
**) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates. [II, 56 ff.]

22 f. καλοκαγαθοί, Biedermänner. — 32. Hesiods „Werke und Tage" V. 311.

Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,*) sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu sein:

> Δαιμόνι', ἀτρέμας ἧσο. καὶ ἄλλων μῦθον ἄκουε,
> Οἳ σέο φέρτεροί εἰσι, σὺ δ' ἀπτόλεμος καὶ ἄναλκις,
> Οὔτε ποτ' ἐν πολέμῳ ἐναρίθμιος οὔτ' ἐνὶ βουλῇ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich sein, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rate? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraussetzte, und ob diese Richter Leute sein durften, mit welchen man in der Jugend den Homer nach moralischen Absichten gelesen hatte? Fll.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern ebenso rar als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward ebenso wenig von allen Griechen verstanden als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle.

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wielands fortzufahren. Die wichtigsten

*) Im zweiten Buche der Ilias V. 200 u. f.

6 ff. Still du! rühre dich nicht, und höre Befehle von andern,
Welche tapferer sind; unkriegerisch bist du und feige,
Wirst für nichts in der Schlacht, für nichts im Rate gerechnet.
(Stolberg.)

werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen.

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „Soviel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Skribenten gemacht.“ — Allein ich besorge, sein Gedächtnis hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nötigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sei? was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum civiliumque rerum notitiam conducebat;*) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studierten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades — Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst, zu überreden und die Gemüter der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn

*) A. Gellius XX, 5.

1. D., Moses Mendelssohn. — 17 f. quae . . . conducebat, welche zu rednerischen Stilübungen, zur Geschicklichkeit in Spitzfindigkeiten und zur Kenntnis bürgerlicher Verhältnisse nützte. — 27 f. Xenophons Memorabilien I, 2, 14 ff.

man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht! Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen durch ihr *καλὸς κἀγαθός* ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλὸς κἀγαθός* etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: *τί οὖν; οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν ἅπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κἀγαθῶν πατέρων υἱεῖς; οἷον γράμματά τε καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν;* Können hier *καλοὶ κἀγαθοί* Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Übungen.

Doch es möchte sein; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt und zum Teil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt:*) „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen Disziplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen, damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar und müssen entweder zugleich oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponiert die Psychologie, diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Herr Wieland ganz und gar und verrät an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob

*) III. Teil, S. 128.

3. Über Shaftesbury vgl. VI, S. 440, Z. 19.

er jemals den Baco gelesen; ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntnis gelehrt werden; ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahieren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet. Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studieret hat und bei dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen, so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft, in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten. Fll.

Elfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuten.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Herr W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntnis geben solle.*) —

*) S. 131.

Die Natur der Seele verkennt die Einteilung der menschlichen Erkenntnis in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genötiget sind. Die ersten beiden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimnis, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntnis der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntnis gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüter ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicherweise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntnis zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen und aus dem richtigen Verhältnis derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntnis nie ohne die philosophische gehen lassen, so redet er von der historischen Kenntnis solcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrierten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Diese historische Kenntnis der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntnis der geschehenen Dinge aber kann durch keine Anstrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtnis müssen hier be-

schäftiget sein, bevor man Witz und Beurteilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge die historische Kenntnis den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen uud unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drei verschiedene Disziplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften durch die vorläufige historische Kenntnis derselben alle Anlockungen nimmt, er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rat giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstrakten Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rate, man sei nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Äsopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer Leichtigkeit und Anmut wegen der Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe". — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig, und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten

herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Fll.

Zwölfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle*) scheinet Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie), wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. – Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? „Ohne die gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeschickte Einteilung in Theologiam dogmaticam und moralem." Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Einteilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Einteilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage der Ordnung und Deutlichkeit wegen abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber so ausdrücklich als Herr Wieland darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verrät diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden solle". — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schoß seiner Kirche aufgenommen! —

Diese und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Akademie zum klassischen Schriftsteller macht,

*) S. 143.

13 f. Man ... scheine, vgl. II, S. 298, Z. 14 f. (Minna von Barnhelm).

werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wielands verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte: Jupiter verschmäht die Rose in dem Munde der Schlange. Fll.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den 'Verteidigten Glauben der Christen' für mich selbst und mit andern gelesen, und wie lebhaft mich diese herzrührende Selbstgespräche in dem Glauben der christlichen Religion unterhalten haben." — An diesem Orte, sage ich, hätte er fortfahren sollen: Das ist nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bourdaloue sind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt

5f. Jupiter ... Schlange, in der Äsopischen Fabel „Zeus und die Schlange" (Halm, 153). — 13f. Der neben den bekannteren französischen Kanzelrednern Jacques Benigne Bossuet (1627—1704), Louis Bourdaloue (1632—1704) und Jean Baptiste Massillon (1663—1742) genannte Abbé Nicolas Charles Joseph Trublet ist sonst durch seine, auch von Lessing benutzten, Essais de litérature et de morale bekannt, hier aber erwähnt wegen seiner Panégyriques des saints, précédés de réflexions sur l'éloquence (1755). — 22. August Friedrich Wilhelm Sack (1703—1786) gab den „Verteidigten Glauben der Christen" 1748—51 in acht Stücken heraus.

hätte, warum denn nun unsere Mosheims und Sacks, unsere Jerusalems und Cramers gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner notwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk sein müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch nach seinen eigenen Grundsätzen bei den Franzosen wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kömmt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach denen sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz*) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibet an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe," sagt er, „denjenigen Teil der Redekunst betrachtet,

*) Moralische Beobachtungen und Urteile. Zürich, bei Orell u. Compagnie 1757 in 8vo. [S. 93—102.]

1 f. Johann Lorenz v. Mosheim (1694—1755), der oben angeführte Sack, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—1789) und Johann Andreas Cramer (1723—1788) galten im vorigen Jahrhundert für die Reformatoren der deutschen Kanzelberedsamkeit. — 22. Tillotson (1630—1694), puritanischer Kanzelredner, den Lessings Vater übersetzt hatte.

welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurteilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich, ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nötig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen sein könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Klimatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüter haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vorteil dieselbe geschafft. Ich

kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Teil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit und einen großen Teil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweig aus ihm lernet.

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja unglücklicherweise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besäßet) sehr selten und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen“ ꝛc.

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sei, wie ihm wolle, der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber:

„Es ist nicht zu leugnen,“ sagt er, „daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das menschliche Gemüt zeuget. Allein ist wohl keine Gefahr bei seinem Rate, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde sein, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses Letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des Ersten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim nach meinem Bedünken einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? Fll.

---

3. Punctum exclamationis, Ausrufezeichen. — gestellt hatte, ?gestellt sahe? — 4. Epiphonematibus, Anrufungen. — 21f. dum . . . currant, während sie Fehler vermeiden, thöricht in die entgegengesetzten rennen.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigentümlichen Schwung, er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen itzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weisens lieset. Licenz, visieren, Edukation, Disziplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalousie, Korruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im voraus feststellen siehet und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Punkte von der Hand gewiesen. Die Ordnung z. E., nach welcher die verschiedenen Disziplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften*) für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruktion für die Lehrer schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbei etwas vermissen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl sagen müssen und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens ein Löffelkabinett haben muß? —)

*) S. 128.

8. Christian Weisens, vgl. über ihn Bd. 39 der „Deutschen National-Litteratur“.

Dieses noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort „entsprechen" habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent). Dieses „entsprechen" ist itzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kaysersbergers Postille an, wo es heißet: Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr, als man andern den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn Wielanden ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässiget, daß ihm besonders gewisse eigentümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die „Moralischen Beobachtungen und Urteile", aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verraten ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas Besonders auszudrücken scheinen, dergleichen sind: hürisch,*) ringsinnig,**) abschätzig,***) Schik†) ꝛc.

*) S. 20.
**) S. 22.
***) S. 144.
†) S. 179.

10. Johann Leonhard Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch, Berlin 1741, II, 307 s. v. Sprechen: „Nomini respondeat factum, er soll den Namen mit der That haben." — 15. Salomon Geßner (1730—1787) aus Zürich, der bekannte Idyllendichter (Nat.-Litt. Bd. 41, 1), und der spätere Leibarzt in Hannover Johann Georg Zimmermann (1728 bis 1795) aus Brugg (Nat.-Litt. Bd. 73). — 18. Niedersachsen anmerkt, vgl. Litteraturbriefe VII, 157 f.: „Einige Kunstrichter, die nie die Schweiz verlassen haben, haben sich vergebens bemühet, die Eitelkeit des sächsischen Wohlklangs durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden, sich der sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern sich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen." — 23. „Moralischen Beobachtungen und Urteile", Verfasser ist Heinrich Waser, Pfarrer zu Winterthur, ein Freund Sulzers, der Butler, Swift und Lucian übersetzt hat († Dez. 1777).

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu sein. Der herrschende Ton darin ist Satire und Humor. Folgende Beschreibung*) eines Husaren bei Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben: Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie einen Regen von sich aus und tötet damit, noch ehe er tötet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Totenköpfen; drei sind der Schrecken derer, die ihm von hinten nachzusehen das Glück haben, und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt wie Thomas Kulikan auf seinen Thron, und wie Satan von dem Herzen des Verräters Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunterfallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet als ein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sei, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht! Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln, sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnauzbart davon gerötet wird, so

*) S. 136.

wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirte: 'Gieb, was du hast, und was du nicht hast, das gieb auch, — alsdenn sterbe!' und zur Wirtin: 'Lebe du bis morgen und spreite itzt ein Bett an, für mich und dich!' Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten; denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher," sagt der Verfasser, „machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Historie des Fündlings, welcher bloß deswegen in der Bibel gelesen, damit Tom Jones Schläge kriege!"

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser preußischer Barde, ist bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter; denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den großen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum, und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

„An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?
Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
So tief in seine Schlacht begleitete,
Mit ihm auf Leichen unerschrocken ging,
Wie Engel Gottes in Gewittern gehn,

12. damit Tom Jones Schläge kriege, S. 161. Gemeint ist der Roman „Tom Jones" von Henry Fielding (1707—1751). Vgl. über diesen Roman und seinen Einfluß auf die deutsche Litteratur Schiller III, S. 111 ff. — 22. den großen Tag besungen, Gleim hatte Lessing, dem Herausgeber seiner ersten Grenadierlieder, dies neue „An die Kriegesmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf" (Werke, 1811, IV, 63—78) am 22. November 1758 geschickt.

Ihm nachzufolgen, wo er war, zu sein,
Zu forschen seine Thaten überall,
Von Leich' auf Leiche große Schritte that;
Scheut eine solche Muse, Blut zu sehn?
„Stimm' an, verewige den großen Tag,
An welchem Vater Friederich sein Volk
Errettete, durch göttlichen Gesang!
Nimm die verwaiste Leier von der Wand
Und mische starken Kriegeston darein
Und singe! Held, Soldat und Patriot
Steh' um dich her und höre, lauter Ohr,
Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Mut,
Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,
Als der gekrönte Rächer nur verzog
Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?"

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehabenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall, warst
In deinem Troja Hektor. Friedrich selbst
Gab deinem Namen Ewigkeit und schrieb,
Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!
Doch er und Keith und Moritz waren mehr
Als Agamemnon, Nestor und Ulyß,
Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,
Durch Mut dich überwunden, nicht durch List,
Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
Ablassen sollten.
„Hochgelobet sei
Von uns und deinem Friederich, o Gott!
Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
Ein Ollmütz stelletest und einen Held,
Der wie ein braver Mann sich wehrete,

20. aufgehabenen, in v. Maltzahns, Hempels, Gosches Ausgaben: aufgehobenen. „Aufgehaben" ist jedoch die im vorigen Jahrhundert sehr häufig vorkommende Form des part. perf. von „aufheben". Vgl. oben S. 75, Z. 5. Thomsons Trauerspiele übersetzt, mit Vorrede von Lessing S. 176. Merian, Topographia Helvetiae S. 27. Gozzi, übersetzt von Werthes II, 60. Lessings Übersetzung des Diderot, 2. Ausg. (1781) II, 303 = Hempels Ausg. XI, 2, S. 305, Z. 4 f. — 23. Der General Marschall lag mit 8000 Mann in Olmütz.

In seine hohen Wäll' und Mauern gabst.
Denn gabst du es in unsre Hand, so war
Kein Weg vor uns als nach dem stolzen Wien;
So hätten wir uns allzu weit entfernt
Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!
So wäre wohl der Jammer, das Geschrei
Der Weiber und der Kinder, welche wir
Zurückgelassen hatten, allzu spät
Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl
Des Vaterlandes Ruf um Rache nicht
Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
Sei ewig hochgelobt von uns und ihm!"

Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstung, die das russische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichnis daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,
Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!
Da steht auf beiden Seiten ihres Zugs
Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,
Als ihre Bäuche kriechen, alles tot.
Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
So da, verwüstet, öde, traurig, tot!"

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,
O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks
War sein Gedank' allein an dich! Er gab
Dem größern Feind ein wenig Luft und flog
Mit einem kleinen edeln Heldenheer
Dahin, wo sein gequältes banges Volk
Nach ihm sich umsah. — —
— — — „Da floh er hin!
Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo
Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still
Vor einer niedern Hütte, saß, das Roß,

38. Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762), Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder, Begründer der Ästhetik; vgl. IX, 1, S. 5, Z. 30.

Das, einen solchen Held zu tragen stolz,
Nicht müde von dem langen Fluge war,
Daselbst ein wenig auszuruhen, ab,
Ging in die offne niedre Hütte, fand
Ein' arme fromme Witwe, die zu Gott
Für den Gesalbten eben betete,
Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
Sein edles Heldenheer vorüberziehn,
Stieg auf, folgt' ihm den Weg der Rache nach,
Sah die Ruinen der getreuen Stadt —"

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
Der Thränen Stelle nahm ein glühend Rot
Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
Entstand aus königlichem Mitleid stracks.
Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,
Sein rächend Schwert zu zücken —"

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Feste das Lager des Feindes in Augenschein und fasset seinen Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnenaufgang ging
Sein Heldenheer still über deinen Strom,
Du Oder! Flossest du so sanft, weil Gott
Es dir gebot, die Helden, die du trügst,
Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
Sie singen deinem Gott ein Morgenlied
Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tausend da
Beim Anblick unserer von Todesschau'r?
Welch eine tiefe Stille ward? Was war
Das leisere Gemurmel unter euch?
Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
Dich, Heer! — — —
Als du den großen Rächer kommen sahst,

13 f. Gleim an Lessing, den 9. Februar 1759: „Herr Ramler sagte mir, Sie wollten wegen der Einäscherung von Küstrin keine sieben Zeugen gelten lassen. Ich sagte dies dem Grenadier und er änderte sogleich die anstößige Stelle."

Die Blutfahn' in der Hand, die er noch nie
Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,
Da standest du betäubt, erstarret, stumm,
Die Augen weggewandt von dem, der kam" ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angst
Fiel plötzlicher als zentnerschwere Last
In aller deiner großen Helden Brust,
Und größer stets, je mehr er näher kam.
Zusammensteckend ihre Köpfe, stand
Ihr großer Haufe; Fermor schüttelte
Sein graues Haupt dreimal; sie zitterten.
Zuletzt war ihr verzweifelnder Entschluß
Ein großes Viereck und der Tod!"

Und nun scheinet unsern Barden alle die Wut, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mitteilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„Solange du, o Vater, vor uns her
Die schreckliche Blutfahne trugst und nichts
In deiner Arbeit für das Vaterland
Dein Leben achtetest, so lange floß
Für jede Thräne deines Volkes Blut,
So lange schlug das rächerische Schwert" ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bei Lissa seinen Glanz
Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn als dort.
Er trug im schönen Engelangesicht
Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz."

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung, und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg

16. die Haare zu Berge stehen, vgl. an Gleim 16. Dezember 1758. Gleim auf die Schlacht von Roßbach:

Den Schwaben, der in einem Sprung
Mit bergan stehndem Haar
Von Roßbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war.

Von Leichen, sahe weit um mich herum
Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn
Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
Die Augen und Gedanken fest. Und da,
Da war es, Muse (denn du warest nicht,
Wo nur erschlagen, nicht besieget ward),
Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
Der edle D***, der junge Held
Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
Fürs Vaterland nicht unwillkommen starb!
Ich aber, ihn zu sterben noch nicht reif,
Mit dieser Wunde weggetragen ward."

Hiermit schließt der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn
Und Friedrichs Mut! Indessen heilet sie
Geschwinder. Dein Gesang besänftige
Den Höllenschmerz, er mache, daß der Arm,
Der hier gebunden müßig liegen muß,
Bald wieder frei sei, für das Vaterland
Zu streiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder streiten, soll
Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
Nicht im Triumph den unbesiegten Held
Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
Des göttlichen Achilles werden: dann,
Dann, liebe Muse, weine nur um mich
Ein kleines Lied: dann lebe wohl, o Welt,
In welcher wider einen Friederich
Der Erden Könige verschworen sind!"

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darin nicht meine.

Fll.

---

11. D***, Dankelmann. — 31 f. Vgl. Gleim auf die Schlacht von Roßbach:

Der hatte wider deine Macht
Und Weisheit, Friederich,
Der Erde Fürsten aufgebracht:
Gott aber blieb für dich.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“*) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werks aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat, die besten Werke der Alten zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werkes beruhet nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir

*) Leipzig bei Dyk, in groß 8vo., bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

5 f. Man ... vorgeworfen, Dusch in der Vorrede zu seinen „Vermischten kritischen und satirischen Schriften“, Altona 1758, und im Hamburger „Correspondenten“. — 28. einen Buckel übersehen, mit Beziehung auf den Vorbericht der „Vermischten kritischen Briefe, Rostock 1758“, wo es heißt: „Den Hügel eines Bucklichten kann auch ein Einäugiger sehen, aber die Symmetrie, das Proportionierte in dem Baue eines wohlgebildeten Körpers zu erblicken, erfordert in Wahrheit beide Augen.“

auch die Freiheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtenteils dahinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig z. E. erinnern sie bei des Hrn. Prof. Gottscheds „Nötigem Vorrate zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst";*) und wie manches ist doch darin, das man ihm notwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat, unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatralischen Werke" desselben an und sagt: „Hier stehen 1. Canut, 2. Der Geheimnisvolle, 3. Die Trojanerinnen, 4. des Sophokles Elektra, 5. Die stumme Schönheit, 6. Die Langeweile." Die beiden letztern stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele: „Der Triumph der guten Frauen", welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser „Beiträge zu dem dänischen Theater" benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der „Bibliothek" sehr streitig machen, „daß er etwas so Vollständiges geliefert habe, als man sonst bei Sammlungen von dieser Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne." — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den „Unerträglichen" vermissen wir gar, und von den „Ärzten" muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden, warum nennt er denn den Verfasser der „Alten Jungfer"?

*) In dem ersten Stück des dritten Bandes, S. 85. [87. 91 f.]

10 f. Hans Rosenblüts, Peter Probsts, Hans Sachsens, drei Nürnberger Meistersänger des 16. Jahrhunderts, von denen der zweite, der am wenigsten bekannte, ein „Schön Buch von fastnacht Spielen und maistergsängen" (1553) schrieb, das Gottsched besaß; vgl. dessen „Nötigen Vorrat" I, 33—36. Vgl. Schnorr von Carolsfeld, „Archiv für Litteraturgeschichte" IV, 409—425, Koberstein-Bartsch, Grundriß[6] I, 406, Gottsched, „Vorrat" I, 33. — 20. „Beiträge zu dem dänischen Theater", Kopenhagen 1748. — 22 ff. Und ... machen, Bibliothek III, 94 f. — 27. Christlob Mylius (1722—1754) war früher Gottscheds Anhänger gewesen, aber dann von ihm abgefallen. Vgl. oben S. 61 f. — 32. Verfasser der „Alten Jungfer, Lessing. Vgl unsere Ausgabe III, 1 S. 219 ff.

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste, aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen *Κοπροφόρῳ* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der „Ehestand“, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel in einem Aufzuge“? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner „Schaubühne“ erwähnet hat. Fll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand,“ sagen die Verfasser der „Bibliothek“,*) „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen

*) Des dritten Bandes erstes Stück. S. 85.

3. *Κοπροφόρῳ*, Mistträger. — 4 ff. „Ehestand“, Lustspiel ... Berg op Zoom, „Anne Dore“, Redlich macht darauf aufmerksam, daß alle drei Stücke von Gottsched im zweiten Teile seines „Vorrats“ (S. 272 f.) mit noch 7 andern aus dem Jahre 1747 aufgeführt werden. Das zweite heißt: „Der Kranz der gewesenen Jungfer Bergen op Zoom, eine Komödie.“ Vgl. Wageners „Archiv“ I, 160. — „Anne Dore“ parodiert das in Gottscheds „Deutscher Schaubühne (V, 449—536) gedruckte Schäferspiel Uhlichs „Elisie“, sowie einzelne Stellen aus Gottscheds deutscher „Iphigenie“ und „Atalante“. Der Verfasser ist Johann Adolf Schlegel. Vgl. Bodmer, „Vier kritische Gedichte“, ed. B. Seuffert S. 80. 91—102. Das Pamphlet wird übrigens von Gottsched im 2. Teil des „Vorrats“ S. 272 zum Jahre 1746 angeführt. — 17. Niemand, vgl. „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend“, Frkf. und Lpz. 1760, wo auf diesen XVII. Brief geantwortet wird. Danzel schreibt sie der Frau Gottsched zu (2. Aufl. I, 450. 491), Redlich in Hempels Lessing-Ausgabe IX, 79 einem Karl Christian Canzler. Vgl. jedoch Erich Schmidt im Goethe-Jahrbuch II, 76. — 24 ff. Unsere ... Pöbelwitz. Vgl. Gottscheds Vorrede zu seinem „Cato“ S. IV = „Gottsched und die Schweizer“ (Nat.-Litt.) S. 43, Z. 15 ff. — 27. Der Aufsatz war von Nicolai. Vgl. Herrigs „Archiv“ XLVIII, 29.

und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbnis einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe, er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui, Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Schere seinen „Cato"; er ließ den „Darius" und die „Austern", die „Elisie" und den „Bock im Prozesse", den „Aurelius" und den „Witzling", die „Banise" und den „Hypochondristen" ohne Kleister und Schere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporieren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung 2c. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geradenwegs auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein „Cato" es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen „Cato" für

7 f. er ... übersetzen, vgl. Gottscheds Vorrede zu seinem „Cato" S. XI = „Gottsched und die Schweizer" (Nat.-Litt.) S. 46, Z. 21 ff. — 9. schweizerischer Kunstrichter, Bodmer, Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urteils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie, Zürich 1741—44. Darin (II. St. 8, S. 80—96): „Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstücks, des Gottschedischen Catos". — 10 ff. Stücke aus Gottscheds „Deutscher Schaubühne": „Die Austern" (IV, Nr. 6), „Der Bock im Prozesse" (V, Nr. 4), „Aurelius" (IV, Nr. 3) und „Der Hypochondrist" (VI, Nr. 4) von Theodor Johann Quistorp; „Darius" (III, Nr. 3) von Friedrich Lebegott Pitschel; „Elisie" (V, Nr. 6) von Adam Gottfried Uhlich; „Herr Witzling" (VI, Nr. 6) von der Gottschedin; „Banise" (IV, Nr. 5) von Friedrich Melchior Grimm. Vgl. „Vorrat" II, 377. — 31. Addisonschen „Cato", Voltaire sagt von dieser Tragödie in seinem

das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher &c. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Ödipus" des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als „Othello", als „König Lear", als „Hamlet" &c. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte als die „Zayre" des Voltaire? Und die „Zayre" des Voltaire, wie weit ist sie unter dem „Mohren von Venedig", dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, „Doktor Faust"

Discours sur la tragédie à Mylord Bolingbroke vor seinem „Brutus" (1731), sie sei „la seule bien écrite d'un bout à l'autre chez votre nation" (Oeuvres, Paris 1817, II, 282 f.), aber er fährt auch fort, sie „ne doit sa grande réputation qu'à ses beaux vers, c'est-à-dire à des pensées fortes et vraies, exprimées en vers harmonieux".
3. Ben Jonson (1574—1657), Francis Beaumont (1585—1615) und John Fletcher (1576—1625), jüngere Zeitgenossen Shakespeares. — 31. Orosman, vgl. das 15. Stück der „Dramaturgie".

hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Teil noch, in seinen „Doktor Faust"! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an:

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellesten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir.

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein.

Faust. Und welcher von euch ist der schnelleste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Jawohl, den Verstockten! — Aber halte uns nicht auf!

9 f. dritte Scene des zweiten Aufzugs, vgl. III, 2, S. 162—65. Gottsched, „Vorrat" II, 141. Zu Lessings Faustplänen ist noch zu vergleichen der Brief des Malers Müller, Rom, den 14. September 1820 an Therese Huber (Frankfurter Konversationsblatt 1849, Nr. 56; vgl. auch in B. Seufferts Buch über Müller S. 191): „Lessing meinte, da er die Situation aus Fausts Leben von mir bei seinem Aufenthalt in Mannheim erblickte, daß ich bei dieser Scene stehen bleiben und Faust durch Reue und Buße, die Parabel vom verlornen Sohne paraphrasierend, zu seiner Rettung zurückführen würde; denn nach solch einer Warnung, fügte er bei, läßt sich nicht wohl denken, wie Faust habe auf solcher Bahn weiter fortschreiten wollen." Zu Müllers Entwurf des ganzen Stückes „lächelte er beifällig; recht brav! sagte er beim Ende, indem er mir hierbei auf die Schulter klopfte: Sie haben den Eimer recht bei der Handhabe gefaßt; die einzige Weise dies, wie man diesem gehaltreichen, doch fürchterlich-drolligen Ding einen schicklichen Schweif angewinnen, und aus seinem Zeitalter in das unsrige bequem übertragen mag. Mich freut es sehr, fuhr er fort, daß Sie diesen Gegenstand populär, nicht mit Ironie als ernstlich behandeln; wer heutzutage, fuhr er fort, wo die Teufel schon so viel von ihrem Kredit eingebüßet, diesen Stoff für eine Vorstellung nach Wahrscheinlichkeit auffassen wollte, um wie Dante in seiner Göttlichen Komödie oder Klopstock in der Messiade ernstliche Überzeugung und Glauben an die Sache selbst zu erwecken, würde nur einen Mißgriff wagen und seinen Zweck verfehlen. — — Bei dieser Gelegenheit erzählte der Treffliche mir, daß er zwei Schauspiele vom Faust angelegt, beide aber wieder liegen gelassen habe, das eine, sagte er, mit Teufeln, das andere ohne solche, nur sollten in dem letzten die Ereignisse so sonderbar auf einander folgen, daß bei jeder Scene der Zuschauer würde genötigt gewesen sein auszurufen: dies hat der Satan so gefüget."

Faust. Wie heißest du? Und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl! Sieh her, was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist Chil, das ist in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkest du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta; denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß du es allezeit willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.) Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! Du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! — Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur! — (Zum siebenten Geiste) — Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage; wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger als der Übergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Übergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! — Als der Übergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! ꝛc. — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch! Fll.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des „Messias" in der „Bibliothek"*) mit vielem Geschmacke beurteilet worden. Überhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung, ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen hat der Kunstrichter

*) Ersten Bandes Zweites Stück. S. 291.

2 f. 5. Mos. 32, 35. Röm. 12, 19. — 28 ff. Vgl. an Nicolai, 31. Juli 1757. — 35. Vgl. daselbst VI, 186 f.

zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis itzt der „Messias“ selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Silbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen als mit Vorsatz zu machen scheinet. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist und die tiefesten Geheimnisse derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der „Bibliothek“ die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstocks gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimnis des poetischen Perioden, ein Geheimnis, welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinischen Dichter in Ansehung der Harmonie so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, ebenso voll und wohlklingend ist als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzuteilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sei, der deutsche Hexameter gemacht habe. Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch Belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht

17. ordentlich und angenehm vorkömmt. Bibliothek I, 300: „Wir müssen gestehen, daß uns diese Gedanken, welche Herr Klopstock selbst nur 'Fragmente einer Abhandlung' nennt, nicht gänzlich überzeugt haben, und sein prosaischer Vortrag ist überhaupt nicht allzu ordentlich und angenehm.“ — 31 f. Herr Gottsched ... gemacht, Kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 394. — 33. setzen ... hinzu, dies thut Weichmann in seiner „Poesie der Niedersachsen“ II, S. XX. — Karl Gustav Heräus, geb. 1671 zu Stockholm, gest. als kaiserl. Rat und Antiquitäteninspektor zu Wien 1730. Sein „Versuch einer neuen deutschen Reimart nach dem Metro des sogenannten lateinischen Hexametri und Pentametri, in einem Glückwunsche bei Sr. Kaiserl. und Kath. Majestät Caroli VI. welt-

der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Übersetzer des „Rabelais"*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweiten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Übersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Silbenstimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten,) forthin weiche." Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung." Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

„Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein mutiges G'müte.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nit frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb sind sonderlich aufgebawt die himmlische Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen irrdische Gäste.
O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frawen,
Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,

*) Die Übersetzung ist 1617 gedruckt.

erfreulichem Geburtstage, ao. 1713" steht auch in seinen Gedichten, 1721, S. 65. Vgl. W. Wackernagel, Zur Geschichte des deutschen Hexameters.

28. understan, versuchen. — 36. Der Übersetzer oder vielmehr Bearbeiter ist bekanntlich Fischart. Die erste Ausgabe erschien 1575. Vgl. W. Wackernagel a. a. O. S. 21 ff. Cramer, Klopstock. Er und über ihn I, 138. Morgenblatt 1818, S. 535.

Die keine Müh nimmermehr schewen zu fördern diese,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang süsse,
Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Daß sie ergaistert nützliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,
Des streitwaren Hackenback" ꝛc.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Übersetzer des „Rabelais" Huldrich Elloposkleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heißt stumm und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοπόσκληρος*) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Los der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher sein als dieser deutsche „Rabelais" und der deutsche „Bienenkorb" des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu sein:

„Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.

*) Von dem angeführten Ἔλλοψ nämlich und κλῆρος, das Los; so wie βαθύκληρος, Ναύκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ἔλλοψ und σκληρός, hart, herleiten können, daß es so viel heiße als Fischhart, zusammengezogen Fischart.

21. Philipp von Marnix, „ein Ritter von St. Aldegonde" (über seinen Anteil am Abfall der Niederlande vgl Schiller (Nat.-Litt.) IX, 167 f.; schrieb „imgleichen ein Buch in niederländischer Sprache wider die Römisch-Katholischen unter dem Titel des 'römischen Reichs Bienen-Korb', welches zu Lützeburg, einem Schloß in Ost-Friesland, woselbst er sich, als er der evangelischen Religion wegen vertrieben worden, aufhielt, verfertiget, und das auch deutsch unter dem Namen Jesuwald Pickhard [Fischart] 1581 zu Christlingen in 8 gedruckt worden". (Jöcher.)

Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht."

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Silbenmaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

„Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer alleine verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher sein."

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Encyklopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Silbenmaßen, in dem Alcaischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen. Fll.

24. Johann Heinrich Alsted (1588—1638) aus Herborn, gest. als Prof. der Philosophie und Theologie zu Weißenburg in Ungarn, gab seine Cursus philosophici Encyclopaedia, Herborn. 1620, 4., ebenda 1630 in Folio unter dem Titel: Encyclopaedia septem tomis distincta ganz umgearbeitet heraus. Lessings Angabe ist, wie Redlich bemerkt, irrig. Der einzige deutsche Hexameter, den die Folio-Ausgabe (Lib. X., exhibens Poeticam, S. 514) enthält:

„Was wölln wir machen? Diß sind gar wichtige Sachen",

steht auch schon in der Quartausgabe III, 714.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern „Messias" zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,*) „daß er zuweilen seine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß sich die Beziehung der Begriffe auf einander verliere und sie dunkel werden müßten". Er führet folgendes Beispiel an:

„Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund' ist gekommen,"

und setzt hinzu: „Wer diese zwei Verse ungezwungen erkläret, erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Konstruktion darin entdecken kann, Phyllida solus habeto." — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beispiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Konstruktion ist diese: Feiert! Der große Sabbath, der Sabbath des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier Unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subjekt hinter seinem Zeitworte steht und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum impersonali geworden zu sein scheinet? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll' uns Gott genädig sein? Und hat Herr Klopstock nicht ebensowohl sagen können: Es flamme Anbetung der große Sabbath des Bundes? Die Konstruktion ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig sein? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab und ruft durch die Himmel, daß itzt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den großen Sabbath des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälligerweise

*) Des ersten Bandes Zweites Stück. S. 328.

7 f. Klopstock (Nat.-Litt.) II, 3, V. 17 f. (9. Gesang). — 9 ff. erit mihi magnus Apollo, Phyllida solus habeto, den Gebrauch der beiden Citate aus Virgil, Ecl. 3, 104 und 107, hat Nicolai von Lessing selbst entlehnt: „Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto." (Lessing an Nicolai den 13. November 1756.) — 21 f. Es ... sein? Von Luther, nach dem 67. Psalm. Vgl. Goedeke, Dichtungen von Martin Luther S. 72 ff.

diese Recension des „Messias“ bei weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Koppenhagen*) veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopöe und die ersten fünf Gesänge; der zweite enthält die fünf neuen Gesänge und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Silbenmaße. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publikum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis itzt verlieret. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind itzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet! Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmtern Silbenmaßes, der reinern Wortfügung und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt:

*) Im Jahr 1755, in groß Quart.

„Daß er noch durch so viele Jahrhunderte seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte,"

heißt nunmehr die letzte Zeile:

„In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf."

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — „Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft,"

heißt es itzt:

„Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten."

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden sein werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

„Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz,"

oder:

„Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte,"

ist beidemal für wischen trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen, und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemalte Beschreibungen, dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweiten Gesange gesagt wird:

— — — „Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligter Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes,
Sangen sie" 2c.

da es vorher bloß geheißen:

„Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie."

1 f. Klopstock I, 79 (2. Gesang) V. 241 f. — 4. Ebd. S. 78, V. 242. — 6 f. Ebd. S. 81, V. 281 f. — 11. Mittelwörter, Partizipien. — 14. Klopstock I, S. 77 u. 76, V. 234. — 16. Ebd. S. 147 und 146, V. 296 (3. Gesang). — 19. eine einzige Stelle, Kopenhagener Ausgabe von 1755, 3. Gesang, V. 649 = Nat.-Litt. I, S. 169, V. 650. Über den früheren Gebrauch dieses Wortes bei Klopstock vgl. das Register zu Bd. IV der Nat.-Litt. — 27 ff. Klopstock I, S. 88, V. 406—10. — 33 f. Ebd. S. 89, V. 408—10.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen:

„Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt' itzt von den Höhen des Throns der türmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —"

Die alte Lesart hatte:

„Itzt wollt' er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte" ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt und sagt:

„Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle vorm Antlitz des Ewigen ausstreun
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!"

heißt es nunmehr weiter:

„Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt' ihn der Gottmensch.
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung stille" ꝛc.

Aber auch die Kunst, auszustreichen, verstehet Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistenteils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. sein sollte, wenn Adramelech sagte:

„Dann würg' ich nicht die vernünftigen Wesen wie Satan, nur einzeln,
Nein, zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und jammern;
Wenn sie sich winden und krümmen und jammern, so sollen sie sterben,"

so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen:

2 ff. Kopenhagener Ausg. 1755 I, S. 58, V. 691—94 (die Ausg. von 1799 in der Nat.=Litt. I, S. 106, V. 696—99 weicht bedeutend ab). — 7. Nat.=Litt. I, S. 107, V. 697. — 12 ff. Ebd. S. 102, V. 615—17. — 16 ff. Vgl. ebd. V. 618—26. — 31 ff. Ebd. S. 117, V. 845—47*.

„Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und sterben.“

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entschließungen des Adramelechs zu Ende des zweiten Gesanges anstößig gewesen sind oder sein können? Soll er sich deswegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu töten sich vornimmt?

„Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie, sich zu verherrlichen, schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drei schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt; das will ich hören und Gott sein!“

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Charakter des Verräters durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter meinem Bedünken nach sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anstän-

1 f. Nat.-Litt. I, S. 116, V. 846 f. (Ausg. von 1799, verändert). Kopenhagener Ausg. I, S. 64, V. 841 f. — 13 ff. Nat.-Litt. I, 11[illegible], die mit * bezeichneten Verse nach V. 881. — 30. Vorsicht, z. B. 1. G. V. 366, 625. 3. G. V. 241. Aber 1. Ges. V. 632, 2. Ges. V. 320 f., 346 ist „Schicksal“ stehen geblieben. 8. Ges. V. 79. 10. Ges. V. 65. — 31. Sängerin Sions oder Sionitin; z. B. 1. Ges. V. 237 (1748: Muse von Tabor), V. 569 (1748: Von der heiligen Muse), 2. Ges. V. 298 (1748: Göttin), 3. Ges. V. 12 (1748: unsterbliche Muse), 5. Ges. V. 346 (1752: o Muse), 6. Ges. V. 488. 7. Ges. V. 803. 8. Ges. V. 4. 10. Ges. V. 150. 225.

digkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt, und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden, und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen und das übrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Not gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beifall nicht. Fll.

XII. Den 22. März 1759.

Dreißigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan*), oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Berachja Ben=Natronai Hanakdan, haben Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigentümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzählen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser „Fabeln der Füchse" zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Übersetzung des „Reineke Fuchs"**) auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweite Übersetzung ist eine hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen, 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben=Natronai gewesen. Nun meinet zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern Tieren darinnen; folglich möchte es nur ein Äsopisches Fabelbuch sein. Allein im „Reineke Fuchs" kommen ja auch andere Fabeln von Tieren vor, und warum hätte man den Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste darin wäre?"

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn

*) Bibliothek d. sch. Wiss., III. Bd. 1. St. S. 73.
**) In der Vorrede zum „Reineke Fuchs" S. 43.

6. lesen zu lassen, Nat.=Litt. I, S. 34, V. 396ff. — 23. Morhof, „Unterricht" S 337. — 31. „Mischle schu'âlîm, d. i. Fabeln der Füchse des berühmten Weisen Raby Berachja Hanakdan. Zum zweytenmale gedruckt in Berlin im Jahr 516 d. i. n. Chr. G. 1756. 62 S. in Oktav." — „R. Berachja Hannakdan oder Punctator, mit dem Zunamen Krispi, ein Jude zu Anfang des 14. Seculi, schrieb unter andern fabulae vulpium, welche zu Mantua 1552 in 8 gedruckt und mit der lateinischen Version zu Prag 1661 wieder aufgelegt worden." (Jöcher.)

seine Schrift das erste Mal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen und diesen Irrtum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreizehnten und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der „Reineke Fuchs" nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes „Allein" in den Tag hinein entgegengesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen, und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen bekommen und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein „Reineke Fuchs" ist. Es sind Äsopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen „Fabeln der Füchse" genennet hat, weil die Füchse unter den Tieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die „Bibliothek" davon erteilet, vermuten dürften. Hier sind einige derselben, mit welchen Sie in den Sammlungen der Äsopischen Fabeln nichts Ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Übersetzung sind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwei Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weise gehalten und in den Rat der Verständigen gesetzt. — Zwei Hirsche standen am Ufer eines Baches und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flüstern. Ein Mensch ging auf der Heerstraße, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr so leise, Freunde?" fragte er. „In dieser Einsamkeit wird euch niemand belauschen." — „Wir entdecken uns eben keine großen Geheimnisse," war die Antwort. „Die wichtigste Ursache, warum wir hier bei einander stehen, ist die Langeweile."

24. Schwierigkeiten der Übersetzung, die Übersetzung der folgenden Fabeln ist, wie Redlich bemerkt, von Mendelssohn; vgl. Nicolai an Herder, 24. Dezember 1768. — 27. Vgl. Herder ed. Hempel I, S. 326, Nr. 9.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bei sich selbst: „Siehe, es ist nicht gut, alleine zu sein; doch finde ich unter allen Tieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich diese? — Wohlan! ich will die Sonne heiraten. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsternis eingehüllet schlummern.“ — Soeben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt und sprach: „Ich habe dich je und je geliebt und will dich zu mir ziehen aus lauter Gewogenheit (Jer. 31, 3). Ich will dich zur Frau nehmen, Sonne!“ — „Du bist nicht klug, Maus!“ versetzte die listige Sonne. „Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlischt? Siehe, die Sonne scheinet und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus, sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen, so wirst du glücklicher sein.“ Die Maus eilte zu einer Wolke hin: „Ich habe mir Mühe gegeben und dich gefunden, meine Liebe, meine Schöne, meine Braut! Komm, du sollst meine sein; ich werde dich nie verlassen.“ — „Wenn du mich heiratest,“ antwortete die Wolke, „so mußt du flüchtig und unstät herumwandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau; denn ich bin dem Winde unterthan.“ — Sie suchte hierauf den Wind und fand ihn in einer Wüsten. „Komm mit mir aus dieser Einöde,“ rief sie, „komm! Ich habe dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen.“ — „O, du betriegst dich sehr,“ antwortete der Wind, „wenn du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe, ich mag toben, wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich.“ — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — „Gehe!“ antwortete

2 f. Vgl. Rückert, Brahmanische Erzählungen S. 102 (Werke III, 243). Herder ed. Hempel I, 336 f. Die Fabel soll auch im Talmud stehen. — 4 f. Siehe ... sein, 1. Mos. 2, 18. — 24. flüchtig und unstät, 1. Mos. 4, 12. — 31. hältst, in den Litteraturbriefen I, S. 192, Z. 4: hälst. Über diese, sich häufig bei Goethe findende, Schreibung vgl. Schnorr, „Archiv“ VIII, 393, Z. 1 v. u. Goethe (Nat.-Litt.) VIII, 177. 342 u. s. w. Oben S. 23, Z 34.

die Mauer zornig. „Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund und machen sich allenthalben freie Durchwege. Jetzo haben mehr als zweihundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füßen durchbohrt. Eine solche Frau lässest du dir anraten?“ — Der junge Freier sah sich in seiner stolzen Hoffnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte und fand eine Gehülfin, die um ihn war (1. B. Mos.).

Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März 1759.

Beschluß des dreißigsten Briefes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen und floh und hörte ihn immer hinterher brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Ochs erblickte ihn und fuhr erschrocken zurück. „Was fürchtest du dich, Vetter?“ rief der Bock; „wir sind ja beide in einem Stall erzogen.“ „Bist du's?“ antwortete der Ochs; „alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.“

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Tiere.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Tieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sei. „Der Unersättliche,“ klagten sie, „macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Witwen und unsere Kinder zu Waisen.“ Der König zürnete und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. „Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern,“ setzte er königlich hinzu; „aber hinfüro hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Be-

15. Vgl. Lehmann, Florilegium S. 239. v. Diez, Denkwürdigkeiten von Asien II, S. 462, Nr. 15: „Wen eine Schlange gebissen hat, der fürchtet sich vor dem kleinsten Strick.“ v. Hammer, Persische Redekünste S. 209. Rückert, Weisheit des Brahmanen, 4. Aufl., S. 589. Ducatiana II, 480. — 25. Lessing hat sich aus Gilbertus Cognatus Nozerenus I, 49 notiert: „De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Nekam vom Wolfe, der 365 mal zublinzt und dieses für ein Jahr rechnet.“

gnüge dich mit den toten Tieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwei ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten für jedes lebendige Tier, das du dich zu erwürgen gelüsten lässest." Der Wolf schwur und ging zurück. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. „Zwei Jahre kein Fleisch zu genießen! — Die Strafe ist hart, und ich habe geschworen. — Doch in jedem Jahre sind dreihundertundfünfundsechzig Tage. Tag ist, wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschließe, ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wird's Tag." — Schnell blinzte er die Augen zu und that sie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zählte zwei volle Jahre. „Nun," sprach er, „habe ich für die Sünde zum voraus gebüßt," ergriff das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel, den kräftigsten Eid zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein; denn die Hirten hatten sich entfernt und vergessen, die Thüren hinter sich zu verschließen. Keines blieb in dem Stalle; denn sie gingen heraus, auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen und eilete, sie zu erreichen. Sie erblickten ihn und riefen sich einander zu: „Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten?" — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: „Gehe du dem Fürchterlichen entgegen! Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche!" Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: „Heil dir, König der Tiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen." — „Ha!" brüllte der Löwe, „bei dir und deinen Freunden werde ich Segen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! Dein Fleisch wird süßer sein als dein Gruß." —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

12 f. da ... Tag, 1. Mos. 1, 5.

Die CXXXXII. Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse und verschnitt dem Mutwilligen die Hörner. „Nun wird er gebändiget sein,“ sagte er zu seinen Nachbarn; „ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt.“ — Tags darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. „Gut,“ sagte der Ackersmann, „du sollst auch diese verlieren,“ und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demütiger; denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden und mißhandelte ihn jämmerlich. — „Das haben wir wohl gewußt,“ sagten die Nachbarn; „der Unbändige schadet, solange ein Glied an ihm ganz ist.“

Die LXXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrei hörte. „Was mag dieses bedeuten?“ dachte der Adler (2. B. M. c. 32, 18). „Es ist kein Geschrei gegen einander derer, die obliegen, oder derer, die unterliegen.“ Er ließ sich herab, verscheuchte den Raben und trug das Gewild davon. — Nun schreiet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet. Fll.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgeboten haben, würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: „daß in einer Übersetzung von mehr als 500 Seiten ja wohl drei Fehler sein könnten.“ Denn auf

2. Vgl. Waldis, Esopus, ed. H. Kurz II, 83. Anm. zu II, 10. ed. Tittmann I, 160 f. Simrock, Deutsche Volksbücher XIII, 352 f. (Avianus). — 25. Fraß als Neutrum ist bei Grimm nicht belegt, also hier wohl ein Druckfehler; derselbe kommt noch öfter in den Litteraturbriefen vor. — 28. Ende des neunten Bogens, daselbst steht folgendes: „Bei dem Verleger wird umsonst ausgegeben: ‘Schreiben an den Verfasser der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.’ Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersuchet, sich bei Zeiten zu melden.“

drei Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduzieren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Kritikus nur drei Fehler auftreiben können, und daß er auf diese drei Fehler die ganze Arbeit als die elendeste Übersetzung verworfen hätte, so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen für gut befunden. Aus Achtung also gegen diejenigen von unsern Lesern, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, sich von dem Gegenteile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verscherzen wollten, müssen wir schon noch einige Seiten aufopfern.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweiten Brief seines deutschen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das ist aber daher gekommen, weil man diesen zweiten Brief nicht gelesen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. Zum Exempel:

S. 20. Highlanders übersetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example übersetzt B.: Lassen Sie mich erklären, was ich durch ein Beispiel verstehe. Es sollte heißen: Lassen Sie mich meine Meinung durch ein Beispiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things übersetzt B.: Ich habe diese Dinge überlegt. Es sollte heißen: aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but etc. übersetzt B.: Das Urteil wird in einem Falle ausgesprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden rc. Too late, verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late, denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordship's leave, to shew that such affirmations, *for to affirm amongst these fine men is to reason,* either prove too much, or prove nothing. Dieses übersetzt Bergmann: „Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubnis einige

7. für gut befunden, vgl. Kunze, Beleuchtung u. s. w. S. 14. — 17. Highlanders, Hochländer, Bergschotten.

wenige Paragraphen verschwenden, Ihnen zu zeigen, daß solche Bekräftigungen entweder zu viel oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewäsche heißen." Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschenverstand?

Auf eben der Seite: If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects etc. Bolingbroke will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände notwendig bestimmt würden rc. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter ebenso notwendig bestimmt wäre, so notwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingeflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten rc.

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say übersetzt B.: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together übersetzt B.: Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nötige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen. Er hätte konstruieren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbroke redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet worden, und sagt, daß man darin nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüter gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die kauderwelsche Übersetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so notwendig, daß sie ver-

2. Bekräftigungen, hier müßte die Übersetzung statt des letzten Satzes den kursiv gedruckten Satz einschalten: „denn bekräftigen (vielmehr: behaupten) unter diesen schönen Menschen heißt beweisen."

dienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüter machte.

S. 144. Bolingbroke sagt bei Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency etc., d. i. bei deren Lobe er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegenteil: diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason,* for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: diese Anmerkung aber nebst verschiedenen andern gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund untersuchen und miteinander vergleichen kann ꝛc. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery *on* metaphysics, revelation *on* philosophy and matters of fact *on* abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphysik Geheimnisse, in die Weltweisheit Offenbarung, und in abgezogne Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben und einem Bergmann seine Exercitia zu korrigieren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drei Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: „Ich kann Ihnen Trotz bieten, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte.“ Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nämlichen zweiten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor

14. Becomes a reason, wird ein Beweisgrund.

der Unehre eine Furcht beigebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beigebracht werden? und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschließen, daß Herr Bergmann auch nicht drei französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Bolingbroke anführt (S. 52), sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen als übersetzen, und lieber nacheifern als nachahmen werde, und nennt dieses jouster contre l'original. Was meint man nun wohl, das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht jouster für ajouter an und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Übersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

Zweiter Teil.

Vorbericht.

Beinahe wären wir gezwungen, diesen zweiten Teil ebenso anzufangen, als wir den ersten beschließen müssen.

Auch der Übersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweiten Briefe über ihn geäußerte Urteil beleidiget gefunden, wie man aus dem Hamburgischen Korrespondenten ersehen. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unsern Lesern und ihm durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden und den neuen Teil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst ekelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können.

10. jouster, joûter (so) nach heutiger Schreibweise heißt: fechten, ringen. Vgl. an Gleim, den 18. März 1759: „Jouter contre l'original ist auch hier der einzige Weg, gut zu übersetzen." Vgl. Hagedorn ed. Eschenburg V, 251. Voltaire (Paris 1817) VII, 320: „c'est lutter, comme dit Boileau, contre son original." Die Stelle steht bei Boileau in der Ausgabe Amsterdam 1772 I, 2. — 21. Hamburgischen Korrespondenten, Nr. 48 vom 24. März 1759. — 25. ein anderer, Mendelssohn, in der „Bibl. der schönen Wissenschaften" IV, 2, 627—33.

Genug, daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unparteiische Leser mit Grunde vermuten zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugnis, daß wir weder dem Übersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Übersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zählen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter unsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen.

Aber genug hiervon! — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Übersetzer des „Rabelais" für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. „Das kömmt daraus," schreibt dieser Freund, „wenn man die Gottschedische Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottscheds Sprachkunst (S. 628) nach, so werden Sie finden, daß Conrad Gesner noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat" 2c. — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottscheds nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondeen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Not ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

---

11. unanständigen Absichten, „es ist zu bedauern, daß unsere besten Köpfe Partheyen und Gegenpartheyen machen, und aus unanständigen Absichten gegen einander zu Felde ziehen". — 24. (S. 628), 4. Aufl. S. 654. Vgl. Dichtkunst, 3. Aufl. S. 393. — 25. Conrad Gesner, ein Schweizer Polyhistor (1516—1565), in seinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt, Tiguri 1555. Vgl. Kritische Beiträge II, 401 (Recension von Schottel, Von der deutschen Hauptsprache): „Er führet aus dem Clajus ein Exempel von Hexametern an und sagt, daß bei Alsteden und Gesnern mehrere zu finden sein."

XIV. Den 5. April 1759.

Einunddreißigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit*) gemacht hat, so bald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Übersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des Thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten, und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μέγας δὲ κίνδυ-
νος, ἄναλκιν οὐ φῶ-
τα λαμβάνει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgeteilet. Und was gut ist, muß man mitteilen; ich teile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Übersetzung in Versen sein werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prosa am treuesten sein kann, warum soll er sich das Joch des Silbenmaßes auflegen, wo er es nicht sein könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Übersetzung; denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt.“

*) Bibliothek d. sch. W., II. Bandes 2tes St. S. 366.

11. jungen kühnen Geist, Johann Jakob Steinbrüchel, geb. 1729 zu Zürich, gest. ebenda 1796 als Professor der Beredsamkeit. — 17 ff. Aber die große Gefahr findet keinen feigen Mann. — 29. Abraham Cowley (1618—1667) zu Anfang der Vorrede zu den Pindarick Odes written in imitation of the style and manner of the odes of Pindar: „If a man should undertake to translate Pindar word for word, it would be thought that one madman had translated another.“ (Poetical Works, Edinb 1784, II, 171.) — 33. Die Recension ist von Lessing selbst. Oben S. 5 ff.

Doch Sie sollen selbst urteilen. Es ist die erste, die vierte und die elfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen sein, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet?

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

An den Hiero, König von Syrakus.*)

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichtum das Gold. Aber willst du Siege erzählen, o suche, mein Geist, wie in des Äthers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe als die Olympischen zu singen! Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Palaste versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem herdenreichen Sizilien den Szepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume und glänzt in der Blüte der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Zither! wenn Pisas und Pherenikus'**) Ruhm deine Brust in süßer Entzückung dahinreißt, wie er neben den Wellen des Alpheus***) flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schoß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syrakusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des lydischen Pelops†), den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte††), nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein

*) Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

**) Pisa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

***) Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

†) Er verstehet den Teil von Griechenland, welcher nach dem Pelops Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwähnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

††) Die Fabel erzählt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst, als Tantalus die Götter wieder bewirten wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet außer Ceres, die, ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Kessel geworfen und den Pelops lebendig wieder herausgezogen,

leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln, mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reiz über alles Honig gießet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen und macht, daß öfters ein Märchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu' es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Sipylum zu einem heiligen Gastmahle lud, wo wechselseitig die Unsterblichen aßen, der erlauchte, dreizackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

2. Antistrophe.

Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zeus hohem Palaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähender Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmaßen hätten, mit dem Schwerte zerteilt und beim flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittre! — Denn schon oft hat die Rache den Lästerer ergriffen.*) Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehrt, so war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht' ihm sein Übermut einen unbesiegbaren Jammer, einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er mit drei andern Genossen seiner Qual sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himm-

nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter anstatt der verspeisten gegeben. Dieser reine Kessel (καθαρὸς λέβης) ist es, welchen unser Übersetzer zwar schön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

*) Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung, sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

lischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine der Gottheit zu verbergen hofft. Und des väterlichen Verbrechens wegen sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnell hinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunlichen Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühllos*) ist, o so hemme des Önomaus eherne Lanze, bringe mich auf dem schnellsten deiner Wagen nach Elis und gewähre mir den Sieg! Zwar fielen schon dreizehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht große Gefahren; und da uns einmal das Verhängnis in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von jeder schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, diese Bahn lauf' ich; du aber verleih einen glücklichen Ausgang!" — Er sprach's, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Mut zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldenen Wagen und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Önomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebar ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weihten. Itzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmal, und Scharen von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füße und die hoher Arbeit sich erkühnende

*) Wer bei dem Önomaus um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie dem, der sie oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte, einholen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freier sie nun bald einholen möchte, tötete er ihn mit seinem Wurfspieße.

Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honichter Heiterkeit hin; denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt, und einen solchen*) soll itzt, so wollen es Pisas Gesetze, mein äolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger, keiner übertrifft ihn an Adel der Seele oder an herrschender Macht. Eine schützende Gottheit ist's, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Kronions**) sonnichtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stufen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sei dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu sein, unter den Griechen überall bekannt durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April 1759.

Beschluß des einunddreißigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis von Kamarina.***)

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zeus, Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Zither zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt, und der süßen Botschaft vom Glücke der Freunde freuen

*) Den Hiero nämlich, auf welchen er nunmehr wieder zurückkömmt.

**) Ein Berg in der Gegend, wo die Olympischen Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

***) Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sizilien. Der Dichter weihet dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zeus nennet.

sich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Ätna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons*), empfange den Grazien zuliebe vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt, mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisas Ölzweig umkränzt daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ist's, die Sterbliche richtet.**)

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos'. — In ehernen Waffen lief er und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft graue Haare und eilen ihrem Alter zu schnell vor."

Der Olympischen Oden des Pindars elfte.

An den Agesidamus, den Lokrier.***)

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

*) Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden und wälzte den Ätna über ihn.

**) Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beispiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten, und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdes lief er doch, kam selbst dem Kalais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor und erhielt zum großen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis — — Ob es nötig sei, mit den Auslegern des Pindars diesem Beispiele zufolge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weiß ich eben nicht.

***) Diese Ode ist bei dem Pindar als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode an eben diesen Agesidamus anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese elfte noch obendarein und nennte sie auch selbst τόκος, die Zinse.

Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht, und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterischen Brust stets weise Gedanken. — Also soll itzt — vernimm es, Sohn des Archestrats, denn deine Faust überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leier den Kranz des goldnen Ölzweiges singen, der deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend der westlichen Lokrier. Daselbst, ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirtbares Volk, euch schwör ich's, besucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen, sondern ein Volk, tiefsinniger Weisheit und kriegerischen Muts voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe. Fll.

Zweiunddreißigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die 'Ερωτοπαίγνια des Alciphrons sein müssen. Der Herr von O**, der sich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er folgende Übersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung und überschrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben einem Walde in Acidalischen Quellen belustigten, verlor sich plötzlich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschraken die Töchter

18. Die Herkulanensische Bibliothek war 1752 entdeckt. — 20. entwickeln, entrollen. — 21. Den Titel Erotopaegnia (Liebesscherze) hat Lessing, nach Redlichs Bemerkung, aus Gell. II, 24 entnommen. So hieß das verlorene Werk eines römischen Kunstdichters Lävius aus Ciceros Zeit. — Der Rhetor Alciphron, aus dem 2. Jahrhundert, Verfasser von 116 Briefen von Fischern und Hetären, wird von Lessing nur vorgeschoben. — 28. Gerstenbergs Werke, Wien 1794, I, 93.

der Anmut, als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume und suchten und riefen!

So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
Der zärtste Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.
Umsonst! Aglaja war entflohn.
'Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
Soll sie nach langen Ewigkeiten
Nur itzt nicht länger uns begleiten?
Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn,
Und ach! die dritte hat er schon!' —
So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

Nun schlichen sie an den Büschen herum und schlugen leise an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.

Endlich kamen sie an ein Rosengebüsche, das meine Chloe versteckte — und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über
Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;
Denn jedes nahm, und jedes gab.

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. 'Da ist Aglaja!' — riefen sie. 'Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren und dich nicht finden können?' — Und itzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

'Was?' rief ich, 'lose Räuberinnen!
Wie sollte sie Aglaja sein?
Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien ist das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!'

Doch die Grazien hörten mich nicht und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat und mir winkte und freundlich lächelnd also zu mir sprach:

'Warum willst du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß' itzt einmal statt Chloen mich!
Wünsch' nicht, dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe dich.'

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern und sprach: 'Hier ist Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Lust, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Ist dies Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück!'"

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner sein! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine 'Ερωτοπαίγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten gleich zu Anfange nur weg und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzem vier kleine Bogen herausgekommen unter der Aufschrift „Tändeleien"? — — Tändeleien? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzugesetzt: aber es sind artige Tändeleien; Sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset

32. „Tändeleien", Leipzig 1759, o. N., von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823), über welchen der Anhang zu Klopstock IV der Nat.-Litt. zu vergleichen ist. — 36. Jean Baptiste Louis de Gresset (1709—1777), besonders bekannt durch das komische Heldengedicht Vert-Vert (Name eines Papageien). Über sein Drama „Sidney" vgl. das

würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt und — es dabei bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geschmacke und fast von gleichem Werte ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urteile zusammentreffen. — Nach den obigen „Grazien" hat „Amors Triumph" und „Der Geschmack eines Kusses" meinen vorzüglichen Beifall. Nächst diesen haben mich die „Kriegslist des Amors", „An den Maler", „Die Ode" und „Bacchus und Amor" am meisten vergnügt. „Die Kennzeichen der Untreue" wollen mir wegen des „Bärtchens" nicht gefallen, der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke „An Chloen" ist mir der „Alp" zuwider, und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

„Geh hin und sei ein Alp, buhl' und erweck' nur Grauen!"

so straft er uns arme Schlafende mehr als die Nymphe. In dem „Verliebten Wunsche" ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen verspáret. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten „Kennzeichen der Untreue" heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück itzt ist, kömmt es mir nicht anders vor als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechselstreit

17. Stück der „Dramaturgie". Einige Verse Gressets nahm Gerstenberg zum Motto seiner „Tändeleien" (Wien 1794, I, 52).

8. „Amors Triumph", ebd. S. 70. — „Der Geschmack eines Kusses", ebd. S. 67. — 9 f. „Kriegslist des Amors", ebd. S. 104. — 10. „An den Maler", ebd. S. 103. — „Die Ode", ebd. S. 106. — „Bacchus und Amor", ebd. S. 91. — 11 f. In der Wiener Ausgabe (I, 75) heißt der Titel: „Das Kennzeichen der Untreue" und das „Bärtchen" kommt nicht vor. — 17. „Verliebten Wunsche", ebd. S. 84 heißt der Titel „Parthenope" und der obige Vers (S. 85): „Geh, Niederträchtige, buhl' und erweck' nur Grauen!" — 18. Einem Grafen von Gabalis legt der Abbé Montfaucon de Villars (1635—1673) in seinen satirischen Entretiens sur les sciences secrètes ironisch gemeinte, aber von den Zeitgenossen und den Nachkommen ernst genommene Aufschlüsse über die Elementargeister in den Mund (vgl. das 10. Stück der „Dramaturgie"). Gerstenberg hat in der verbesserten Auflage, Leipzig 1760, wie Redlich bemerkt, die anstößige Vermischung dadurch beseitigt, daß er das Stück in zwei, „Lob der Treue" (Wien 1794, I, 78) und „Die Sylphide" (fehlt in der Wiener Ausg.), zerlegt hat.

Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Tierchen zu erringen;
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus und trocknete seine nassen Flügel und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich und sprach: ‘Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet; womit soll ich deine Großmut vergelten?’ — ‘Erhalte mir meine Chloe getreu!’ antwortete ich. — ‘O Jüngling,’ rief er, ‘was bittest du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken?’ — Da schlug ich die Augen nieder und seufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: ‘Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigstens zum Teil erfüllen.’“ —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gotischer Kopf ist darauf geflickt! — „‘Sobald Chloe einen andern als dich küßt, soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu ist.’ — So sagte Amor. —

‘Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun; —
Ich würde den Verrat auf deiner Lippe sehen. —
Manch holdes Mädchen schon seh’ ich mit Bärten gehen:
Sie müssen wohl nicht treu gewesen sein.’“

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu sein oder nicht! Fll.

XVI. Den 19. April 1759.

Dreiunddreißigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der „Tändeleien“, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darin haben Sie recht: Das „Lied eines Mohren“ hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung, es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Überschrift zu finden. Ändern Sie das einzige „schwarze Mädchen“

31. „Lied eines Mohren“, Nat.-Litt., Anhang zu Klopstock IV, 276.

und die „Cederwälder", so kann es ein Kalmucke ebensowohl singen als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers in den neuen Gedichten des Verfassers des „Frühlings" sein soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — „In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schrein.
— —
Die lange Nacht kömmt schon" 2c.

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mitunter Nonsense plaudert. Z. E.

„Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn und horchen, wie sie schlägt;
Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der sich in ihrem Busen regt."

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar, vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bei dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheinet. Sie können es bei dem Scheffer in dem fünfundzwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in

6. **Verfassers des „Frühlings"**, Ewald von Kleist. Hempels Ausg. I, 107. — 17. **Nonsense**, Unsinn. — 30 f. Joannes **Schefferi** Argentoratensis (1621—1679) Lapponia, cap. 25 de sponsaliis et nuptiis Lapponum. Scheffer war Professor in Upsala. Er gab auch u. a. Aeliani variae historiae graece et latine cum notis heraus.

Ruhigs „littauischem Wörterbuche“ blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige littauische „Dainos“ oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem littauischen Wörterbuche nichts zu suchen; ich will Ihnen die zwei artigsten also nach Ruhigs Übersetzung daraus abschreiben:

Erste Daina.

„Abschied einer heiratenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meinem Mütterlein schon vor der Hälfte des Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein, ein Spinnerlein und Weberin!

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächslein, gnug gewürket feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weißen Tischlein; ich habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet.

2. Betrachtung der Littauischen Sprache in ihrem Ursprunge, Wesen und Eigenschaften, von Philipp Ruhig, Pfarrer und Senior zu Walterkehmen, Königsberg 1745, S. 77 u. 75. Das Wörterbuch erschien 1747. — 16. Weberin, ebenso bei Ruhig, aber offenbar Druckfehler statt „Weberlein“. — 21. zerschauert, zerscheuert.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen, vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenähtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen und rosten!“

Zweite Daina.

„Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörtelein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich hab' mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Fll

XVII. Den 26. April 1759.

Sechsunddreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht sein, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten der erste unter allen, und einer von den ersten in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur dreitausend drucken lassen und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen —, daß ein Neunteil davon vortrefflich, ein Neunteil gut und noch ein Neunteil erträglich ist, und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neunteil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Teil seiner Sinngedichte den Krieg und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

„Der verfochtene Krieg.

„Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brot begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Heißt dem Mut Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh' ersparen."

„Des Krieges Raubsucht.

„Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.
Denn wär' sie, wie sie pflegt, im teuern Schmuck geblieben,
Hätt' er sie dürfen mehr berauben, als belieben."

„Krieg und Hunger.

„Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen."

„Eine Heldenthat.

„O That, die nie die Welt, dieweil sie steht, gesehen!
O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird geschehen!

O That, die Welt in Erz und Cedern billig schreibt
Und, wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, vor der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüstes Gärtnerhaus
Und schmeißen Ofen ein und schlagen Fenster aus."

„Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

„Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden schließen.
Wenn Mars hinfort nicht mehr bei seinen Lebenstagen
Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist, will fragen:
Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars noch nebst der Welt die Hölle zu gewähren."

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzu sehr übertrieben hätte! Seine Übertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naiv, so galant kann er auch sein!

„Frage.

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen."

„Über das Fieber einer fürstlichen Person.

„Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dies bestellt,
Die, solange jene blaß, sich für schön nun wieder hält."

„Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

„Leser, steh! Erbarme dich dieses bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt, was hier liegt, mir alles."

„Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

„Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht."

Und was kann Anakreontischer sein als folgende allerliebste Tändeleien?

23 ff. Von Gottfried Keller zum Motiv seiner Novelle „Das Sinngedicht" gemacht (3. Aufl. Berlin 1882).

„Von einer Biene.

„Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du fauler Mann
Solltest thun, was sie gethan!“

„Von einer Fliege.

„Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin
Auf des süßen Mündleins Rot;
Chloris schlug, und schlug sie tot.
Florus sprach: O wenn nur ich
Dürfte dies erkühnen mich!
Dieser Schlag, hielt' ich dafür,
Diente mehr als schad'te mir.“

Noch sind ein großer Teil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts als moralische Sprüche, aber mit einer meisterhaften Kürze und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

„Der Tugend Lohn.

„Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.“

„Reichtum.

„Eines Ungerechten Erb', oder selbst ein solcher Mann,
Oder beides auch zugleich ist, wer Reichtum sammeln kann.“

„Ein unruhiges Gemüt.

„Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.“

„Verleumdung.

„Wenn man eine Wunde haut, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bei Hof, aber nicht, aus was für Grunde.“

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, sobald sie wird zu haben sein. L.

XIX. Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter, als: Priors „Salomon", Popens „Messias", Youngs „Jüngster Tag", Glovers „Leonidas". Welchem annoch beigefügt sind: Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles seiner Vortrefflichkeit wegen aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.*)

Priors „Salomon" ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum erstenmale in unserer Sprache erscheinet; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bei seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet, und ihn hätte ich wohl das „Nußbraune Mädchen" mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit besseren Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu

*) Bei J. J. Schorndorf, in groß Oktav.

16. Matthew Prior (1664—1721), eines Tischlers Sohn, 1692—1716 als Diplomat thätig. — 21. Hagedorn, „Liebe und Gegenliebe" (II, 117), „Paulus Purganti und Agnese" (II, 143) und „Der Zorn eines Verliebten" (III, 103). — 22. „Das nußbraune Mädchen" ist ein altes Volkslied (Percy, Rel. II, 25 ff.), das Prior zu seiner Ballade „Heinrich und Emma" benutzt hat.

groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein „Salomon", ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drei Teile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntnis, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüste und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtnis zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urteil über das Original als über die Übersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Übersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten, nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

„Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,
Hört, was der Prediger spricht, und glaubet eurem Freunde,
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,
Alles sei eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,
Über gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,

4. Es ist alles ganz eitel! Pred. 1, 2. — 30. Anfang des ganzen Gedichts, der Übersetzer ist der Baseler Pfarrer Simon Grynäus.

Durch die Arbeit ermüdet und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an sonst von nichts wissen
Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh und Sorgen;
Daß uns erst bei dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich sein wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:
Wir gehn nach falschen Freuden und leiden wirkliche Übel."

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig konstruieren und interpunktieren kann. Wo kömmt z. E. in der fünften Zeile das „daß" her? Wenn es mit dem Vorhergehenden binden sollte, hätte es in der vierten Zeile heißen müssen: „daß alles eitel sei", und alsdenn würden die übrigen „daß" natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachlässigern in der Welt sein. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges Mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Skansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders als von ohngefähr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Ägyptierin im zweiten Buche zum Exempel anführen. Ich wähle diese Stelle, um Sie zugleich an eine von den malerischten Phantasieen wieder zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sklavin weigert sich, die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter andern:

„Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet.
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu, und er schwur mir ein Gleiches;
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.
Unsere beiderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel und schrieben,
Was wir feierlich gesprochen, in die ewige Rolle."

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan | gem

Und dergleichen grobe Verstoßungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wässrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortreffliche prosaische Übersetzung, die uns Herr Ebert von dem „Leonidas"*) gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröffnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben, erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks auslieſt und mit sparender Hand nur wenigen schenket."

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

„Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes
Solche Furcht und Wunder erwecken? O teuerste Freunde!
Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füße
Allzusehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich

*) Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

27. Die Ausgabe von 1778, S. 6 f., weicht von obigem Texte wesentlich ab. — 37. Von den Verfassern der Bremischen „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", Leipzig 1748. Die angeführte Stelle steht S. 5 f.

Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmut zu setzen, dem es bekannt ist,
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.
Rede denn frei, o Sparta! sprich und fordre mein Leben!
Ja, mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben,
Ist ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er ist sparsam damit und hat ihn nicht vielen gegeben."

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebertsche Übersetzung vor sich gehabt und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beispiel von dem Gegenteile dessen, was ich oben von den schweizerischen Übersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das Schrecken? oder: Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen? oder: sich durcharbeiten?

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meinet der Vorredner zu der Übersetzung des „Verlorenen Paradieses" nicht, wenn er sagt, daß man jenes große Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigern Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freiheiten, sage ich, hat unser Übersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Verteidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi, quid melius desidiosus agam?

21. Übersetzung des „Verlorenen Paradieses", Bodmers Übersetzung in Prosa erschien zuerst Zürich 1732. Die erste Übersetzung in Hexametern gab Zachariä 1760 heraus. (Poetische Schriften Bd. VI f.) — 37. Sage mir, was soll ich in meiner Muße Besseres thun?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer toten mag es noch hingehen; denn eine tote versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus (denn so heißt unser hexametrischer Übersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sei, welcher englische Hexameter gemacht hat! Er ist nur der erste, welcher sie, sowie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem „Arkadien", Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Silbenmaße im Englischen einzuführen.*) Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist

*) An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz.* a Translation of Virgil's first Eclogue; a Translation of Virgil's fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8 vo.

2. Quiescas! Ruhe aus! Sat. II, 1, 5. — 8 ff. Ja, der auf Bücher beschränkte Mensch scheint in den Augen des Weltlings ein der Erholung und des Vergnügens unfähiges Geschöpf, durch sich selbst aller geselligen Segnungen beraubt und unwürdig der Güte der Vorsehung u. s. w. — 25. Philipp Sidneys (1554—1586) Schäferroman The countesse of Pembroke's Arcadia wurde von Martin Opitz unter dem Namen „Valentin Theokritus von Hirschberg" 1629 übersetzt. — 31 ff. Eine Einführung der alten griechischen und lateinischen Versmaße in die britische Dichtung, versucht in folgenden Stücken, nämlich einer Übersetzung von Virgils erster Ekloge, einer Übersetzung von Virgils vierter Ekloge, Jakob und Rahel, einem Hirtengedicht (von Bodmer, 1752) u. s. w.

unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen: wenige Fälle ausgenommen, z. E., wo sie auch im Lateinischen kurz sein können, wo der zweite Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwei verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

Soviel ich als ein Deutscher von diesem neuen Versuche urteilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise skandieren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf sein, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturn's Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc. E.

XX. Den 17. Mai 1759.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Silbenmaße in die britische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben und der prächtige Hexameter die zehnsilbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung sein werden?

Es ist schwer, eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem „Verlornen Paradiese" gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden sein, wenn der Dichter auch

32. sich, v. Maltzahns, Hempels und Goesches Ausgaben: sie.

nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metro selbst nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottsched die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des „Messias“ und des „Frühlings“ schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des „Nimrods“ wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuten Sie bei dem allen von dem Verfasser des „Frühlings“? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein „Cissides und Paches“, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern sein müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nötig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk*) bekannt zu machen. Ihre Neugierde

*) „Cissides und Paches“, in drei Gesängen, von dem Verfasser des „Frühlings“, Berlin bei Voß 1759.

9. Magnus Daniel Omeis (1646—1708) aus Nürnberg, Professor in Altorf, Mitglied des Pegnitzordens, gab 1704 eine „Gründliche Anweisung zur deutschen akkuraten Reim- und Dichtkunst, samt einer deutschen Mythologie“ heraus. — 10. Gottsched, Kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 393 f. 397 f. Vgl. oben S. 199, Z. 31 f. — 20. „Nimrod“, ein Heldengedicht in 24 Büchern 1752, von Christian Nikolaus Naumann (1719—1797) aus Bautzen, einem Jugendbekannten Lessings. Vgl. oben S. 7, Z. 36.

ist mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm erteilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas Leichtes sein, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit ebenso vieler Kunst als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

„Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden mit weggewandtem Blick.“

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange die Löschung des Durstes und der Tod des Cissides, sowie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines toten Herrn Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

„Wenn, vom Orkan gepeitscht, des Meeres Flut,
Die mit den sinkenden Gewölken sich
Hoch in der finstern Luft zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben fällt
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So“ ꝛc.

Oder:

„Und vom Geschrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Libyen ertönt, wenn Löw'
Und Tiger und manch wütend Tier ins Netz
Der schrei'nden Jäger fällt und heult und brüllt.“

Oder:

8. Lessings Freund Johann Wilhelm Meil (1733—1805), berühmter Illustrationszeichner. — 10 f. 1. Ges. V. 204 f. — 12 f. im zweiten Gesange, V. 44 ff. — 13. der Tod des Cissides, V. 70 ff. — 14 f. der ... toten Herrn, 3. Ges. V. 80—92. — 18 ff. 1. Ges. V. 82—93. — 31 ff. Ebd. V. 144—49.

— „Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob
Und wieherte zu der Trompete Klang
Und forderte zum Kampf heraus wie er."

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie, ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich besitze aus der gütigen Mitteilung eines Freundes zwei noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beilegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte, und das andere ist eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte. E.

„Geburtslied.

„Weh dir, daß du geboren bist!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk für der Bosheit Wut,
Die dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit und wird dir gewiß
(Im Fall du dir's einmal erwirbst)
Ein kerkerwert Verbrechen sein.
Der Schatten eines Fehlers wird
Bei hundert deiner Tugenden
Der Lästrung greulichstes Geschrei
Oft hinter dir erwecken. Wenn
Voll edeln Zorns du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist alles Ruh'.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weist dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib

1 ff. 3. Ges. V. 7—11. — 4. Nach Hiob 39, 19—25. Vgl. oben S. 33, Z. 37. — 8. Freundes, Gleim; vgl. unten. — 15. ed. Hempel I, 120.

Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelt's dir an Heldenmut.
Und tanzest du den Phrynen nicht
Von weitem einen Reverenz,
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht spielst und viel gewinnst
Bis der, mit dem du spielst, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Witz! so fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirst du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen. Und die See
Ergießt sich wild; Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen und der Tod.
Ein unterird'scher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und fast kein tugendhafter Mann
Ist ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Star;
Ihn foltert Schwermut, weil er lebt! —
Dies alles wirst du sehn und mehr.

„Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröte Spiegel, wird
Mit rotem Lichte dich erfreun
Und rauschen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beschatten. Oft wirst du
In blühnden Hecken eines Thals
Voll Ruh' einhergehn, atmen Luft
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüt' in bunter Pracht
Und den Fasan im Klee, der dir
Denselben Hals bald rot, bald braun,
Bald grün im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wiesen werden dich erfreun,

Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Flut ein Labyrinth
Von Blumen und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus' Bild
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud' herab
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmut, Dankbarkeit
Und Menschenlieb' und Edelmut
Wirkt Freud', und Freude nur ist Glück.
Fühl' Tugenden, so fühlst du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein ** mich)
Beseligen und sein dein Trost,
Wenn Falschheit dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schrein
Und trinke du der Sonne Glut
Gleich einem Adler! Hülle dich
In deine Tugend, wenn es stürmt! —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz.
Wohl dir, daß du geboren bist! —

„Hymne.

„Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

19. **, Lange, der Laublinger Pastor, Lessings Gegner. — 29. ed. Hempel I, 124. Vgl. ebd. II, 493 Kleist an Gleim, Hof, den 29. Mai 1758: „Hier haben Sie die Verse. Im Fall sie Ihren Beifall haben, so schicken Sie sie doch an Herrn Lessing! Ich kann sie ohnmöglich mehr abschreiben. Ich könnte mehr und größere Sachen über mein Sujet gesagt haben; allein ich kann (leider!) nicht mehr langsam arbeiten; ich eile zu geschwinde zu Ende, weil ich nicht mehr sowohl aus Ehrgeiz als aus Lust arbeite. Vielleicht ist noch vieles darin, was nicht tauget; sie kommen erst ganz warm aus meinem Kopf." Ebd. S. 196 an denselben, Plauen, den 21. Juni 1758: „In dem Briefe, den ich zu Hof auf die Post gab, schickte ich Ihnen eine Hymne mit, die ich auf dem Marsch gemacht hatte, wovon ich gerne Ihr Urteil wissen möchte. Im Fall Sie sie nicht erhalten haben, so wird sie vielleicht der H. Lessing erhalten haben, dem ich sie auch, obwohl 8 Tage später, übersandte, — wiewohl ich auch hieran zweifle, denn er hätte mir auch schon geantwortet."

„Die Morgenröt' ist nur ein Widerschein
Vom Saume seines Kleids,
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.
„Er sieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt: es fähret Feu'r von Felsen auf,
Und Meer und Himmel klagt!
„Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!
„Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Cedern hohes Haupt
Und jeder Wald für ihn!
„Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!
„Der Widerhall lob' ihn! Und die Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
In Harmonieen ganz!
„Dich hat er mehr als alles sonst beglückt.
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.
„Erheb ihn hoch zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.
„Die Sonne steige nie aus roter Flut
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur!
„Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.
„In Überschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

„Und o, wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel
„Erhalte mir, o Herr, was du verleihst,
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!
„In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen
Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.
„Und irren ans Gestad' des Meers und dich
In jeder Woge sehn
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.
„Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerriss'ne Wolken sehn
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt."

XXI. Den 24. Mai 1759.

Einundvierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch, eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" von dem zweiten und dritten Teile derselben nichts zu sagen für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Skribenten bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln, und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will, man

24. Dusch, vgl. I, S. 170, Nr. 50. — 26 f. zweiten und dritten Teile, der erste Teil ist von Mendelssohn, Bibl. d. sch. W. III, 1, 96—106 angezeigt.

findet an einem Orte so viel Zusammenhang wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mitteilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden sein wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der „Bibliothek" wider die Einteilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen: er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Einteilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern ebenso unterschieden als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Skribent, sie uns lieber in diesem als in einem andern zu zeigen?

Ich table hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet, und was sagt Pope dazu? „Diese ängstliche Einteilung seiner Schäfergedichte in Monate hat ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei Monaten nach einander mit veränderten Worten zu wiederholen oder, wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen; woher es denn kömmt, daß einige von seinen Eklogen (als zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders sein, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, sowie eine jede Jahreszeit, also auch einen jeden Monat mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?"*) — Wenn Herr Dusch, wie man

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes

23. Edmund Spenser (1553—1598) veröffentlichte 1579 The Shepheard's Calendar conteyning twelve Aeglogues proportionable to the twelve monthes. — 35 ff. Discourse on pastoral poetry vor seinen Pastorals (Works, Edinburgh 1767, I, 30).

sagt, auch der Übersetzer von Popens sämtlichen Werken ist, so muß es uns soviel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen.*) Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen bis zum Ekel mutatis mutandis heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben, er, der andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anderes als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt! Ich kenne leicht keinen Skribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller-

to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

*) Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit, eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweiten-, dritten- und viertenmale gegen unsere Kritik seiner Übersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweitenmale in dem „Altonaer Reichspostreuter", zum drittenmale in gewissen neuen „Briefen an Freunde und Freundinnen" und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweiten Bande seiner Übersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem „Reichspostreuter" nicht genug verwundern können. Nachdem er darin einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden wert geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beiden Stücken, der Vorrede nämlich und der Abhandlung von der Schäferpoesie, seinen Vorrat (von Fehlern) aufzuweisen." — Wir haben uns zwar nie eines Vorrates von Fehlern eben in diesen beiden Stücken gerühmt, aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen, ob Fll. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas Besserm brauchen können. Dem Leser unterdessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scrupulous division durch „die gar zu richtige Einteilung"! Und to repeat the same description for three months together durch „für drei Monate zusammen zu wiederholen". Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together ebensowohl „nacheinander" als „zusammen" heißen kann? (Einschaltung des Herausgebers O.)

1. Übersetzer von Popens sämtlichen Werken, vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 627 f. — 11 f. Cento, eigentlich: Lappen. So nannte man Gedichte, die aus lauter Versen anderer Dichter zusammengesetzt waren, z. B. ein Gedicht auf das Leiden Christi aus lauter Versen des Homer. — Des Geistlichen James Hervey (1713 bis 1758) Meditations and contemplations, eines jüngeren Zeitgenossen von Pope (1688—1744), Young (1681—1765) und Thomson (1700—1748). — 42 f. Herausgebers O., dies würde Nicolai sein, doch rührt jedenfalls auch diese Anmerkung von Lessing her.

plumpsten Entwendungen damit zu maskieren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lektüre zu wiederholen als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Teile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch und habe, was ich damals dabei gedachte, wieder vergessen. So viel weiß ich nur noch: ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drei Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nämlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst und seine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur," (sagt Herr Dusch auf der 280sten Seite) „in den Geschlechtern der Tiere, von dem Hunde bis zum Elefanten; in den gefiederten Scharen von der Vogelfliege bis zum wütenden Strauß; in den Insekten, die zu betrachten ein Merian die neue Welt besuchet" 2c. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu, und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian," heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Maler, reisete, bloß aus der Begierde, die Schönheiten der Insekten zu betrachten, nach Surinam." — Schade, daß ich den bekannten Maler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaftern Absicht, als die bloße Schönheit der Insekten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz, hier steht Kadmus, wo Semele stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Teile. Und dieser dritte Teil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gegen seinen ersten Teil gemacht worden, gegründet gefunden und sich entschlossen, ihnen genugzuthun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden sein! Er dauert mich! — Es ist wahr,

20. Vogelfliege, Kolibri. — 26. Sibylla Merian (1647—1717), Tochter des Baseler Kupferstechers Matthäus Merian des Älteren, reiste 1695 nach Surinam, um dort fünf Jahre lang die Insektenwelt zu studieren, welche Studien sie in einem 1705 zuerst erschienenen Kupferwerke veröffentlichte.

seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt, seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher, und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.: „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrtum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!"*) Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut geraten ihm seine Tautologieen auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündflut schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen, zugleich sollte in einem Seufzer unser Atem entfliehen!"**) Nun ja doch, ja, wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zufolge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge, nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses

*) Seite 291.
**) Seite 241.

1 f. seine Prose ... einher. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 97 (unterzeichnet E. = Mendelssohn?): „Unsere Leser wissen nunmehr vermutlich, was sie sich von unserem Verfasser zu versprechen haben. Schilderungen gewisser Gegenstände nebst zufälligen Betrachtungen, in einer poetischen Prose, oder in einem prosaischen Gedichte, wie sich der Herr Verfasser auszudrücken beliebt, oder in einer ungelenken Prose, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern strotzet, und, mit so vielen langweiligen Beiwörtern belastet, schwerfällig daher stolpert, daß man ohne Angstschweiß kaum drei Perioden lesen kann." Ebd. V, 105 (über die Fortsetzung desselben Werkes): „Es betraf solches (Urteil) die von halben und ganzen Hexametern strotzende poetische Prose, in welcher er seine Schilderungen vortrug, die, mit so vielen langweiligen Beiwörtern beladen, schwer einher stolperte und fast nicht ohne Angstschweiß konnte gelesen werden. Er mißbilliget itzo diese Schreibart selbst, und wir haben in dem Erfolg mit einem wahren Vergnügen gesehen, daß er sie wirklich sehr geändert hat, aber sich auch ungleich leichter und angenehmer lesen läßt als in den vorhergehenden Monaten."

Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.: „Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegenzusetzen und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Ähren der Felder."*) Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ohngefähr weiß, in welchen Monat die Ernte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Oktobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche (Aequinoctium autumnale) geben und sagt: „Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und

*) Seite 66.

4 f. Der Anfang des Epigramms lautet:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos;
Blande puer etc.

[Acon ist des rechten, Leonilla des linken Auges beraubt, und doch können beide an Schönheit die Götter besiegen. Lieblicher Knabe, tritt das Auge, welches du hast, dem Mägdlein ab! So wirst du der blinde Amor, so wird sie Venus sein.] Es rührt von Girolamo Amaltheo (1506—1574) her und wird von Lessing in den „Anmerkungen über das Epigramm" vollständig angeführt. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 663: „Was kann galanter und niedlicher sein, sagt er (der Verfasser von Essay on — Pope, Warton) als folgendes Kompliment an Phaon (von Sappho in Ovids Heroiden)?:

Sume fidem et pharetram, fies manifestus Apollo:
Accedant capiti cornua, Bacchus eris.

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verfasser, habe man bei Verfertigung folgenden Sinngedichtes, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt: Lumine etc. Wir erinnern uns irgendwo ein ähnliches Sinngedichte von Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivität jenem nichts nachgiebt. Es führt die Überschrift: De puero armato:

Mars Venerem Martemque Venus dum quaerit uterque
Quaesitum, viso hoc, se reperisse putat."

der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis."*) Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis? Der Skribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsternis teilet? Ich denke, es geschiehet immer, die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht, und sie teilet sie also immer in Licht und Finsternis. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.**)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis, sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsternis geteilet ist, wenn die Sonne ebenso lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir notwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt ebenso oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer ebenso, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:***)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

*) Seite 112.
**) Georg. lib. I, v. 209.
***) Georg. lib. IV, v. 425.

4. Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht haben wird u. s. w. — 16. Und teilt nunmehr ihren Lauf zur Hälfte zwischen Licht und Schatten. — 31 ff. Schon glühte der die dürstenden Indier dörrende rasche Sirius am Himmel und die feurige Sonne hatte die Hälfte ihres Laufes erschöpft.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht, es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weiß auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweierlei auf einmal bewiesen, nämlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weiß.

Aber noch ein ander Beispiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: „Übung entwickelt die verborgnen Kräfte der Seele wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch sie gestärkt, mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf seiner Bahn und mißt die Weite von einer Sonne zur andern" rc.*) — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerei danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bei dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius und noch in unsern Zeiten Bradley wahrscheinliche ohngefähre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde und folglich zugleich von der Sonne gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch, ei, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alkor bis zum Kalbelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern: wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beinahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif

*) Seite 64.

2. Ruäus, Charles de la Rue (1643—1725), der Virgils Werke interpretatione et notis illustrata ad usum Delphini Paris 1675 herausgab. Vgl. Bibliothek III, 177. — 23. Hugenius, Christian Huyghens (1629—1695), großer holländischer Physiker, Mathematiker und Astronom. Vgl. VI, 174, Z. 12. — 24. James Bradley (1692—1762), ausgezeichneter Astronom zu Greenwich. — 29 f. Alkor, ein Stern fünfter Größe neben dem mittlern im Schwanze des großen Bären. — Kalbelesit, der arabische Name des Regulus.

des Kometen mißt, nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre.

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. Mai 1759.

Fortsetzung des einundvierzigsten Briefes.

Man hatte in der „Bibliothek" dem Herrn Dusch unter andern auch geraten, seine Gemälde öftrer mit Fiktionen zu unterbrechen. Und sehen Sie, auch diesen Rat hat der gutherzige Skribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet, und er versichert, es würde ihm angenehm sein, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich Wunders halber eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den „Traum" dazu, der am Ende des Oktobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben", war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt! — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden! Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt". — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegenkehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche und malten mit schwarzen Finster-

7 f. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 106: „Wir wünschten aber auch, daß er das gezwungene, stolzierende Wesen in seiner Schreibart verließe, sich für der Schwulst und für der Begierde, allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich seine Beschreibungen und Gemälde mit einiger Fiktion unterbreche, damit der Leser durch die Abwechselung auf eine angenehme Art unterhalten werde."

nissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Teile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengefügt, und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Teil aufhörte oder der andere anfing. Kein nötiges Glied wurde hier vermißt, und keine Zierat war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen." — Das nenn' ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüssige Zierat hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht: nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl acht und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf: „Das ganze Gebäude ruhet auf korinthischen Säulen." Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend oder mit einander in Unterredung begriffen erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Kollegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen und unterreden sich zum Teil ganz leise, zum Teil durch Rätsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt überblieben." — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein paar Citationen auszuhelfen. Er

setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournets Archaeolog. Philos. in der Amsterdamer Ausgabe seiner Theorie der Erde, Reimmanns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit und andern zusammensuchen." Vortrefflich! Man muß sie aus denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Haufe," fährt der Genius fort, „ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst." Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjunkts der philosophischen Fakultät so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Sekten und einzeln Weltweisen daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Kompendio einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht fein lächerlich! und sogleich erblickt man anstatt eines ehrwürdigen Philosophen einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnisvolle Lehre, die lächerlichste unter allen."*) Oder vom Aristoteles: „Ebenso lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an."**) (Oder an einem andern Orte vom Epikur: „Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.")***) — O mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius! mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen. Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen,

*) Seite 179.
**) Seite 180.
***) Seite 274.

4. Jakob Friedrich Reimmann (1668—1743) gab heraus: Versuch einer Einleitung in die historiam literariam etc. (1708—13). — 7 ff. Redlich bemerkt, Lessing habe hier selbst einen Engländer in einen Schotten verwandelt; er verwechsele nämlich den Geologen Thomas Burnet aus Croft in Yorkshire (1635—1715) mit seinem berühmten Zeitgenossen Gilbert Burnet aus Edinburg (1643—1715), dem Geschichtschreiber der englischen Reformation. Aber wahrscheinlich ließ sich Lessing durch Jöcher bestimmen, der Thomas Burnet einen „Schottländer, geboren 1632 zu Richmond" nennt, was freilich nicht richtig ist, da Richmond in England liegt. Übrigens wird durch die Schreibung mit ou ein englischer Name noch nicht zu einem französischen. Vgl. Tenzel, Monatliche Unterredungen, 1790, S. 1091.

wenn Sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offenbarsten Irrtümer gewinnen noch einmal Beifall, und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrtum des Chrysippus oder des Epikurus in eine neuere bessere Tracht." Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ohngefähr erraten. Aber der alte Irrtum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben dasselbe, oder jeder etwas anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E., er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger, so wie ihn Herr Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntnis der Natur bemühten und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben und in seinem Schoß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen" rc.*) — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet, so sagt er zweimal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben

*) Seite 188.

5. Petrus Gassendi (1592—1655), Verfasser von drei Schriften über Epikurs Leben und Lehre. — Chrysippus, Stoiker aus Soli (280—207 v. Chr.). — 13 f. einer Turlupinade, eines schlechten, besonders eines auf ein Wortspiel gegründeten Scherzes, nach Turlupin, einem französischen Schauspieler des 16. Jahrhunderts benannt.

den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Dusch mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: *) „Von diesem Zeitpunkte der Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

'Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock' und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.'"

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist! Wenigstens billiget er sie hier, und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen! —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen! Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig, in den seltsamsten Raritätenkasten zu gucken! „Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer" &c. Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herumliefen. Und auch sogar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht wert war, auf die Nachwelt gebracht zu werden, der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!" — Tausend

*) Seite 187.

1. Franz Baco von Verulam (1560—1626) leitete mit seinem Novum Organon die Philosophie der Neuzeit ein. — 7 ff. Die Verse sind wirklich aus Dusch' Gedichte „Vernunft" (Verm. Werke, Jena 1754, S. 235). — 16. Cartesius (1596—1650) war fast ein Menschenalter jünger als Baco.

Lichter; eine himmelblaue Decke und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf und itzt unter; itzt scheinen die Sterne, itzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.; das sind die innern Dekorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröffneten zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. ‘Merke auf,’ sagte mein Führer zu mir, ‘und betrachte!’“ — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentieren sich: „entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle“ ꝛc. Und abermals repräsentieret sich: „die schönste Gegend, ein ebenes Thal, mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt“. Und abermals repräsentieret sich: „eine unzählbare Menge von Stauden“. Und abermals repräsentieren sich: „teils Pflanzen, teils lebendige Geschöpfe“. Und abermals repräsentieren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Tierreich repräsentieren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Tierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen sein!“

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil „eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt“. — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu, „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge“. Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleimaß trägt“. Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch“. Diese dreie warfen sich vor die Stufen des

Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederknieete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem ekeln Kollegio für beide schickt, vermutlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind diese, die hier anbeten?“ — „Jene blühende Gestalt,“ sagt der Genius, „ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und beide führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert.“ Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang. — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nicht Neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmieds Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Der Beschluß folgt künftig.

XXIV. Den 14. Junius 1759.

Beschluß des einundvierzigsten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiktion gedenken als diesen „Traum“ des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sei. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern lassen, sie Ihnen

13. Vgl. Poetical works of James Thomson (Edinburg 1780) I, 231 f. — 20. des Schmieds Hunde, in der Äsopischen Fabel „Der Schmied und das Hündlein“ (Halm, 413).

in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht ebenso elend ist als der „Traum“, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September*) die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beispiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alcest seine Hütte am Strande der See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den Himmel aus, der ihn gesandt hatte! ‘Welch ein elendes Leben,’ rief er zu den Felsen, ‘ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brot erwerben, das meine Notdurft fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen schlagen und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer für meinen Tisch holen. Und dennoch, o Himmel, sendest du Stürme, die meine arme Hütte niederreißen? Soll ich denn, den Ungewittern und Regen, soll ich, allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle Wesen wieder verjüngt? Der Vogel schläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und in warmen Gebüschen, und der Wurm findet im Schoße der Erde eine sichere Ruhestätte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.’

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf sich voll Unmut und müde seines Lebens Alcest auf einen moosichten Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider. Traurig stand er von seinem harten Lager auf und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Kahn stand zerschlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg er die Klippe hinunter und wanderte zu seinem Nachen. Aber der Nachen

*) Seite 93.

war zertrümmert und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von wütender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer, entschlossen, sein Leben zu endigen und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. ‘Nimm auch mein Leben,’ rief er, ‘nimm dieses elende Leben, Schicksal, das ich nicht mehr erhalten kann!’ Jetzo will er sich in die Wellen stürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stak in einer Sandbank. Jetzo vergaß er seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße. Was für Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der seinen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte! Wie vergaß er zu seufzen, und nennte das Ungewitter ein Mittel seines Glücks und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben der Sturm, den er verwünschte, bereicherte ihn.“

Welch ein abscheuliches Beispiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer, und doch spricht dieser elende Fischer natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen, er holt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr sein! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen, er klagt, er murret, er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäufe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen moosichten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß, dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schlief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, ebenso fest, aber nicht ebenso lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider! Anstatt aber daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wütend, als er gestern war. Bei ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen, sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll oder nicht, er ist das größte menschliche Ungeheuer,

das je gewesen oder erdichtet worden! Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bei ihm wirken müssen, wenn ihm der Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das sein, von dem es in einem solchen Falle heißen kann: „Er vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße.“ Herr Dusch fragt an einem andern Orte*): „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger als der meinige; ein so schrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können?“ — Doch diese bessern Gesinnungen im November konnte Herr Dusch freilich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beispiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaßen den allgemeinen trostreichen Satz: daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nämlich, daß das Unglück vieler oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr, wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte itzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beikam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beispiel lieset, nicht ebensowohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe teilhaben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestieren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Duschen

*) Seite 211.

halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden sein, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der „Bibliothek“ deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und, ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Ökonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im Oktober.*) Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mitteilte. Wie gesagt, hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satirischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angeratenen Dichtungsart nötig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten, und der Irrtum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt mit einer gleichen Bewunderung ein elendes Geschmiere und das Meisterstücke eines von Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? Ach, grausamer Loraine, fünf deiner verblichenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, seine weiße Hand und seine reiche Weste

*) Seite 159.

32. Loraine, besser: Lorrain, Beiname des berühmten Landschaftsmalers Claude Gelée (1600—1682).

an! Mit ihm schwatzet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen erlaubet sie, an ihrem werten Nachttische zu sitzen. — Es ist leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen oder ein sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sei, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen, Zeit, zu spielen oder zu beten, zu glauben oder sich zu kleiden, zu lachen oder zu trauern: alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefaltenen Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich: 'In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.'

„'Eine Rätin und keine Karosse, und keine Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füße zum Gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark sein!' sagte die junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — 'Aber wie?' versetzte er, 'bedenken Sie doch! Eine Karosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde gehen.' — 'Und wollten Sie sich noch bedenken, wenn es die Mode so will?'" — G.

XXV. Den 21. Junius 1759.

Dreiundvierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen, und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.*) Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klassischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing.**)

„Friedrich von Logau," sagen sie in ihrer Vorrede, „ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu

*) S. den 36sten Brief.

**) Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1759. In der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

halten, und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird. Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urteile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen."

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus unter dem Titel: „Anweisung und Exempel mehrenteils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen." Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beispiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

„Mistjunker.

„Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen."

Und gleichwohl sagt er: quae quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten," fahren die Herren Herausgeber fort, „eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein" ꝛc. —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntnis unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau, eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nämlich von unserm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des schlesischen Peirescius erhalten und Christ. Gryphii, seines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider dessen Willen drucken lassen.“ Allein dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freiherrn Balthasar Friedrich von Logau, zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht wert geachtet. „Und wozu,“ sagen sie, „sollten uns diese Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.“ — Sie bringen dem ohngeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweise an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden“ aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der „Sprossende“ in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis ist von „S. v. G. auferweckten Gedichten“ hergenommen. Schon nämlich im Jahre 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen, und wenn er berechtiget war, diesen Auszug „auferweckte Gedichte“ zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdessen,“ sagen die Herausgeber, „ist

4. Salomon Logau, in dem Register zur 3. Ausgabe, Leipzig 1742, kommt der Name gar nicht vor; im Text heißt es S. 605: „Logau hat eine kleine Sammlung sinnreicher Überschriften und Grabschriften unter dem Titel: Von Golaus auferweckter Gedichte, herausgegeben; darin auch sehr viel artige vorkommen.“ S. 609: „von Golau“. — 11. Nicolas-Claude Fabry, Seigneur de Peiresc (1580—1637), der mit allen bedeutenden Gelehrten Europas in Briefwechsel stand. — Christ. Gryphii, Sohn des schlesischen Dramatikers Andreas Gryphius, lebte 1649—1706. — 14. Balthasar Friedrich von Logau, von diesem (1645—1702) sagt Jöcher u. a.: „Er sammlete sich auch einen köstlichen Bücherschatz, welcher hernach der Sachsen-Weimarischen Bibliothek einverleibet worden, hatte mit vielen gelehrten Leuten Briefwechsel.“ — 23. „Sprossende“, Georg Neumarks Beschreibung „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum“ erschien Nürnberg 1668.

dieser Ungenannte vielleicht schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit geriet und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte." Es ist unglaublich, welche Freiheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben, und doch sieht man meistenteils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, Ihre Neugierde ist größer, als der Ekel sein kann, den sie Ihnen verursachen werden. „Die vier Hirtinnen" ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück sein. Es lautet so:

„Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigschnitte;
Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig und das Grüßen."

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

„Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen, Doris gab ihm Honig ein,
Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die klügste sein:
Sie behielt den Schäfer Thyrsis; denn sie führte ihn aufs Bette."

Solche Nichtswürdigkeiten kritisieren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur unter einander setzen.

Logau.

„Ohne Not wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht."

Der Ungenannte.

„Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht;
Denn der kleinste Buhlerstich
Ist für sie ein Dieterich."

Logau.

„Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst du nicht, daß der Wolf sie frißt."

Der Ungenannte.

„Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.“

Logau.

„Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:
Man schlag' ihn, rat' ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.“

Der Ungenannte.

„Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag' ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.“

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabei gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die, überhaupt davon zu reden, höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darin entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darin kann vergraben sein lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser, und wer mag wohl dieser M. sein? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

„Belise und Thyrsis.

„Belise starb und sprach im Scheiden:
'Nun, Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich so sehr als ich.'
'Ach,' sprach er, 'mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.'“

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte

24. Menantes, Pseudonym für Christian Fr. Hunold (1680—1721). Vgl. Gottsched, Dichtkunst, 3. Aufl. S. 631. Litteraturbriefe VII, 84. Gottsched, Vorrat I, S. XIII. Lessings Kollektaneen s. v. Oper. — 25 ff. Das Liedchen stand zuerst in „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen Gedichten“, Leipzig 1697, II, 243, und rührt von dem Berliner Hofpoeten Johann von Besser her (s. dessen Schriften, herausgegeben von Joh. Ulr. König, Leipzig 1732, II, 386).

Buch ist rar, in welches sich gar nichts Gutes, auch nicht von ohngefähr, eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Kanzleirats bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem Vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichter in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein „Poetisches Vergnügen“ herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so großen Ahnen poetischen Andenkens einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuten nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen sein. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie, Ihre Vermutung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig sein. Sie haben ihren Dichter auf sein Dritteil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabei anmerken! „Das ist unter allen Nationen,“ sagen sie, „immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Dritteil gut ist.“ — Der Ausspruch ist strenge, aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Dritteil haben sie alsdenn in zwölf Bücher verteilet, die durch ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender:

„Von meinem Buche.

„Daß mein Buch, sagt mir mein Mut,
Noch ganz böse, noch ganz gut.

17 f. Erstes Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomons von Golaw. In verlegung David Müllers Buchhendl: seel. Erben in Breßlaw. M.DC.XXXVIII. 57 Bl. 12.

Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Gesundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden."

Und der Schluß des zehnten:

„An den Leser.

„Leser, wie gefall' ich dir? —
Leser, wie gefällst du mir?"

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben sie sich bei ihrer Abteilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bei dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nämlich hat fast jedes Stück eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit, und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull, wenn er nicht oft noch etwas Besseres ist. Urteilen Sie selbst!

„Ursprung der Bienen.

„Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?
„Wann im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirten,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen,
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,

Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.
„Aber Neid hat scheel gesehen,
Und Verhängnis ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis' Totengräber.
„Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar schwerlich dies erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Ging sie, ließ zusammenraffen
Aller dieser Küsse Scharen,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.
„Sag' ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dies nicht glauben,
Wünsch' ich euch für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!"

Welch eine glückliche Fiktion! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche:

„Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

„Da, wo ich itzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder sein, wohin ich kommen soll.
Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb' ohne List;
Hier ward ich sehr geehrt, dort werd' ich schön geküßt;
Beim Freunde war ich itzt, zur Freundin komm' ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun."

„Auf die Pulchra.

„Dreierlei vergöttert dich: daß du bist so wunderschön,
Und so wunderkeusch, und daß beide Ding' beisammen stehn."

„An einen Bräutigam.

„Wenn du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beim Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten."

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beibehaltene Stücke von gleichem Werte sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug," sagen sie, „daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es unsrer Wahl wert gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und große Sinn besonders macht eine Menge von Logaus Sinngedichten zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtnis gefaßt zu werden verdienen.

„Einfältiges Gebet.

„Die Einfalt im Gebet ist großer Witz vor Gott;
Genug, wer ihm vertraut und nennet bloß die Not."

„Freundschaft.

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln."

Kurz, es ist nichts weniger als eine Übertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in unserm Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen."

XXVI. Den 29. Junius 1759.

Vierundvierzigster Brief.

Es war der bloße Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt, und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie sehr sich auch außer der guten Wahl die Herren Herausgeber um ihn und zugleich um alle Liebhaber der deutschen Sprache verdient gemacht haben.

Sie sind nämlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten klassischen Schriftsteller umgegangen und haben sich die Mühe

nicht verdrießen lassen, die kritischen Erythräi desselben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein würden“.

„Die Sprache des Logau,“ sagen sie, „ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau. Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.“

Von der Sprachenmengerei, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frei gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus, und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beilaut, Inventarium durch Fundregister, Profil durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatocismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierin kein übertriebener Purist, sondern er spottet vielmehr über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisieren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich itzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwei Stücken, in gewissen Wörtern und Fügungen nämlich, die wir, es sei nun mit Recht oder mit Unrecht, haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigentümlichkeiten, die er aus der besondern

1. Der venetianische Jurist Nikolaus Erythräus, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gab 1539 den Virgil mit Scholien und einem Index heraus, „verfertigte auch Indices über den Homer, Lucrez, Ovidium ꝛc., Dictionarium latinum, — — welche aber insgesamt nicht gedruckt worden“. (Jöcher.)

Mundart seiner Provinz beibehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist." — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgendermaßen: „Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vorteile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vorteile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden."

Auf diese beiden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne und Sie von diesen auf die übrigen schließen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

„Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret.
— — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.
— — — — —
Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt,"

für Freiheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vorteile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß: eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen

dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsilbe lei. Logau setzt nämlich diese Endsilbe, die wir itzt nur bei den teilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.:

„Zu etwas Großen noch wird Sordalus wohl werden;
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden."

Wie kurz und bequem ist dieses seinerlei, und wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerlei sagt, sagt er und andere Alte auch dieserlei, meinerlei, deinerlei ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artikeln aus dem Wörterbuche selbst.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein' Sünde groß ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen (III, 37):

„Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an."

Biedermann ist zum Teil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Komposita, als: Biederweib, Biederherz, Biederwesen, Biedersinnen. Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre!"

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält.

Brunft, Sinng. 2164.

— — „Denn wilder Tiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunft."

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Tiere zur Vermischung anzuzeigen, derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben

9. Großen, vgl. III, 1, S. 93, Anm.

dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachteilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst 2c. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof 2c. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunft sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst." — Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunft noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbels „Erfahrnen Jäger".

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau dem ersten Ansehen nach in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667:

„Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?"

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anhang 228:

„In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren" 2c.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff „in der Demmerung" zu verbinden ist. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: „Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit."

Flitte, die. Sinng. 644:

„Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte" 2c.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem griechischen Phlebotomum zusammengezogen sein soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze

zu sein, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Übrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters „Chirurgie“, S. 380.

Hinsichern, sich (XIII, 11):

„Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.“

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der itzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu sein Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm sein, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1; II, 12) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Silbenmaß dem gewöhnlichen „weder“ durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere „noch“ verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel (II, 18):

„Noch frech wagen,
Noch weich zagen“ 2c.

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weiß gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen und studieren werden, sobald Ihnen Ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Dritter Teil.

IV. Den 26. Julius 1759.

Achtundvierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die großen Lobsprüche, welche der „Nordische Aufseher“ in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn gelesen, ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem „Fremden“ (einem Werke des sel. Herrn Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werte aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der „Nordische Aufseher“ ein allgemeines Vorurteil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurteil auch so ganz ohne Grund sein? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriieren müssen; wenn —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten anstatt eines Urteils über eine schöne Schrift Satire über unsere Nation und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen?

Der „Nordische Aufseher“ hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freiheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vorteile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ste Jahr besteht aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.*) Wie viel Anteil er aber sonst daran habe; ob er der einzige oder der vornehmste Verfasser sei; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht.

*) Der „Nordische Aufseher“, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bei Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

1. „Fremden“, wieder abgedruckt im 5. Teil von Joh. Elias Schlegels (1718—1749) Werken. — 8. expatriieren müssen, mit Bezug auf diese Stelle heißt es in den Litteraturbriefen XVI, 159 (vom Jahre 1763): „Ob Herr Winkelmann gleich sein Vaterland verlassen und sich sozusagen ein neues erwählt hat, so ist dennoch Deutschland sehr begierig auf dasjenige, was aus seiner Feder fließet. Schriftsteller, die eine so gründliche Gelehrsamkeit, eine so tiefe Kenntnis der Altertümer und der schönen Künste mit einer so männlichen und körnigen Schreibart in unserer Muttersprache verbinden, hat Deutschland nur sehr wenige. — Und wenn ein solcher auch sich expatriieret, so soll ihn das Zujauchzen seines Vaterlandes dennoch öfters daran erinnern, daß er ein Deutscher ist.“

Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken erraten kann.

Doch die wahren Verfasser itzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der „Nordische Aufseher" vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sei, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironside; seine Mutter sei die Witwe eines deutschen Negozianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht dieser späten Liebe wegen dem mutwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genötiget, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweites Vaterland, welchem er ohnedem von seinen väterlichen Vorfahren her ebenso nahe als jenem angehöre, indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sei und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beigetragen habe. — Hierauf beschreibt er mit den eignen Worten seines Vaters die Pflichten eines moralischen Aufsehers und sagt: „Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: so habe ich mich entschlossen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Punkte verspricht er dabei seinen Fleiß besonders zu wenden, auf die Erziehung der Jugend nämlich und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That in Absicht auf beides in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der

4 f. Nestor Ironside (Eisenrippe, so hießen Cromwells „Heilige" nach der Schlacht von Marston-Moor, 1644) ist die Charaktermaske, unter welcher Richard Steele (1675—1729) vom März bis Oktober 1713 seinen Guardian (Vormund), den Nachfolger des berühmten Spectator (Zuschauer), herausgab. Vgl. Gottsched und die Schweizer (Nat.-Litt.) S. 48, Z. 9. — 8. Negozianten, Kaufmanns. — 21 ff. „Aufseher" I, 9.

Erziehung hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht*), welche mehr als ein Stück einnimmt, in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die ekeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E.**): Als ihn sein Vater mit den Lehren von der Notwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie bekannt machen wollen, so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, zu folgen gesucht und sei einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden sein werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet wird. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmelung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott, „zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können“. — Heißt das, den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlösers „erleichtern“? Es heißt, ihn aufheben; es heißt, einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt mit einem Worte sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses

*) Stück 46, 47, 48.
**) Stück 50.

8 f. von ... fortzugehen, S. 452. — 24 ff. Im „Aufseher“ steht statt „zur Belohnung u. s. w.“: „endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend und Zufriedenheit mit der Armut und dem Mangel seiner Eltern zurückgelegt hätte“. — 36. S. 459.

Geheimnis einzusehen, als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimnis ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der „Nordische Aufseher" zum Besten der unstudierten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ungefähr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er nach einer kurzen Beurteilung besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. E. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze: „Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre dieser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünschen, daß sie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Übersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt." — In dem dreizehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt: „Er ist ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben ist, sondern auch unter den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzet rc. Nach der Offenbarung," setzt er hinzu, „kenne ich fast kein Buch, welches ich mehr liebte, kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken." — Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind: des Bischofs Buttlers*) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts**) moralische Schriften; des Herrn Basedow***) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis

*) Stück 9 und 22.
**) Stück 21.
***) Stück 24, 29.

11. Henri François d'Aguesseau, ausgezeichneter Jurist und Kanzler von Frankreich, 1668—1751. — 17. Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) gab 1758 heraus: „Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Batteux mit Zusätzen vermehrt." — Johann Arnold Ebert (1723—179) übersetzte Glovers „Leonidas" (vgl. oben Brief 39, S. 240, Z. 4) und Youngs „Nachtgedanken". — 28. Joseph Butlers (1692—1752) obengenanntes Werk galt, wie Gosche bemerkt, seiner Zeit für die beste Religionsphilosophie. — 30. Praktische Philosophie für alle Stände, Leipzig 1758, 2 Bände, Joh. Bernh. Basedows (1724—1790), des philanthropischen Pädagogen, Hauptwerk.

von Mirabeau*) „Freund des Menschen“, und ein sehr wohlgeratenes Gedicht eines dänischen Dichters, des Herrn Tullin.**)

Dieses letzte Gedicht führt den Titel: Ein Maitag. Es ist, sagt der „Aufseher“, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verraten einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urteil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Übersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das übrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist, der du für jeden Sinn, damit man dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, du bist alles und alles in dir; überall sieht man deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser sein? O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen — —

„Er ist unter allen am meisten dir gleich; er erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist beinahe du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die, welche in dem Dunste und Staube verschloßner Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lauren.“ 2c. G.

V. Den 2. August 1759.

Neunundvierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren,

*) Stück 34, 36, 38, 40.
**) Stück 52.

1. „Freund des Menschen“, Paris 1755, 5 Bände, von Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau (1715—1789), dem Vater des berühmten Revolutionsmannes. — 2. Christian Brauman Tullin aus Christiania (1728—1765). Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften V, 198. XIII, 361. — 22. Zungen, im „Aufseher“ I, 488: Zeugen; aber im Original ebd. S. 487: Tunger.

gemacht habe, und wundern sich, wie der „Aufseher“ eine so heterogene Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß itzt ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne, und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen, o, so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der „Nordische Aufseher“ hat ein ganzes Stück*) dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind, und beweiset es durch — — durch weiter nichts als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal „denn“; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein „denn“ ist. „Denn,“ sagt er, „ein Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden, und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urteilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffner Mann gegen Gott zu sein. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Übereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, und wird eine solche Übereinstimmung für notwendig und schön erklärt, so kann sie nicht weniger notwendig und rühmlich gegen Gott sein, oder man müßte leugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde.“ — — Was kann deut-

*) Stück 11.

23. sagt er, S. 89.

licher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort: ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt; hier: ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich, und man muß sehr blödsinnig sein, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einen dieser Personen wahr sei, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der „Aufseher" diesen Fechterstreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Verteidiger lächerlich zu machen: aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können" 2c. Aber mit Erlaubnis! Diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; auch von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Verteidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt, ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urteilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein," sagt er, „wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten, so

15ff. „Polidor ... können", S. 90. — 35. sagt er, S. 94f.

könnte doch vernünftigerweise nicht vermutet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffner Mann sein würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?" — Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der „Aufseher" unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses beiseite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bei unsern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebensoviel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Teil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der „Aufseher" hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat und ent-

28. Intension, Stärke.

schlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen" ꝛc. Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre, so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit giebt als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuten Sie übrigens ja nicht, daß der „Nordische Aufseher" diese Behauptung, „wer kein Christ sei, könne auch kein ehrlicher Mann sein", mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bei. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der „Aufseher" dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten, und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabei ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein paar Worte sagen. Von demjenigen*) nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten über das erste Wesen zu denken die beste sei". Er nimmt deren drei an. „Die erste," sagt er, „ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht und ebenso unbewegt über ihn philosophieret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besonderen Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer

*) Stück 25.

38. S. 215 ff. Lessing hat den Text des „Aufsehers" stilisiert.

Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art, von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer Hut sein, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art," fährt er fort, „will ich die mittlere oder, um noch kürzer sein zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes ꝛc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?), so erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir drauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen."

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht erraten können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken notwendig die schlechteste Art zu denken sein muß. Als diese ist sie von gar keinem Werte, als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei der kalten Spekulation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung, eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie

die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Spekulation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verschiedenen Teilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu sein aufhören und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen bestrebe. Je mehr diese Teile alsdenn sind, je genauer sie harmonieren, je vollkommner der Gegenstand ist, desto größer wird auch mein Vergnügen darüber sein, und der vollkommenste Gegenstand wird notwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrtümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde". Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnötig sein würde.

Doch dieser Irrtum ist bei ihm nur der Übergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man imstande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen und sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter sein!" — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuten zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich

33. Er, Lessing hatte Klopstock als Verfasser dieses Artikels erkannt.

der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Pordage! —

Jene erste kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urteilet, daß er unter andern auch sagt: „Unterdes wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern;" jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott sein. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt. G.

VI. Den 9. August 1759.

Fünfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind," sagt der „Nordische Aufseher" an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: so wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterließen und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu sein scheinen könnte, so würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verraten. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bei den Arbeiten ihres Geistes

3. Über Böhme vgl. VI, 384, Z. 25 und 414, Z. 18. Bergmann, Hermäa S. 189 f. Steffens irrt sich also, wenigstens was Lessing betrifft, indem er („Was ich erlebte" X, 37) sagt: „Leibniz, wie später Lessing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuster Jakob Böhm gesprochen." — 4. Johann Pordage, „ein englischer Prediger und Liebhaber der mystischen Theologie von London. — — Er trieb auch die Arzneikunst und wird von einigen zum Haupte der Sekte, die neuen Böhmisten genannt, gemacht. Man hat von ihm 2 mystische Traktate, nämlich Theologiam mysticam und Sophiam, welche zuerst englisch, hernach, 1698 und 1699, nicht lange nach des Autoris zu London erfolgtem Tode in deutscher Sprache zu Amsterdam herausgekommen." (Jöcher.)

mehr die Bewunderung als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut sein werde."*)

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegenteil desselben ist wenigstens ein ebenso gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistenteils der Fehler guter und dieses der Fehler schlechter Skribenten ist. Der gute Skribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern, und alsdenn würde er freilich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freiere Absicht und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich sein. Der schlechte Skribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind, was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der „Nordische Aufseher" wenig bekümmert zu haben. Er moralisieret gradezu, und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung sein. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren

*) Zu Anfange des 20. Stücks.

zwei zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabei gehabt habe. Das eine*) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweite**) ist eine satirische Nachricht von einer Art neuer Amazonen, und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen „Nordischen Aufseher" gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, soviel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdes ist sie doch sehr furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach sichern Nachrichten auf nichts Geringers als auf die Errichtung eines Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen Absichten weniger durch offenbare Feindseligkeiten als durch die Künste einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt haben, sowohl über die itzige als über die künftige Männerwelt eine despotische Gewalt auszuüben, denn die Gewalt über die Herzen haben die Damen schon lange behauptet, so sollen ihre Anstalten besonders wider unsre jungen Herren gerichtet sein. Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verstand allezeit über einen schwächern herrsche. In dieser Überzeugung suchen sie es bei ihnen so weit zu bringen, daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele mit Kleinigkeiten beschäftigen und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geschäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nötig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unterredungen überlästig würde; als wenn sie sich wirklich mit leeren Komplimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen ließen; als wenn sie vor dem bloßen Namen eines Buches erschräken und durch nichts als Spielwerke glücklich wären. Allein das ist lauter Politik und List, und so scharfsichtige Augen als die meinigen lassen sich von dieser Verstellung nicht hintergehen. Ich bedaure nur unsre jungen Herren, welche die Netze gar nicht

*) Stück 43.
**) Stück 54.

zu sehen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie dieselben zum Geschmacke am Putze, zur Veränderung der Moden und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseligen Anschläge auf den Umsturz der itzigen Einrichtung der Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jungen Herren! Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig; sie putzen sich und sind länger vor ihrem Nachttische als die meisten Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisierten, wohlgepuderten Kopf; sie sind so weichlich; sie können so wenig Witterung und Kälte vertragen; sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Gesicht verändern wollte, so könnte man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anspruch; in guten Büchern zu lesen, würde eine Galeerenarbeit für sie sein; und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. So weit haben es schon unsere Amazonen gebracht. Wie weit dieses noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, wenn sie nicht bald auf ihre Verteidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich der Überlegung und Beurteilung aller nachdenkenden Leser überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unternehmungen bloß auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von ihnen, die verheiratet sind, soll es schon gelungen sein, den Despotismus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren Häusern einzuführen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirtschaftliche Verrichtungen über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Geschäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demütige Mann hält es für seine Schuldigkeit und Ehre, den Einkauf dessen, was in der Küche nötig ist, und die Anordnung

22. Vgl. III, 2, S. 241, Z. 6. „Knötchen machen oder knüpfen eine Kunst der Frauen, aus langen gedoppelten weißen Zwirnfäden durch Zusammenschlingung vermöge eines dazu verfertigten Schiffleins ein Knötchen dicht an das andere zu hängen und anzuschlingen, woraus dann Franzen, Trotteln, Quasten an die Fenstervorhänge verfertiget werden.“ (Amaranthes, Frauenzimmerlexikon S. 1067 in Grimms Wörterbuch.)

der Mahlzeiten nach dem Geschmacke seiner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit einigen soll es auch so weit schon gekommen sein, daß sie bei der Zubereitung der Speisen gegenwärtig sind und einen Pudding oder Roastbeef so gut zu machen wissen als die ausgelernteste Köchin. Man darf, um davon versichert zu werden, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsamkeit auch in Gesellschaften hören lassen rc.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Projekt eines Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List, sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Unerschrockenheit der Männer nötig haben möchten, so haben sie auch schon deswegen die nötigen Maßregeln genommen. Eben hieraus soll die so weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entspringen, denen andre bloß aus Unwissenheit, und um modisch zu sein, nachfolgen. Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an die Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit genötigt sein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröten, andere den jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der Komödie über die Zweideutigkeiten, bei deren Anhörung man sonst, wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu verbergen pflegte, so laut und dreist lachen als die kühnste und unverschämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in den Beteuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.“

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem „Nordischen Aufseher“ ganz eigen ist; genug, er ist schön und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann, das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den

Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner itzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Itzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der „Nordische Aufseher" oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdrießen lassen. Der „Aufseher" will in dem zweiten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vorteile eingeschränkt bleibt und unfähig zur Empfindung andrer Glückseligkeiten ist, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaften oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kömmt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat." — Das Gleichnis ist gut, aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt! — „Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht dieselbe so zu sagen nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannigfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel weniger Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend große und herrliche Gegenstände auf einmal

1. Mitarbeitern, der Herausgeber Joh. Andreas Cramer selbst. Vgl. unten Brief 105, und über ihn oben S. 179, Z. 2.

und ohne Verwirrung übersehen und mit Einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weitgestreckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannigfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist vor ihm wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren sich in seinen Augen in Hügel, stolze Paläste bei einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten und vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Teil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von Bewegung und Leben, zu sein scheinet! Wie unvollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Größe, Ordnung und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit und Kunst bei ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen sein, und wie unglücklich ist er nicht, wenn er nicht mehr erraten als sehen und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrate auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwenderisch sein mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Überflusse neue Reizungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken." —

Noch nicht aus? — Ja, nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis! Der „Aufseher" fährt fort: „Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen" ꝛc. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Skribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichnis die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?

G.

VII. Den 16. August 1759.

Einundfünfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der „Nordische Aufseher“ nur selten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben (die eine auf die Geburt,*) die andere auf das Leiden des Erlösers**) und die dritte auf den Geburtstag des Königs***)), von diesen verlangen Sie mein Urteil nicht, das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versifikateur, dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden, und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied†) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes oder vielmehr des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Objekt. Sie

*) Stück 59.
**) Stück 15.
***) Stück 18.
†) Stück 16.

16. versteckte Plan, vgl. Litteraturbriefe IV, 217 (Nicolai): „Dem zweiten (Gedicht), das ‘Der Abend’ betitelt ist, fehlet es zwar nicht an Imagination, die von einem Gegenstand auf den andern schweift, aber nicht mit der schönen Unordnung, die einen geheimen Plan verrät, den sie doch nicht gänzlich entdecket.“ XVII, 149 (derselbe): „Allein die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt sein, aber niemals vernachlässiget werden darf.“ — 26. Klopstocks Lieder, und doch ist es von Cramer, wie das im dritten Bande des „Nordischen Aufsehers“ enthaltene Inhaltsverzeichnis angiebt (Gedichte, Leipzig 1782, II, 33, Nr. 100).

scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Silbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

„Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest,
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war,
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund
Die Wahrheit sein wird,
Solange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest und sprachst
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele,
Allein das Fleisch ist schwach!
„Dieser Endlichkeit Los,
Diese Schwere der Erde
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
„Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh'!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir erhebe!
„Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!"

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Überzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir während

3. eine Stelle daraus, Stück 44. [Klopstock (Nat.-Litt.) IV, 98 ff.]

dem Lesen seine Begeisterung mit ihm zu teilen geschienen habe muß uns denn alles etwas zu denken geben?

„Ich hebe mein Aug' auf und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu sein!
„Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
„Mit heiligem Schauer
Fühl' ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Es hieß sie wehen und rauschen
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!
„Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige sein!
„Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er sein, der Ewige!
„Die Höhen werden sich bücken
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
„Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tötenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!"

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als

eine künstliche Prosa, in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht ratsam sein, zur musikalischen Komposition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Silbenmaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosodische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird oder wohl gar durch die Kollision leidet und Wohlklang zu sein aufhöret, wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Silbenmaße schriebe und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja, ich wollte noch weiter gehen und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen, besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Skribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prose zu statten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vorteile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abteilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Deklamation richtete und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Atem zusammen aussprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stück des „Nordischen Aufsehers", welches in die Kritik einschlägt, ist das sechsundzwanzigste und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie

11. prosodische Wohlklang, in allen Ausgaben steht „der prosaische Wohlklang", was natürlich keinen Sinn giebt. Die Verbesserung stammt von Redlich und Gosche hat sie adoptiert.

vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. Unterdes würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr, und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen." — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind. „Es ist," sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: Ein gottesvergessner Mensch. Warum sollten wir also den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange die Erlaubnis dazu gegeben haben?" — Das zweite Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter, und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter," fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von denen anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derselben der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort sein sollte. Und nichts tötet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in

Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegenteil sein. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sind's unter andern, wenn sie zu viel Silben haben. Ein 'dem ungeachtet' könnte die schönste Stelle verderben. Sie sind's ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das 'doch', mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjektion nicht, wo sie stehen sollte. Das 'ach' fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Partizipium gewesen sein würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu konzentrieren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studieren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. E. leidet alsdenn einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit und besonders im Affekte zuerst beifallen. Sie verraten die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatores und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er besonders die erhabensten Gedanken in die gemeinsten Worte kleidet und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen. E.

---

17. Verfasser, Klopstock.

VIII. Den 23. August 1759.

Zweiundfünfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug, aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammlen, kurz, gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen.

Unterdessen ist es im ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht sein; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascau zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurteilen wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermutungen für Wahrheiten zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus

23. Heinrich Graf von Bünau (1697—1762) schrieb in vier Quartbänden eine „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie", Leipzig 1728—43. — Johann Jacob Mascov (1698—1765), „Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie", Leipzig 1726.

seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht, und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern, besonders derjenigen von ihnen, die sich vermöge ihres Amtes einer so undankbaren Arbeit unterziehen und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Überzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden sein? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen müssen. Jetzt hat er uns eine portugiesische Geschichte geliefert.*)

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtnis nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur

*) George Christian Gebauers Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drei Alphabet.

15. Thuani, Jacques Auguste de Thou (1553—1617) schrieb in 138 Büchern die Geschichte seiner Zeit vom Tode Franz' I. bis zum Ende der Regierung Heinrichs IV. — 22 ff. Es ... müssen. George Christian Gebauer (1690—1773), Prof. der Rechte zu Göttingen, 1744 „Leben und denkwürdige Thaten Herrn Richards, erwählten Römischen Kaisers, Grafens von Cornwall und Poitou". Sein „Grundriß" war Leipzig 1733 erschienen. — 31 ff. Litteraturbriefe XVI, 31 wird eine Recension desselben Werks im Journal étranger, August 1760, erwähnt; „diese Recension hat mit dem 52. Briefe über die n. L. viel Ähnliches".

so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen „Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten“ entstanden und in zwei Teile abgesondert ist, deren fünf Abteilungen folgende Aufschrift haben. I. Abt. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abt. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des echten königlichen Stammes. III. Abt. Von dem Ausgange des echten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abt. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abt. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis itzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage und von der sorgfältigen Art, in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urteilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen, sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen 2c. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die portugiesische Historie kamen, bei der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marokko, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komete zu widerraten schiene, am Johannistage 1578 unter Segel, setzte das Heer bei Arzilla ans Land und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-

5 f. Einrichtung, im Original: Errichtung.

Sebastiane aufstunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drei waren offenbare Betrieger und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen,“ sagt unser Skribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen.“ —

„Er kam,“ fähret Herr Gebauer fort,*) „zu Venedig Anno 1598 zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei etlichen vornehmen Personen Glauben fand, zumal da einige Portugiesen, die den König Sebastian wohl gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er in dem Gesichte, in der Größe, in der Rede demselben vollkommen gleiche, ward ihm dergestalt unter die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß aufzuführen anfing und kein Bedenken hatte, sich vor den öffentlich auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische Gesandte zu Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bei dem Rate zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen und über seine Umstände, und wer er sei, befragt wurde. Da erzählte er umständlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bei Alcassar in Afrika nicht sei erschlagen worden, sondern, obwohl hart verwundet, der Gefangenschaft wunderbarerweise entgangen sei. In Algarbien, wohin er auf einem leichten Schifflein mit Christoval von Tavora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und weil er des Anblicks der Menschen nach einem so großen Unglücke sich gescheuet und geschämet, habe er sich vorgenommen, Abessinien und andere weit entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser seiner Fahrt sei er nach Persien gekommen, habe mancherlei Schlachten beigewohnet und viele Wunden empfangen; endlich sei er des Herumziehens müde worden und habe sich mit einem frommen Alten in Georgien in ein einsames Kloster begeben und daselbst ein Kläusnerleben geführet, bis ihm endlich gefallen, seine Unterthanen wieder zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in Sizilien gelandet und von da Marcum Tullium Cotizo von Cosenza nach Portugal abgefertiget, und als der nicht wiederkommen, habe er sich selbst auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zuvörderst zu Rom dem Papste zu den Füßen zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit

*) Seite 19 des zweiten Teils.

3 f. sagt unser Skribent, II, 14.

seiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegens beraubt, so daß er sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor denjenigen erkannt, der er wirklich sei. Das war nun geschwinde gesagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge von ihm nicht fordern konnte. Er sagte mit großer Freimütigkeit, daß er zu dem Rate zu Venedig sich des Besten versehe, der sich wohl erinnern würde, was er vor Briefe bei dem letzten Türkenkriege an sie geschrieben, und wie geneigt er sich wegen der Hülfe gegen sie erboten habe. Wer ihn, den König, je gesehen habe, müßte ihn kennen. Zu dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem Könige, in dem Gesichte sowohl, als an seinem ganzen Leibe an der linken Seite etwas kürzer war als an der rechten; an seiner rechten Augenbraune war eine Narbe zu sehen von einer Wunde, wie bei König Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Male, die man bei dem Könige wahrgenommen hatte, fanden sich bei diesem Sebastian auch. Er ward drei ganzer Jahre lang in der Haft behalten, und inmittelst bewegten die geflüchteten Portugiesen Himmel und Erde, daß ihr König ihnen möchte freigegeben werden. Selbst König Heinrich IV. in Frankreich ließ durch seinen Gesandten, den Herrn Du Fresne, den Rat zu Venedig bitten, sie möchten in der Sache sprechen und die Portugiesen nicht im Irrtume lassen. Das Erkenntnis bestund nun darin, daß dieser Mann binnen acht Tagen das venetianische Gebiete räumen sollte, bei ewiger Galeerenstrafe. Nun überlegten die Portugiesen fleißig, was vor einen Weg ihr König erwählen sollte, um sicher in sein Königreich zu gelangen, ob er durch Graubündten und die Schweiz oder durch das Florentinische seinen Weg nehmen sollte. Zu seinem großen Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Dominikanermünch das florentinische Gebiete betreten, als er daselbst erwischt und von dem Großherzoge Ferdinand I. an die Spanier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Untersuchungen von neuem an, zu großer Verwunderung derer, die ihn des Betruges überführen wollten. Als ihn der spanische Unterkönig, Don Ferdinand Ruiz von Castro, Graf von Lemos, vor sich kommen ließ, trat er ihm mit großer Zuversicht unter die Augen, und weil er sahe, daß der Graf unbedeckt war,

11 ff. daß er ... als an der rechten, vgl. Demetrius bei Schiller (Nat.-Litt.) VIII, 293.

sprach er zu ihm: 'Decket Euch, Graf von Lemos!' Als dieser erwiderte, wer ihm die Macht gegeben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden, soll er versetzt haben, diese Macht sei mit ihm geboren; wie er sich denn selbst so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? Er müsse sich doch erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweimal an ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite habe, ihm damals von ihm sei geschenkt worden. Andere sagen, er habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies nun an sich seine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund seiner Degen und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer bringen lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke gleich erkannt und unter den andern herausgenommen, sondern auch an dem Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen Orte eröffnen und den darunter verborgenen Namen Sebastian entdecken könne, welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemahlin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß man den Sebastian als einen Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herumführte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er sich der spanischen Küste näherte, ward alles in Portugal rege, so daß man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, um seiner Person mehr versichert zu sein, an welchem Orte er geblieben und gestorben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt worden."

Dieses ist die Geschichte! Dabei aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. „Es kömmt hierbei," sagt er, „auf zwei Fragen an: ob der Tod des Königs Sebastians dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bei Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweite zugleich entschieden. Aber leider kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den

Kopf bekommen und von seinem Pferde herabsinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche den Tag nach der Schlacht aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kennbar sein können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher als dieser Beifall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen oder auch unter den übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen sein, allemal zuträglicher sei, daß man auf mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt oder sonst weiter nachgespüret werde." — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Walstatt aufgehobene Körper sei nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweizers. Die Märchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermutung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sei, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30. August 1759.

Beschluß des zweiundfünfzigsten Briefes.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine, und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci oder der Zehnherren zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Femgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn drei ganze Jahre sitzen, kann in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln

7. Gebauer, II, 26. — 12. oder auch, bei G. folgt: „wie der Prior von Crato, Antonius". — 18. Juan de Ferreras (1652—1735) Historia de España, Madrid 1700 bis 1727. Vgl. Schiller (Nat.-Litt.) IV, 354. — 29. Dieci, ebd. S. 30. — 31f. correre ... colpa, zur Strafe eilen, ehe man die Schuld prüft. Ebd. S. 31.

lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urteilsspruch nicht länger verweigern kann, was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los sein und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht," sagt unser Historikus, „eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenze bringen und von da in die weite Welt laufen läßt." — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Kardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen als mit den drei vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte, so interessant sie auch bei ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte und nicht überall den docierenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den belesensten, als den sorgfältigsten und unparteiischten Mann zeiget.

„Als den unparteiischten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer portugiesischen Geschichte parteiisch zu sein?" — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der parteiisch sein kann, auch in gleichgültigen Dingen verrät. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urteilet da allezeit selbst, wo er bloß seine Leser sollte urteilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deut-

7 f. sagt unser Historikus, Gebauer II, 31. — 15. Arnold Ossat, geb. 1536, Bischof zu Bayeux, starb 1604. — 17 ff. Nun . . . ließ? Gebauer II, 33.

scher aus diesem oder jenem Vorurteile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke sein, zur Parteilichkeit gereizt werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabei geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürenbergischen Geschlechter behaupten wollen; daß nämlich er der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sei. Sie stützen sich dabei vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe, und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten,*) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayr beitritt und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein

*) „Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecti fretum esse negabant et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat, quia, ut fertur, in charta marina adnotatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adservabat.“ *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.* [S. 66.]

7. Nürenbergischen Geschlechter, Patrizier. Vgl. Gebauer II, 123. 135. Die Fabel, daß Martin Beheim die neue Welt entdeckt, gegen welche 1761 der Göttinger Universitätssekretär Eobald Toze und 1778 Christoph Gottlieb von Murr in besondern Schriften aufgetreten sind, war vornehmlich von Nürnberger Gelehrten gepflegt worden. Der erste Verbreiter derselben war der Polyhistor Joh. Christoph Wagenseil (1633—1705) in seinen Sacra parentalia B. Georgio Frid. Behaimo dicata, Altorf 1682, und ausführlicher in seiner Synopsis historiae universalis (Pera librorum juvenilium, P. III), Nürnberg 1695. Ihm folgten der Nürnberger Theologe und Geograph, Bibliothekar Joh. Wülfer (1651—1724) mit seiner Disquisitio de majoribus Oceani insulis, Nürnberg 1691, dann Joh. Friedr. Stüven mit seiner Dissertatio historico-critica de vero novi orbis inventore, Frankfurt a. M. 1714, und endlich der Nürnberger Mathematiker Johann Gabriel Doppelmayr (1671—1750) mit seiner „Historischen Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“, Nürnberg 1730, s. v. Martin Beheim. Neuerdings hat Ghillany in zwei Schriften, „Der Erdglobus des Martin Beheim vom Jahre 1492 und der des Johann Schöner vom Jahre 1520“, Nürnberg 1842, und „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Beheim nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet“, Nürnberg 1853, alles Material zusammengestellt. (Redlich.) Vgl. Allgemeine Geschichte der Reisen XIII, S. V. — 10. Vgl. Gebauer II, 124. Giambattista Riccioli (1598 bis 1671), Jesuit, Anti-Kopernikaner, als Chronolog berühmt, gab seine Geographia et Hydrographia reformata zu Bologna 1661 heraus. — Der Mailänder Girolamo Benzoni hatte seine Istoria del mondo nuovo zuerst Venedig 1565 veröffentlicht. Sie ward ins Lateinische übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Urbain Chauveton und in dieser Form von Theodor de Bry (1528—1598) in sein großes Sammelwerk über die Geschichte der neuen Welt aufgenommen. Es ist Lessing entgangen, daß die Bemerkung über die Magellanstraße gar nicht von Benzoni, sondern von seinem Übersetzer herrührt, der sie vielleicht von Guillaume Postel (1510—1581) entlehnt hat. Dieser spricht schon 1561 in seiner Cosmographica disciplina von dem „Fretum Martini Bohemi, a Magaglianesio Lusitano alias nuncupatum“. (Derselbe.) — 16 f. beitritt, das scheint doch nach Gebauer II, 125 nicht auf Stüven und Doppelmayr zu passen. — Progrès des Allemands dans les sciences,

die Druckerei und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historikus hiervon sagt:*) „Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,**) dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu sein. Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über die Äquinoktiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen, mag daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppelmayr angezogen, sprechen davon nichts, und die größte Schwierigkeit finde ich in der Anno 1492 von Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayr hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern Christophoro Columbo und Ferdinando Magellano ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können." — — Und an einem andern Orte***) fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, Vesputius aber das eigentliche Amerika entdeckt oder doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen Teil, nachdem Martin Beheims Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre denn, daß wir dieses vor unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Teil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo

*) Erster Band, S. 124, in der Anmerkung.

**) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: „Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo* aut, ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem" etc. *Geographiae et Hydrographiae Reform. Lib. III. cap. 22, p. 93.*

***) Erster Band, S. 139.

les belles-lettres et les arts, particulièrement dans la poésie et l'éloquence, Amsterdam 1752 [3. Aufl. Leyden 1768 S. 47—50]. Der Verfasser ist Jakob Friedr. von Bielfeld, starb 1770. [Vgl. den Anhang zur „Dramaturgie".]

7. Hartmann Schedels, eines Nürnberger Arztes, Chronik, 1493, S. 290. — 17. Erdkugel, Tab. I. (Gebauer.)

oder Americus ist nichts anders als der gute deutsche Name Emrich, und Amerika folglich so viel als Emrichsland."

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibet. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des itzt regierenden Königs von Portugal, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt: „König Johann der Vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich für euch; allein ich, der ich Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht für euch und werde euch nicht lieben, als insoferne euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet." — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich hiebei gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edikts von Nantes gehandelt und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sünden zu tilgen sei, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sei so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich herausgelassen habe, er wolle zufrieden sein, daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerei dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich, der bei der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause das Königreich hat verlassen und sich nach England begeben dürfen. Histoire de l'Edit de Nantes, par Benoit, T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem irländischen und spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan,

13. de jure et heredad, von Rechts und Erbschafts wegen.

zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem König Ludwig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edikt gegeben, Ludwig XIII. solches erhalten, er selber es bestätiget habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des königlichen Rats gebrochen werde, worauf der König soll geantwortet haben: 'Mon grand Père vous aimoit, mon Père vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime.' Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobei unten die geschriebenen Mémoires des Bischofs von Agen angezogen werden und der lateinische Vers beigefügt wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

Es wäre doch was Sonderliches, wenn zween so große Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludwig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edikts von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Portugal noch nicht geboren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben, was König Ludwig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bei reiferer Überlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Großen als auf König Ludwig und seine Hugonotten schicke. Es braucht also dies einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den französischen Skribenten nicht ungewöhnlich ist, bei einem artigen Einfall über die historische Wahrheit wegzuschreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den lateinischen Vers nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweistümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind." 2c.

Ich bin imstande, einen Teil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historikus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beide aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nämlich, was ich von Heinrich dem Vierten zufälligerweise gefunden habe: „Quelques-uns se plaignoient, que le Roy ne tiendroit point ce qu'il avoit promis

12. at, ? ast. — 30 Mémoires de Maintenon, II, 70 und III, 166. (Gebauer.)

aux Huguenots, sçavoir, ne feroit point publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son prédécesseur leur avoit toujours tenu parole; il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas, mais moi je vous aime et ne vous crains pas.*" Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zincgref dem zweiten Teile seiner denkwürdigen Reden beigefügt und übersetzt hat. Was erhellet aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht, ich aber liebe euch und fürchte euch nicht; und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keines von beiden zu thun, und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, sich sowohl für alles als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugonotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bei weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielet hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrichs nicht sollte gelesen haben?

X. Den 7. September 1759.

Dreiundfünfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichnis der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei seinem Werke gebraucht oder angezogen hat, und vermißte von ohngefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugal auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig und regierte zu kurze Zeit, als

7. Julius Wilhelm Zincgref, „Teutscher Nation Denckwürdiger Reden, Apophthegmata genandt, Ander Theil", Leipzig 1693, S. 93, in der von Lessing benutzten Ausgabe S. 115.

daß er das Königreich bei seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der Vornehmsten und, wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugal gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen durchlauchtigen Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unparteiischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Saintonge beschrieben, und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdamer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermute ich, nicht viel älter sein. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht gleich auf dem Titel derselben einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nämlich, sich der Memoires des Gomez Vasconcellos de Figueiredo bedienet zu haben.*) Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreusten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: „Aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte.“ Ich selbst würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand; eben der Gomez Vasconcellos de Figueiredo, auf welchen sich die Frau von Saintonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater ge-

*) Histoire de Dom Antoine, Roy de Portugal, tirée des Mémoires de Dom Gomez Vasconcellos de Figueiredo, par Mad. de *Saintonge.* In Duodez.

14. Louise Geneviève Gillot, Madame de Saintonge (1650—1718), „Poésies“, Dijon 1714. — 27. Gebauer, II, 4 f.

erbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mitteilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historikus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bei unserm Gebauer berichtigen oder in ein größers Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Fr. von Saintonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bei ihr außer Zweifel. Ihr zufolge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sei.*) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst bis zu seiner Zurückkunft aus Afrika bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.**) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr sein. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahr von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Kardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Parteilichkeit noch mehr. Der Kardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: „il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin.“ Warum läßt sie uns außer dem Alter und der Krankheit noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: „Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empêcher de languir.“***) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern

*) S. 18.
**) S. 26.
***) S. 31, 32.

10 f. Herzog Ludewig von Beja, vgl. Gebauer I, 217. — 36. Vgl. ebd. S. 220. 222 f. — 37. Vgl. jedoch ebd. S. 225.

genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Saintonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bei folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Terceira, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sei nicht erschlagen, sondern entkommen und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des König Heinrichs Tod und seine Erhebung denen auf Terceira wissen ließ, waren sie dessen wohl zufrieden, und ob sie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bei Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angebornen König beständig, zumal da Cyprian von Figueiredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bei diesen Gedanken erhielt und Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war."*) — Herr Gebauer ist hier wider seine Gewohnheit sehr zonkis und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueiredo gefolgt sein, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach richtiger wissen müssen als alle andere Skribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueiredo und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,**) Gouverneur auf Terceira und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboli, Ruy Gomez, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugal hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueiredo durch seinen stand-

*) S. 4, 5 des zweiten Bandes.
**) S. 60 und 3.

haften Mut fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Saintonge ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Valde war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugal zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe, und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter Versuch auf Terceira unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Saintonge aber erzählet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueiredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er eher an eine vorteilhafte Kapitulation als an die Verteidigung würde gedacht haben. Seinen Mut aber habe nichts erschüttern können, und er sei auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nämlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen und sie an dem Tage der Schlacht mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen sein würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sei erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwei entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwei hätten losen müssen, und der, den das glückliche Los getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugal überbringen müssen.*)

So glücklich nun aber Figueiredo in Terceira war, so hielt es doch Antonio für noch vorteilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach

*) S. 75, 76.

20 ff. Dieser Schlachtbericht erinnert freilich an die bekannte List des Hannibal und an die Erzählung aus der Schlacht von Döffingen, die uns aus Uhlands Ballade bekannt ist.

Frankreich überkommen und vertraute Terceira dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Saintonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen sein, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugal verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Saintonge zufolge aber hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem „Leben der Königin Elisabeth", wie auch aus ihm Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweiten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien während den Unruhen der Ligue in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen sein, und die Frau von Saintonge erzählet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth," sagt sie, „lud ihn auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es also und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen und schickte sie ihm bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin des Landes allen möglichen Beistand zu versprechen habe. In allen Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger als für einen seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen." — Dieser sein zweiter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nun=

15 f. „Leben der Königin Elisabeth", Frankfurt a. M. 1616, S. 338. Gebauer I, 235 f. — 16. Rapin, übersetzt von Pauli V, 279. — Paul de Rapin=Thoyras' (1661 bis 1725) Histoire d'Angleterre erschien in 13 Quartbänden im Haag 1727—36 und ist die Quelle zu Schillers „Maria Stuart".

mehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beistand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht so befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle, versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen sein werde. Er ging also nach Calais über und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen, ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bei seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig sein wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Atem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio dem König sehr an, ihm mit einer Summe von 26 000 Thalern beizuspringen; weil aber Heinrich sein bares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wiederzugeben. Clermont d'Amboise war bereits ernennt, die Truppen zu kommandieren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bei dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob er auch eitel genung war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besonderste, was ich sonst bei der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weit=

läuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheiratet, kann keine andere sein als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zufolge der Histoire Généalogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobei es mich aber wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg une Dame Italienne nennet und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludewig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vizekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater, dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Kapuziner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe. G.

Vierter Teil.

III. Den 18. Oktober 1759.

Dreiundsechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors erste sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray"! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden, in der Schweiz nämlich, und wie man sagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie," sagt er, „ist dem edeln Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunötigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes

3 f. Histoire ... France, I, 611 f. (Gebauer II, 14.) — 10 f. Don Emanuel, Gebauer ebd. — 21. aufgeführet worden, Donnerstag, den 20. Juli 1758 in Winterthur von der Ackermannschen Gesellschaft.

Mädchen, die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorzisieren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischof Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,*) *μήτε τι φαῦλον ἀρετῇ προσεῖναι, μήτε κακίᾳ χρηστόν*; er wird finden, daß *ἐν τοῖς πράγμασι καὶ τῷ βίῳ τῶν πολλῶν* der Ausspruch seines Euripides wahr sei:

Οὐκ ἂν γένοιτο χωρὶς ἐσθλὰ καὶ κακά,
Ἀλλ' ἐστί τις σύγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studieret haben, alsdenn geben Sie acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauer=

*) Plutarch.

24. *μήτε ... χρηστόν*, daß weder der Tugend etwas Schlimmes, noch dem Laster etwas Gutes beigesellt sei. — 25. *ἐν ... πολλῶν*, in den Handlungen und dem Leben der meisten. — 26. seines Euripides sagt Lessing, weil Wieland in der Vorrede zur „Johanna Gray" erzählt, er habe sich die Simplizität des Euripides zum Muster vorgestellt. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften IV, 787. — 27 f. Edles und Schlimmes nicht von einander getrennt sind, sondern eine gewisse Vermischung stattfindet. — Dieser Vers gehört zu einem Fragment von Euripides' Äolus. — 33. De audiendis poëtis c. 7 (Moralia II, p. 25 C). Über die Plutarchische Stelle und die vollkommen tugendhaften Charaktere handelt Mendelssohn in Br. 66 und 145.

spiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner „Johanna Gray“ einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der „Bibliothek“ es bereits gethan haben,*) und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden sein muß. Ich unterschreibe ihren Tadel, noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Silbenmaßes, des Stils, des Vortrags erteilet haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges Mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisieren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte, und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand griechisch und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vorteil ziehet.

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes zweites Stück, S. 785.

16. Tour für „Tower“, wie wir jetzt gewöhnlich, und auch die Hempelsche Ausgabe, schreiben, steht auch bei Rapin, übersetzt von Pauli V, 124. — 37. S. 785—802, unterz. S. also von Mendelssohn.

— — „Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!“

läßt er das Mädchen ausrufen, und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponieren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citiere! Man höre nur:

— „Was gut, was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richards Löwenmut,
Der kluge Geist des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules verschmäht' er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!“

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sei bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptiert diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimet sich zu dem edeln Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Böſewicht gestorben sei und noch auf dem

5. exponieren, vgl. Schiller (Nat.-Litt.) III, 20, Z. 11. Bürger S. 287, Z. 2. Jean Paul (Nat.-Litt.) II, 61. W. v. Hoven erzählt in seiner Autobiographie S. 17 von der lateinischen Schule zu Ludwigsburg: „So ging es in der zweiten (Klasse) an das Exponieren der in den eingeführten Schulbüchern enthaltenen Aufsätze.“ Rowes Lady Jane Gray in Inchbalds Sammlung XIV, 46.

Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Anteil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der „Bibliothek“ mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnurstracks zuwiderläuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der „Parisischen Bluthochzeit“ stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bei den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück sein, und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nämlich: ich finde, daß die deutsche „Johanna Gray“ in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern, sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphierte über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Kalumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphiert. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern

5. „Bibliothek“ IV, 801: „Wir interessierten uns anfangs für die leidende Tugend der Johanna; aber wir erfahren itzt, daß sie sich über die Ihrigen mehr zu beklagen hat als über ihre Feinde. Sie ist mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld.“ — 12. „Die Parisische Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra“, Trauerspiel von Gottsched (Schaubühne VI, Nr. 32). — 24. Highwaymen, Wegelagerer. — 27 ff. J. Lawder hatte in seinem Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his Paradise lost, London 1750, sogar zwei Deutsche angeführt, den Jesuiten Jakob Masenius und den bekannten Humanisten und Humoristen Friedrich Taubmann, und Gottsched hatte dies, um einen Schlag auf die Verehrer von Klopstocks „Messias“ auszuführen, im „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit“, 1752, triumphierend verkündet. Aber noch in demselben Jahre wurde Milton von Douglas und ein Jahr darauf von Fr. Nicolai siegreich verteidigt. Vgl. Litteraturbriefe X, 311 (Nicolai): „Wenn selbst ein Lawder rot wird und seiner niederträchtigen Erdichtung wegen vor seiner ganzen Nation Abbitte thut: so kann er (Gottsched), mehr als Lawder, noch fortfahren, den unsterblichen Milton einen gelehrten Dieb zu nennen.“

Beispiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdes mein englischer Plagiarius nicht sein; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— — — „Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — — Was müßte meine Mutter sein,
Eh mir der Thron gebührte?"

und ihre Mutter antwortet:

— — — „Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu sein!"

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere I can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

IV. Den 25. Oktober 1759.

Beschluß des dreiundsechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann sein, der etwas ebenso Schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wielanden in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke fast erreicht hat.

16 f. daß ... ausgezogen haben, Bibliothek IV, 789. — 18. fein, so lesen die Originalausgaben. Redlich will Lachmanns Konjektur „sein eigen" vorziehen. Vgl. oben S. 260, Z. 19: „Er spricht fein lächerlich!", wo v. Maltzahn (und also wohl auch Lachmann) schreiben: sein lächerlich! — 31 f. daß er ... erreicht hat, vgl. Bibliothek IV, 789.

Wieland.

— — — — — — — „Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben!" —

Der Engländer.

— — — — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!
Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

„Heil dir, Prinzessin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Überfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!"

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;

Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Year shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall by exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

„Verwünscht sei mein fataler Rat! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war! — Ach, meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.“

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vierundsechzigster Brief.

So? Vermuten Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lawder, die englischen Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein, mein Engländer existieret und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz beiseite! Es sei fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat! Mich befremdet weiter nichts dabei als das tote Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloß einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken, und ich

27. Nicholas Rowe (1673—1718) Herausgeber Shakespeares, Verfasser verschiedener moralisierender Tragödien; seine „Tragedy of the lady Jane Gray“ erschien 1715. Vgl. über ihn V, 365.

kann ohne die geringste Übertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen „Johanna Gray“ mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nötig, und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beschleinigen, so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verrät in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna noch vor Edwards Absterben mit seinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembroke kömmt dazu, ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Pembroke stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohn ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sei, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab und sagt, daß er des Pembrokes im geheimen Rate erwarte. Pembroke bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sei. Er hält den Vater für ebenso aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er ihrer Rivalität ungeachtet eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf ebendenselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembroke kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rat gerufen und bedingt sich von seinem Freunde nur

13. beschleinigen, zu der Schreibung vgl. Marigny, Geschichte der Araber (übersetzt von Lessing I, 254). Auch V, 56, Z. 13 wäre „schleinig“ zu schreiben gewesen.

noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte soweit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrokes aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschließen für gut befunden, als eine Person ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembroke kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland die folgende:

„O Gott, — — — — — —
— — — — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben
Und deinen Willen thun! — O, meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu sein! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh'!" 2c. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken, sie ist ganz sein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein sterbender

11ff. den Grafen ... ward. Rapin, übersetzt von Pauli V, 123. Camden, Annales Elisabethae S. 196.

König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

— — — — — — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß wegen ihrer schleinigen Verbindung beibringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembroke sieht ihn verwirrt und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählich darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembroke gerät in Wut, beschuldiget ihn eines verräterischen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembroke. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembroke dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rat sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland nebst anderen Herren des geheimen Rats, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pem-

11. schleinigen, zu der Schreibung vgl. oben S. 334, Anm. zu Z. 13.

broke und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembroke soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembroke ist über dieses Verfahren betroffen und will der Großmut seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise als durch die anscheinende Gefangennehmung zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembroke auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bei der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembroke fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rat verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert, Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache und nehmen alle drei im Namen der Königin Maria gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nötigen Befehle erteilet. Zu ihm kömmt Pembroke. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne; er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden, und Pembroke begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford

20 ff. Diese Scene ... haben sollte. Vgl. oben S. 328 f.

tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Premboke kömmt und ihnen seine fröhliche Botschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheinet und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beide zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es als eine wahre Heldin; Gardiner triumphieret; Pembroke verwünscht den Geist der Verfolgung — und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrokes herausgerissen und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

„Und selbst — o Scheusal! — deine Räte selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräter,
Verdammte Heuchler! — Pembroke, ach! mein Freund,
Mein Pembroke selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab."

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembroke hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt. Aber nun werden Sie dieses Rätsel auflösen können. Es ist eben der Pembroke des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen. G.

---

17. dem, v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben „den", ohne Not. Vgl. Goedekes kritische Schiller-Ausgabe V, 1, S. LXIX. Ich führe nur zwei Stellen aus dem „Nathan" an: III, 1, S. 33, V. 643. S. 175, V. 3586 f. — 20. aufgehabnen, vgl. oben S. 186, Z. 20.

V. Den 2. November 1759.

Fünfundsechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreimal gedruckt worden und der Herr Autor darüber ein Kompliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zeitschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rektoren und Konrektoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreizehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn notwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden verdiente, hätte ein großer Mann, wie er sein will — denn alle große Männer sind bescheiden —, einen

2. Vgl. Lessings Recension von Gottscheds „Grundlegung" u. s. w. IV, 7. — Nicolai in den Litteraturbriefen X, 323 ff.: „Weil ich doch einmal auf das liebe 'Neueste' (Zeitschrift Gottscheds) gekommen bin, so muß ich Ihnen eine Anmerkung hersetzen, die mir eben einfällt. Sie werden sich erinnern, daß unser seliger Herr D. (Lessing) Ihnen vor ein paar Jahren eine Verteidigung des Herrn Heinz gegen eine ungezogene Recension in eben diesem 'Neuesten' überschrieb. Darüber ist die Gottschedische Schule aufgewacht und hat auf unsere Briefe losgedonnert wie — ein Lichtputzer in der Komödie donnert; mit großem Geprassel, aber ohne Wirkung! Insbesondere hieß es immer, Herr D. habe gar keine Gründe geführet und sage selber, man solle ihm nur auf sein Wort glauben. Sie wissen aber, daß Sie damals die Gründe, die er Ihnen in dem ersten Briefe zu versagen schien, in zwei oder drei nachfolgenden Briefen gelesen haben, worin er weitläufig erörterte, warum Herr Heinz in der Hauptsache vollkommen recht habe, und warum er in vielen Nebendingen mit demselben nicht einig sein könne. Er zeigte, daß Herr Gottsched offenbar die deutsche Sprache bloß nach Art der lateinischen behandelt habe und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Nun muß ich Ihnen nur sagen, wie es zugegangen ist, daß diese Briefe nicht gedruckt worden. Als der erste abgedruckt war, so ersuchte uns ein Gelehrter, dem wir Ehrfurcht schuldig zu sein glaubten, vielleicht aus unverdienter Hochachtung gegen Herrn Gottsched, diesen Streit nicht weiter fortzusetzen, indem er uns zu weit führen möchte; die Umstände waren so beschaffen, daß man dieses nicht wohl abschlagen konnte; die Briefe wurden also zurückgenommen und sind hernach unter andern Papieren verworfen worden. Herr D. hielte es auch bei einer abermaligen Ausfoderung nicht der Mühe wert, sie noch einmal zu schreiben, indem er fand, daß der eine Teil schon überzeugt war, und der andere nie überzeugt werden könne." — 5 ff. muß man ... halten? Vgl. Kunze, „Beleuchtung u. s. w." S. 15. — 9 ff. weil ... erhalten hat? „Deutsche Sprachkunst", Vorrede S. III. IX. XXI.

dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabei verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflektieret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Teil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rektor zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat.*) „Da das Werk," hebt er seine Vorrede an, „welches diese Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben war, so hat, deucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel zutrauet, schon längst eine Kritik darüber vermuten müssen; und da unter so vielen Schullehrern sich doch meines Wissens keiner dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne Eitelkeit den Vorzug anmaßen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen unter allen mit der größten Achtung erwidert habe." — In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort und gestehet endlich, daß freilich seine ganze Beurteilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange," sagt er, „auch nichts Unmögliches, berufe mich aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders geraten können, und daß sie gerecht sei."

Ich möchte meinen Brief am allerungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen, und Sie wollen überhaupt nicht sowohl diese Streitigkeiten selbst als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Kritik schließt.**) „Wollen wir," sagt er, „noch kürzlich zusammen-

*) Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage, 1759.

**) Seite 205.

15. kurzen, zu der Form vgl. III, 1, S. 92, V. 1825. v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben: kurzem. — 25. gestehet endlich, Vorrede S. III.

rechnen, ehe ich meinen Skribenten verlasse, so ist, deucht mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: daß beide Sprachlehren des Herrn Professor wohl schwerlich mit Einsicht und reifer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heißen können; daß sie ohne Kritik beinahe unbrauchbar sind wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch teils durch die ausnehmende Zuversicht, womit Herr G. seine Meinungen vorträgt, teils durch den ihm gewöhnlichen Dunst von Worten, teils durch das Gepränge einer eiteln und magern Philosophie vor unwissenden und treuherzigen Lesern ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, das die gewöhnliche Erkenntnis der deutschen Sprache überstiege, und woraus ein grammatikalischer Geist oder ein Naturell, das zur Philologie geboren oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen Statt offenbaret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe und eigensinnige Parteilichkeit des V. für die deutsche Sprache oder vielmehr für seine Meinungen und Vorurteile von derselben, nebst einem allzu großen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbedächtige Urteile und schnöde Verachtung gegen angesehene Schriftsteller oder gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerlei Frage abhandeln, so wiegt er immer am leichtesten, und der Mangel des Scharfsinnes, der Überlegung und einer genugsamen Übung in diesem Felde ist allen seinen Urteilen anzusehen. Die große Grammatik hat vor der andern sonst nichts voraus als die Weitläufigkeit, mit welcher die Sachen nicht gründlicher, vollständiger, gelehrter, sondern gedehnter, langweiliger und in einem gewissen schlechten Verstande philosophischer gesagt sind. Zur Probe kann das Kapitel von Nebenwörtern dienen, aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkeiten und thut, als ob vor ihr nicht nur keine deutsche, sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben wäre, und als ob sie alle grammatikalische Begriffe und Einteilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen, worin die Wahrheit verborgen liegt, herausholete, welches in der That weder Gelehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset. Freilich hätte man denken sollen, daß Herr G. viel weiter sehen würde als alle seine Vorgänger, da er sich nicht weniger als vierundzwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der

24. sonst, bei Heinze: fast.

Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern V. oft aus Bödikern und Frischen verbessern können; hingegen zur Verbesserung dieser Männer aus Gottscheden wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgänger Verdienste zu unterdrücken und ihre Bücher der Jugend aus den Händen zu spielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn uns Deutschen nicht sogar leicht Genüge geschähe, so würde der Herr Professor mit seiner lange erwarteten neuen Sprachlehre schwerlich eine andere Aufnahme erfahren haben als ehemals ein gewisser Poet in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig gelesen, sondern die meisten sparten ihren Appetit nach grammatikalischer Erkenntnis auf das große Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache des großen Beifalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet und ausgefeilet haben, da doch noch itzo, nach so vielen gelehrten Erinnerungen so vieler Gönner und Freunde, wie in der andern Vorrede stehet, und nun nach so viel wiederholten Auflagen, gleichwohl noch so viel, ich mag wohl sagen, kindische Fehler darin sind? — Herr Gottsched," schließet er endlich, „hätte daher viel besser gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er die Bödikerischen und Frischischen Grundsätze bloß in bequemere Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht sagen, daß er's hätte thun sollen; denn meiner Meinung nach mußte er gar keine Sprachlehre schreiben, weil die grammatische Muse nach so vielen feindseligen Angriffen, welche er in dem Baylischen Wörterbuche und sonst überall auf sie selbst und auf ihre größten Günstlinge gethan hatte, ihm von jeher nicht anders als gehässig sein konnte."

Was sagen Sie hierzu, vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich sein, daß einer, ob

1 f. Joh. Bödikers (1641—1695) „Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben", Cöln a. d. Spree 1690, gab nach seinem Tode der bekannte Lexikograph Frisch heraus. Auf beide beruft sich auch Gottsched in seiner Vorrede S. X. Vgl. Kunze, „Beleuchtung u. s. w." S. 19. — 9 f. ein gewisser Poet ... Heldengedichte, Jean Chapelain (1595—1674) mit seinem Epos von der Jungfrau von Orleans, welches er gegen 1630 begann und erst 1656 erscheinen ließ. Vgl. IV, S. 92, Z. 29.

er schon ein magrer Philosoph und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sei! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem „Neuesten"*) gegen ihn gebärdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann, und begegnet dem Rektor mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rektor zum Professor wie der Schüler zum Rektor, da doch das Verhältnis in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker auf, der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum Ritter werden will. Herr Rektor Heinz zu Lüneburg ist von einem innern Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühmten Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dies? Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammenschreiben, dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht, das gesteht er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, dergleichen die deutsche zu Göttingen ist, werden's ihm vermutlich auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben." — Wenn werden die schlechten Skribenten einmal aufhören zu glauben, daß notwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Kritik fordert? — „Doch wie?" fährt das „Neueste" fort: „hat nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen?" — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf ant-

*) In seinem „Heumonde" dieses Jahres S. 546.

worten, bei dem die Höflichkeit nicht alles in allem ist, der die Wahrheit für keine Schmeicheleien verleugnet und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht, was das „Neueste“ mit dem „grämischen Anschnarchen“ will, zwei altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen sein. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisieren, als es Herr Heinz thut, und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden Sie darin Grämisches und Angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst, und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satirisch sein will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz besorget, es werde bei seinem Stillschweigen die Gottschedische Grammatik ein klassisches Ansehen gewinnen, da er's zumal nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle seine Herren Kollegen stille dazu geschwiegen; weswegen er glaubet, es sei besser, daß einer, als daß keiner das Maul aufthue und diesem großen Unheile steure und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubnis fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sei, weil er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben widersetzet. Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst hat schon mehr solche grimmige Anfälle überstanden und stehet doch noch. Sie wird gewiß den seinigen auch überstehn.“ — Welche Schreibart! Und wie witzig ist das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der „Sekundaner Kunz“ folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem „Heumonde“ des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herrn Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der „Göttingischen gelehrten Zeitung“ in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deut-

28 f. Herr ... folgt! Da mir Gottscheds „Neuestes“ nicht zur Hand ist, so weiß ich nicht, ob dieser Witz in Verbindung steht mit dem an mein Exemplar der Heinzeschen Schrift angebundnen Werk: „Georg Christoph Kunzens, Rektors der Schule zu Nörenberg und Mitgliedes der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Beleuchtung einiger Anmerkungen u. s. w. Heinzes“. Vgl. auch ebd. S. 22. — 32 f. kommen ihm ... in den Weg, Heinze S. 208.

schen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen, und wenn sie ihn weiter „böse machten", so werde er einmal aufwachen und ihnen durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta supellex

ihre Schwäche bekannt machen. — „Wir wissen auch nicht," fährt hierauf der „Heumond" fort, „was ihn bisher zu solcher Geduld und Gelassenheit bewogen, zumal da die Göttingischen Zeitungen für ein Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen, unter deren Aufsicht und mit vermutlicher Genehmhaltung sie herauskommen. Gewiß, in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritikaster heruntermacht. Wer also auf seinen guten Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu berufen und den Ungrund seiner Urteile zu zeigen. Nichts als die Verbindung mit der Göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn unsers Erachtens bisher abgehalten haben, hier so lange stille zu sitzen. Allein wer weiß, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein Diplom (nach Hrn. Rat Königs in Haag Beispiele) zurück und setzet sich wieder in die natürliche Freiheit, seine Ehre zu retten. Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der 'Iphigenia' zurufen:

'Dankt es dem Bande bloß, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hätt' er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet!'"

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen? O.

VIII. Den 23. November 1759.

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn Lessings.*)

*) Berlin bei C. F. Voß in 8°.

5. Persius IV, 52. [Wohne in deinem eignen Hause und lerne einsehen, wie spärlich dein Hausrat ist.] — 28. wendischen, vgl. Gottsched, „Deutsche Sprachkunst", Vorrede S. IX und Lessings Recension von „Grandison in Görlitz", wo von Gottscheds Anhängers v. Schönaichs „wendischer Grobheit" die Rede ist. (IV, 267, Z. 16 f.)

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen, endlich aber habe er sie in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich," sagt er, „bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Äsopus von den neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht" 2c.

Und kurz, hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darin beobachtet, umkehren und Ihnen vorher von seinen beigefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst Ihrem Urteile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabei die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Einteilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte (das ist in solche, die bei der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche De la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bei der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet hat, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde,

und zwar allegorisch nicht mit dem darin enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild," sagt er, „heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Überflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? — Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das notwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken." — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nämlich eine Unternehmung sein müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bei der Fabel nicht stattfinde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Äsopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahieret und überhaupt die Handlung der Äsopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beiden letztern," sagt er, „muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet" 2c. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser

nunmehr zusammen und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen, dieser nämlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beispielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darin, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntnis zur lebendigen Erkenntnis, als worauf die Moral bei ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nämlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Unser Verfasser aber sagt: „Hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn

es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben sowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Überzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre." — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor und sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

Die zweite Abhandlung betrifft den Gebrauch der Tiere in der Fabel. „Der größte Teil der Fabeln," sagt der Verfasser, „hat Tiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?" Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sei, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Tiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darin vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Tiere und andere niedrige Geschöpfe Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin,

29. quod risum movet, weil er Lachen erregt.

daß die allgemein bekannte Bestandheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir,“ setzt er hinzu, „auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.“

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Einteilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Einteilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolff hat bloß die Benennungen davon beibehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjekten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate, die ihnen zukommen, oder solche, die ihnen nicht zukommen, beilege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Einteilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das „nicht zukommen“ einen übeln Verstand machen und man wohl gar daraus schließen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sei, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder ein unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit, und um die alten Benennungen gleichfalls beizubehalten, so nennt er diejenige Fabeln vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abteilung fähig, wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte

der Fabeln oder die Prädikate dieser Subjekte. Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln, und Fabeln, worin erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig-mythischen, die vernünftig-hyperphysischen und die hyperphysisch-mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübelei! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Einteilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Tiere zu erhöhen sei, und ob sich die Äsopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Spekulation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er charakterisiert den Vortrag des Äsopus und Phädrus und scheinet mit dem Vortrage des La Fontaine am wenigsten zufrieden zu sein. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können, und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten sein solle. „Welch Bekenntnis!“ ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publiko aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise)

*) Fontenelle.

dem Phädrus nachgesetzt; und De la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!" — Er gehet hierauf die Zieraten durch, deren die Fabel nach dem Batteux fähig sein soll, und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon und drohet, seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt als die Absicht, seine eigene Art zu erzählen so viel als möglich zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nämlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Übungen sei, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so rät er, vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden," sagt er, „die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen." Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. Aus einigen Beispielen werden Sie sich einen deutlicheren Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweiten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbichten Pfaue und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf

sie, ihr den betriegerischen Putz auszureißen. 'Lasset nach!' schrie sie endlich; 'ihr habt nun alle das Eurige wieder.' — Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: 'Schweig, armselige Närrin, auch diese können nicht dein sein!' und hackten weiter!" —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Teil zusammengesetzt ist; denn es liegt eine neue Moral darin. „So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe." — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:

Die dreizehnte des zweiten Buchs.

„Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Wasserschlange. 'Willst du unser König sein,' schrieen die Frösche, 'warum verschlingst du uns?' — 'Darum,' antwortete die Schlange, 'weil ihr um mich gebeten habt.' — 'Ich habe nicht um dich gebeten!' rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — 'Nicht?' sagte die Wasserschlange. 'Desto schlimmer. So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.'"

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urteilen können. Jedes von den drei Büchern enthält dreißig Fabeln, und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles sein, was Sie dieses Mal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

„Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: 'Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen,' fiel ihm ein. 'Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.' Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd

auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. 'Du verdienest diese Zieraten, mein lieber Bogen!' Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht."

„Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Wert nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demütigere Freundin und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen."

„Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen. Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte. 'Ich bin Salomo,' sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. 'Was machst du hier, Alter?' 'Wenn du Salomo bist,' versetzte der Alte, 'wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch.' — 'Du hast deine Lektion nur halb gelernet,' versetzte der Geist. 'Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen!'" G.

X. Den 6. Dezember 1759.

Einundsiebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, soviel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fing bereits im vorigen Jahre an, eine

33. Ein Gelehrter, Johann Ludwig Uhl (1713—1790), ord. Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. O. Vgl. Br. 282 von Abbt (XVIII, 103).

Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von Des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren als die übrigen. In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nämlich so viel Beifall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgeteilet haben, sondern daß ihm auch durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrat ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundertundneunzig Briefe.*) Bynkershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gram, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner &c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwei derselben sind

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I, libros III priores continens. Norimbergae, impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

3. Alphonse des Vignoles (1649—1744), bekannt durch seine Chronologie de l'histoire sainte et des histoires étrangères qui la concernent, Berl. 1738. — Der Königsberger Gottlieb Siegfried Bayer (1694—1738), Prof. in Petersburg, war der erste Sinologe seiner Zeit — 6. Stephanus Vinandus Pighius, berühmter niederländischer Philolog (1520—1604). — 11 f. Gerlach Adolf von Münchhausen (1688—1770), Stifter der Göttinger Universität. — 19 ff. Cornelius van Bynkershoek aus Middelburg (1693 bis 1745) gehört zu den berühmten niederländischen Romanisten; von Adrian Beverland, seinem Landsmann (gest. um 1714), waren schon 1746 12 Briefe an berühmte Zeitgenossen erschienen; Gisbert Cuper (1644—1716) und Jacob Philipp d'Orville (1696—1751) sind bekannte niederländische Philologen, über letzteren vgl. das 47. Stück der „Dramaturgie"; Joh. Albert Fabricius (1668—1736) ist der berühmte Verfasser der Bibliotheca graeca, latina und mediae et infimae latinitatis; Joh. Georg Grävius (1632—1703), der Verf. des Thesaurus antiquitatum Romanarum [vgl. IV, S. 6, Z. 18]; Joh. Gram (1685—1748), ein dänischer Philolog und Historiker; Joh. Friedrich Schannat aus Luxemburg (1683—1739), Jurist und Historiker; Joh. Peter von Ludewig (1668 bis 1743), Prof. der Jurisprudenz in Halle, um das deutsche Staatsrecht besonders verdient; Conrad Gesner (1516—1565), großer Polyhistor, über welchen vgl. oben S. 218, Z. 25. Von ihm stehen auch im 4. Band der Sylloge einige Briefe; vgl. Litteraturbriefe XVIII, 104 f. — 26. Die Recension des 4. Bandes in den Litteraturbriefen, von Abbt, XVIII, 103 ff.

an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwei ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefähr den Inhalt erraten können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der klassischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet sein sollten, und er glaubte, daß er sich bei dieser Arbeit auch unsers Leibniz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete, so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bei welchem sich Philosophie und eine gesunde Philosophie anbringen ließe. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschließen," schreibt er, „verstehe ich zu wenig von der Arzneigelahrheit, und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntnis der Ökonomie ab." Er wählte also den Marcianus Capella, und das Urteil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vorteilhaft und sollte hinlänglich genug sein, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Marcianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an, daran zu arbeiten und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das

1. Philipp Jacob Spener (1635—1705), der berühmte Vater des Pietismus, seit 1691 Probst zu Berlin. — 3. Pierre Daniel Huet (1630—1721), Bischof von Avranches, seit 1670 Präceptor des Dauphins, für den er 1679 seine Demonstratio evangelica schrieb; vgl. IV, 75, Z. 20. — Leibniz hielt sich 1672—76 in Paris auf. — 21. Arzneigelahrheit, zu dieser Form vgl. Jöcher IV, 725: Gottes-Gelahrheit. I, 742: Rechtsgelahrheit. — 26 ff. Marcianum Capellam ... encyclopaediae, den Marcianus Capella, einen Schriftsteller von großem Nutzen, angenehm durch Abwechselung, der die Wissenschaften nicht nur streift, sondern in sie eindringt, den einzigen übriggebliebenen Verfasser einer Art Encyklopädie der freien Künste. — 31. Grotius, vgl. oben S. 18, Anm. zu Z. 14.

uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wiederherzustellen. Leibniz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben; denn in den Briefen, die er 1679 aus Hannover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darin verbessert werden, daß Leibniz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibniz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas Außerordentliches dabei zu leisten. — Übrigens muß es ein wenig verdrießen, daß Leibniz bei dieser Gelegenheit nicht allein allzu klein von sich selbst (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will), sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Komplimenten zusammengesetzte Nation auch das für Komplimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drei folgenden Briefe hat Leibniz bei Gelegenheit des Huetschen Werkes „Von der Wahrheit der christlichen Religion" geschrieben, und sie enthalten sehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik. „Die Kritik," sagt er, „die sich

1. Chevalier Louis Jaucourt (1704—1779) in seiner Vie de Leibnitz, 1760. Vgl. Dutens' Leibniz-Ausgabe I, S. LXXIV. — 20 ff. Id enim fateor ... *relicta est?* Denn das gestehe ich, obgleich ich mir weder Genie noch Gelehrsamkeit anmaße, daß ich doch das Lob des Fleißes dann und wann bei billigen Richtern erlangt habe. Und was kann man anderes von einem Deutschen erwarten, welchem Volke unter den Geistesgaben nur die Arbeitsamkeit übrig geblieben ist?

mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen und Inskriptionen beschäftiget, ist eine sehr nötige Kunst und zur Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verloren, so ist es auch mit den Schriften unsers Glaubens geschehen, und es ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineser oder Mahometaner unsere Religion demonstrieren könne. Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theodorico Veronensi, wie sie bei uns die Ammen unter dem Namen Dietrichs von Bern den Kindern erzählen, von den Erzählungen des Cassiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers, der bei diesem Könige Kanzler war, nicht unterscheiden; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der Große des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen sei; gesetzt, es wären uns anstatt des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den zierlichen, aber im Grunde abgeschmackten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer Männer, wie sie itzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bei den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist dieses meiner Meinung nach auch das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts weiß, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen kann." — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachlässiget worden. „Die Kritik," sagt er, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Übel in der Welt, das nicht etwas Gutes veranlassen sollte. Indem man nämlich von dem Sinne der Schrift, von der Übereinstimmung der Alten, von echten und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte und nur derjenige von den Kirchenskribenten aller Jahrhunderte richtig urteilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Altertums gehörig umgesehen hatte, so durchsuchte man aufs

genaueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus selbst und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des Staats gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzu sehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbrachen und nach so viel vergossenem Blute die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrei nichts ausgerichtet werde, so bekamen nach wiederhergestelltem Frieden sehr viele vor diesem Teile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun fing sich ein neuer Periodus mit den Wissenschaften an, indem in Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassendus und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern entgegenzusetzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene treffliche Erfindungen oder Gedanken den Menschen Hoffnung machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worin es, wie ich glaube, heutzutage versehen wird, und woher es kömmt, daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. Ich will nur dieses einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das Studium der Altertümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citieren sorgfältig enthalten, teils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen, teils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, von der unumgänglichsten Notwendigkeit ist und nur durch sie gründliche Untersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Übel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sei." —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibniz' Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii

10 f. Baco, vgl. oben S. 262, Z. 1; Wilhelm Harvey (1577—1657), Begründer der Lehre vom Blutumlauf; Wilhelm Gilbert, Arzt zu London, starb 1603, berühmter Chemiker und Erfinder nautischer Instrumente; Cartesius und Gassendus, vgl. oben S. 261, Z. 4 f. — 12. Joachim Jung oder Jungius (1587—1657), Mathematiker, Botaniker, Gegner der scholastischen Philosophie. Vgl. Guhrauer, Joachim Jung und sein Zeitalter, Stuttgart 1851. — 33. Marquard Gude aus Rendsburg (1635—1689) als Epigraphiker, Ezechiel Spanheim aus Genf (1629—1710) als Numismatiker bekannt; Isaak Vossius aus Leyden (1618—1689), Sohn des Polyhistors Gerhard Johannes Vossius; Nikolaus Heinsius aus Leyden (1620 bis 1681), Sohn des berühmten Daniel Heinsius. Über die beiden letzten vgl. IV, S. 75, Z. 32 ff.

lebten, so nötig war, wie viel nötiger wird sie jetzt sein, jetzt, da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen sein lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnizischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden sein, die alle Hochachtung gegen das Altertum ablegen und von dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urteilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen sein, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen die scheinbaren Irrtümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und Apollonius verstehet, der wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer bewundern."

Gewiß, die Kritik, auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten, bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterei, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibniz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Kontrast machet mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studierte. Er hält sich stark darüber auf: saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis.

22. Apollonius von Perga, um die 134. Olympiade, Verfasser eines berühmten Werks über Kegelschnitte. — 35 ff. saeculis ... illustrandis, daß in früheren Jahrhunderten

Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den van Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgeteilet wird, viel Nützliches und nicht selten auch Angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bei den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke De Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei Altäre, den einen dem Verstande und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Νοῦ* und *Ἀληθείας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sei, Anaxagoras wirklich den Beinamen *Νοῦς* geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Älianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Älian nicht von zwei Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Νοῦ* und nach andern die Aufschrift *Ἀληθείας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über

die meisten Gelehrten mehr Mühe auf den Stil verwandten als auf die Erklärung der gottesdienstlichen Gebräuche, der Sitten und anderer trefflichen Dinge, die in den Büchern der Alten enthalten sind.

1 f. praeclaris rebus, trefflichen Dingen. — 4 ff. Recte facis ... philosophicis etc., das machst du recht, daß du dir vorgenommen hast, des Jamblichus „Ermunterung“ [zum Studium der Philosophie] herauszugeben, denn an ihm taugt weder der griechische noch der lateinische Text. Ich habe es einst durchblättert, aber ich konnte es nicht gründlich studieren, weil mich mehr die religiösen Gebräuche der Alten, die Überreste und die Geschichte des Altertums anzogen; auch fesselten mich die philosophischen Spintisierereien nicht sehr u. s. w. — 10. Theodor Janssen van Almeloveen, holländischer Mediziner, Theolog und Philolog (1657—1712). — 18 f. De Idololatria, über den Götzendienst. — 25. Joachim Kühn, Professor zu Straßburg, 1647—1697, gab den Älian mit Anmerkungen heraus.

diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Judaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen sein. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existierte und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink. G.

Fünfter Teil.

I. Den 3. Januar 1760.

Siebenundsiebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes. — — —

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, solange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schoßhunde und

3 ff. Quodsi ... colerent etc., wenn ich also auch diesen unheiligen Dingen die Geheimnisse unsrer heiligen Religion zugesellen wollte: könnten wir nicht daraus schließen, daß Gott die echte Wahrheit den Seinigen allein, und zwar zuerst den Juden, dann den Christen, und besonders den wahren, offenbart habe, daß die Heiden sie schlecht gesucht haben in der Durchforschung der Natur, und daß es Gott so gewollt habe, daß sie weder diese höchste Tugend wie eine Gottheit verehrten u. s. w. — 22. Juvenalis Sat. IV, 1 sq. Da ist Crispinus wieder! — 26 f. Und ich muß ihn oft zu Hülfe rufen. — 30. Hamburg, welches früher einen lebhaften Handel mit Federkielen trieb. Vgl. Dusch; Vermischte Schriften S. 213. 216.

Gedichte, Liebestempel und Verleumdungen, bald nordische und bald allgemeine Magazine, bald satirische, bald hämische Schriften, bald verliebte, bald freimütige, bald moralische Briefe, bald Schilderungen, bald Übersetzungen, und Übersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisieren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden teilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern sage ich Ihnen dieses Mal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Übersetzungen, und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Übersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden, wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande!*) — „Aber wo steht denn da etwas von Herrn Duschen? Sie werden sich irren.“ — Nicht doch, ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke und scheinet mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatieret zu sein! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatieren als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführet wird, nicht bündig genug scheinet, — hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen,“ sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Übersetzung beigesetzet hat, habe ich eine eigene deutsche Übersetzung unternommen.“ — Aus dieser eigenen deutschen Übersetzung nun führe ich meinen andern, bündigern Beweis.

Er lautet so. — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe**) eine Stelle aus den Schilderungen des

*) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanik zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Übersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bei Grunds Witwe und Holle. 1759 in groß Oktav. 2 Alph. 6 Bogen.

**) S. den einundvierzigsten Brief im zweiten Teil.

6. Ein durch keine Tugend gesühntes Wunderzeichen! — 22. translatieret, übersetzt. — 27. Martin, richtiger John Martyn, aus London (1699—1768). — 40. Oben S. 256.

Herrn Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche sein sollte? „Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis.“ Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwei Zeilen des Virgils sollte gemacht sein, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum, und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Übersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht und den Erdkreis in Licht und Finsternis geteilet hat.“ O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen, Herr Dusch! — Urteilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwei verschiedene Skribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Übersetzer müssen eins sein, und müssen eins sein in Herrn Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: Weil er ihn für keinen Fehler hielt, weil er ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale beging, meine Kritik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Rr in seiner Übersetzung leider schon abgedruckt. Einen Karton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verraten haben, und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat,

hat er das medium orbem richtig übersetzt, ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß den Herrn Dusch hier

sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben als ich: Denn Martin merket bei dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sei, weil Virgil sage, die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bei der Übersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung sein. —

Denn was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemachet und den Erdkreis in Licht und Finsternis geteilet hat" noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares etc.

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht"? Die Wage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bei Herrn Duschen in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze hinzu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen, so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bei den alten Römern," sagt Martin, „endigte sich der Genitiv der fünften Deklination in es; also war Dies eben das, was wir itzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe auf Glauben des Aulus Gellius Dies dafür gesetzt; er sagt nämlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuskript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postremae longinqua dies confecerit aetas.

34. Aulus Gellius, Noct. Att. IX, 14.

Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies poenas.* Quo circa factum hercle est, ut facile iis credam, qui scripserunt, idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

Libra dies *somnique pares ubi fecerit horas,*

id est: „*Libra diei somnique.*" — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin, und auf dem Bogen R r hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Übersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte, ebenso gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bei meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich teile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schreibenden als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten, nützlich sein können."*) — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich oder sein kritischer Freund sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen D. formalisieret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Teile nützlich gewesen sind und noch nützlicher hätten sein können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bei Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen

*) S. die Einleitung zu dem ersten Teile dieser Briefe.

24f. kritischer Freund, nach Dusch' Fiktion: aus Rostock. — 25f. formalisieret hat, aufgehalten hat. In dem 38. Brief der „Briefe an Freunde und Freundinnen", der von dem Herausgeber der ganzen Sammlung an den Übersetzer der Werke Popens gerichtet ist, besonders S. 214. — 35. Oben S. 153, Z. 18 ff.

zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242—43) von den beiden Polen und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis, at illum
Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis, der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra Manesque profundi. Was kann deutlicher sein? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug; denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes unter ihren Füßen." — Die Manes, unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen als unter den Füßen. — Der Übersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Übersetzung daraus schließen zu können? „Daß sie elend ist!" — Übereilen Sie sich nicht! Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden," sagt Herr Dusch, „um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben." — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverei gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Übersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammengestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

5 f. sublimis, über uns. — sub pedibus, zu Füßen. — 6 f. Styx atra Manesque profundi, der schwarze Styx und die unterirdischen Manen.

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekömmt als: den leichten Lageos, der einst deine Füße versuchen und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und „reifen Trauben“, sondern mit Milch und „lieblichem Weine“ vermischt opfern solle. — Mit dem nämlichen Worte „reif“ begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — — annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina*.

Und Herr D. übersetzt: Feiere der großen Ceres ihr jährliches Fest und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer, wenn der Winter zu Ende gehet und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett, denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O, mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl sein, daß mollis hier und da auch so viel als „reif“ heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer „reif“, und wenn es auch immer „reif“ hieße, so hätten Sie es doch hier nicht durch „reif“ geben sollen. —

Die Fortsetzung folgt.

---

1 f. Lib. II, v. 93 sq. Lageos ist eine Traubenart. — 8. Lib. I, v. 344. — 12. Lib. I, v. 448. — 20 ff. Lib. I, v. 338 sqq. — 34. nicht durch „reif“, sondern durch: „mild“

II. Den 10. Januar 1760.

Beschluß des siebenundsiebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Übersetzung von dieser Art muß notwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweideutigkeiten unterworfen sein und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht", wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben, weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das, was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt Myrtus? Du findest: ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt

— — cingens materna tempora myrto*)

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt caper? Du findest: ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heiße eine Ziege. Denn er übersetzt

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur**)

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ei, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt pernox? Du findest: übernächtig. Und Herr Dusch sagt, es heiße hartnäckig. Denn wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den kürzeren gezogen:

Victus abit longeque ignotis exulat oris,
Multa gemens ignominiam plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores,

*) Lib. I, v. 28.
**) Lib. II, v. 380.

33 ff. Lib. III, v. 225 sqq.

Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili,

so übersetzt Herr Dusch: Der Überwundene gehet davon und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerächet verlor, schauet den Stall an und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Siehest du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten, es geschieht, Herrn Duschen zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern Ihrer Übersetzung mit der Bleifeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111, daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen großen Dienst erzeige,

— qui, ne gravidis procumbat culmus aristis,
Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos aequant sata.

Dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt 2c. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das Niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Teiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt, und aequare heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht, sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers versteckt liegt.

13. jemand andern, zu der Form vgl. III, 1, S. 93, Z. 1838.

Daß aequare aber „eben machen“ heiße, hätten Sie aus dem 178. Verse eben desselben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti aequanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu Ihrer Entschuldigung auch schon das ventos aequante sagitta aus der Äneis anführen wollten. Ein Übersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: Auch der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat,

— — — quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena;
Praesertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit et obducto late tenet omnia limo,
Unde cavae tepido sudant humore lacunae.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen oder nach ausgetretenen Flüssen auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena, das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammichten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts Geringes, und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich sein. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen, das kann ihm sehr leicht sein. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freiwillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sei geschehen,

Ut varias usus meditando excuderet artes
Paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam.

3. Der durch die gewuchtige Walze zu ebnende Boden. — 5. ventos aequante sagitta, mit einem die Winde einholenden Pfeile.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten, so zeigt es auch sulcis in der zweiten an. Die Menschen sollten durch Ackern sich Getreide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden und in den Furchen das Kraut des Getreides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas
Stuppea torquentem Balearis verbera fundae,
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter und rechnet darunter auch, Gemsen mit der balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der balearischen Schleuder einen balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität; denn ich glaube eben nicht, daß auf den balearischen Inseln tiefer Schnee liegt und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den balearischen Schleuderer, Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 478.

— — pecudesque locutae,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Tiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjektivum und glauben, es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium oder die Interjektion, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Äneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Übersetzung weiter nichts als die Interpunktion nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von Ihrer Übersetzung auch nicht gelesen, und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir bloß bei dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E.: Jährlich muß man drei- bis viermal den

28 f. I, V. 251: Wir werden, nachdem wir unsere Schiffe — entsetzlich! — verloren, durch den Zorn einer Einzigen verraten.

Boden pflügen und mit der umgekehrten Hacke die Klöße beständig zerschlagen und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen oder sie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas anderes sagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus*)

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 416. Zeile arbusta nennet. Und Ihre zweideutige Übersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen sein, wenn anstatt nemus vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben erraten können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylaeum Lapithis cratere minantem.**)

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern, wo Grus liegt. Grus? Was heißt Grus? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis.***)

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortrefflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet als ich! Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heiße, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buches. Und wie mancherlei war mir da anstößig! Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora,†)

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben und als ein Sieger durch den

*) Lib. II, v. 400.
**) Lib. II, v. 457.
***) Lib. II, v. 180.
†) Lib. III, v. 8, 9.

24. Gries, bei Adelung heißt es: „Der Grus, in einigen Gegenden, besonders Niedersachsens, für Graus, d. i. Schutt, grob zermalmte und mit Lehm und Kalk vermischte Steine u. s. f. Auch der Gries oder grobkörnige Sand wird — — in einigen Gegenden Grus genannt.“

Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas*)

übersetzen: Ich will der erste sein, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel „die“ fragen? Es ist kein bloßes poetisches Beiwort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut sein, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Graecia cestu**)

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nämlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier bloß als ein Füllwort stehet, sowie in unzähligen Stellen, als:

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder:

— ah nimium ne sit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Übersetzer bei dergleichen Gelegenheiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort „mir“ geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe streiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren: auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu etc. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß Ihr Martin selbst dem Dr. Trapp zufolge dieses mihi durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß, und Sie, der Sie an mehreren Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten

*) Lib. III, v. 12.
**) Lib. III, v. 19, 20.

16. Werde ich hundert vierspännige Wagen nach den Flüssen treiben. — 19 f. Dann schon soll mir der Stier anfangen an dem niedergedrückten Pfluge zu seufzen. — 22. Ah, möge mir jene nicht zu fruchtbar sein. — 32. Joseph Trap, 1681—1747, Professor der Dichtkunst zu Oxford.

folgen sollen. Ebenso wenig hätten Sie sich bei dem 58sten Verse durch seine angeführte Stelle aus dem Columella sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet sein müsse, und setzt endlich hinzu:

— — quaeque ardua tota.*)

Sie übersetzen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht, was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox ardensque oculis et sibila colla
Arduus attollens etc.

Und noch von einem andern Pferde:

— Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Ebendasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstute, wo er sich weniger zweifelhaft ausdrückt:

— — Illi ardua cervix etc.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotzbieten sind Sie sehr geschwind.

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht, wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20), Seite 625, zum Beweise, wo die Worte nec gratia terrae nulla est, quam inaratae terrae ein sauberes Pröbchen einer ganz vortrefflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit Ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa, sperantia für spirantia etc. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns

*) Lib. III, v. 58.

9. Von hier eilt das kriegerische Roß mit erhobenem Hals auf das Gefilde. — 11f. Wild, mit glühenden Augen und den zischenden Hals hoch emporhebend. — 14. Und mit erhobenem Haupt die weiße Stirn zeigend. — 19. Vgl. IX, 1, S. 103, Z. 25.

wieder ein dickes Buch geliefert, und dafür müssen wir Ihnen freilich verbunden sein. —

Gnug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die Courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin &c. A.

VI. Den 7. Februar 1760.

Einundachtzigster Brief.

Der Verfasser der „Scherzhaften Lieder“, deren größter Teil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.*) Und mit Ehren.

„Was?“ — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren, — „was? ein Witzling, der den Geist der Anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz, Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben,“ fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens“**) —

Ja, er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bei dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden, und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weise — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen

*) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig bei Dyk 1759.
**) S. Duschs Vermischte Schriften S. 46.

8. Der Verfasser der „Scherzhaften Lieder“, Lessings Freund, Christian Felix Weiße (1726—1804) in Leipzig, dessen „Scherzhafte Lieder“ zuerst 1758 anonym erschienen waren. — 24. a priori, im voraus. — 34. „Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der Anakreontischen Gedichte. Der eine“ &c.

gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal," sagt er, „hat bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröte ihres Witzes verblühet und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben." — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beiden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen „Freigeist" zu versprechen geschienen. — „Andere," fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbeifliehen; sie schmeicheln uns mit Hoffnung und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen, oder sie sich in andere Sorgen verteilen." — Ich kann nicht sagen, wer diese „andere" sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Teile gewiß ist! Und wenn kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studieret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind! „Noch andern," heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspieler-

9. Johann Friedrich von Cronegk aus Anspach (geb. 1731) und Joachim Wilhelm von Brawe aus Weißenfels (geb. 1738). Cronegk war früher gestorben (1. Januar 1758), Brawe folgte am 7. April desselben Jahres. Über beide vgl. das 1. und 14. Stück der „Dramaturgie" und „Lessings Jugendfreunde" (Nat.-Litt.). — 11. ein Trauerspiel in Versen, „Brutus", welches Lessings Bruder Karl mit dem „Freigeist" Berlin 1767 herausgab. Vgl. E. Wolff, Karl Gotthelf Lessing, Berlin 1886, S. 78—80.

gesellschaft gesehen und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus den Aristoteles und Hedelin.“ —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden,“ sagt er, „giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzigtausend Bürger einnehmen Die Bühne des Skaurus war mit dreihundertundsechzig Säulen und mit dreitausend Statuen gezieret. Wieviel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mitteilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen durch die große Anzahl derjenigen, welche daran teilnehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll?“ — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft

*) Diderot, in den Unterredungen über seinen „Natürlichen Sohn“.

2. François Hedelin, Abbé d'Aubignac (1604—1676), schrieb La Partique du théâtre (Paris 1657, vermehrte Ausg. Amsterdam 1715, 3 Bde.). Vgl. das 81. Stück der „Dramaturgie“. — 36. Übersetzt von Lessing, 2. Aufl., I, 189.

seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein! Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen.. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch so bald keine Änderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung loszusagen und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella mit ihrem Lieblinge Mortimer freie Hand zu haben hofften und sie eine Zeit lang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt, und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängnis, in das Schloß zu Barkley, brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammichten Graben genommen worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen und zu er-

17. Repräsentarii, Darsteller. — 29. Rapin, vgl. oben S. 324, Z. 16. — 30. Maltraves, in Paulis Übersetzung II, 496: Maltravers.

kennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sei. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig, wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin," erzählt er, „schickte ihren Mann zu ihren Eltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Tote lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerstreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes und sagte unter Vergießung von Thränen und mit einer Aktion, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: 'Ach, als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße dich zum Tode trügen?'" Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübnis nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohlerzogene, verständige und auch sonst witzige Person sei — denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich — sondern darin, daß wahrscheinlicherweise ein jeder Mensch ohne Unterschied in den nämlichen Umständen das nämliche

20. erzählt er, in Lessings Übersetzung I, 156.

sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können und haben müssen, so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübnis und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen, und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei.

Der Bruder dieses Unglücklichen und der Oheim des jungen Königes, Edmund, Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Anteil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe zum Besten einer Buhlerin und nicht zum Besten seines Vaterlandes vergessen habe. Seine Großmut erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sei, und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sei, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvorzukommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimnis nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugnis vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von

10 ff. Er ... gestorben sei, Rapin II, 197. — 20. ihrem, kein Druckfehler; vgl. S. 338, Z. 17.

diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sei; aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde, und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat, und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Ökonomie ist die gewöhnliche Ökonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung nichts Geringers als eine Schlegelsche Versifikation.

„Lokester zu dem Grafen von Kent.

„Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt und den Verräter liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bei der Welt verhaßt und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rat, stets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt,
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verraten,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd' itzt kaum gehört und niemals mehr befragt,
Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verjagt."

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters sein könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Kontours

des Gemäldes, die Sprache ist die Kolorite, und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker sein als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen, und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — solang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein, sprich: solang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
Solang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freiheit und Gesetz und Prinz und Vaterland;
Solang er noch geglaubt, daß er der Briten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Mut verföchte;
Solang er noch geglaubt, daß Englands Ruh' und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde
Den Weisesten des Reichs indes vertrauen würde:
Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,
Durch barbarngleiche Wut ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch itzt den Unglücksel'gen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella

die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will.

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wut! —

Edmund.

Kühl' in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

G.

---

8. der, vgl. oben S. 381, Z. 20. — 19. verföchte, so steht im Schaffhäuser Nachdruck (I, 52) von Weißes Trauerspielen und in Hempels Ausg. (IX, 281). In den Litteraturbriefen: verfächte. — 35. Edmund, so ist zu lesen statt des „Eduard" sämtlicher Ausgaben. Vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum N. F. X, 301.

XVI. Den 20. März 1760.

Einundneunzigster Brief.

— Noch ein Wort von der „schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds“! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sei der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph, im Französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L., habe das Manuskript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G., nach Paris geschickt, es sei aber demselben entwendet und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herren Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu übersetzen pflegen“. Er verwundert sich über den Herrn von V., daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, V., ihm, dem Herrn G., doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V. den Namen Doktor Ralph beigelegt, da ihm doch der Name G. beinahe so gut bekannt sein müßte als sein eigener. „Jedoch,“ setzt Herr G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen des Neides erraten, seitdem ich einer Gnade gewürdigt worden, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen.“ Herr Gottsched, der selten Spaß verstehet, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten „und einem Unschuldigen,“ wie er sich im „Neuesten“ ausdrückt, „solche groben Irrtümer und satirische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat“. Er machte gewaltigen Lärm in seinem „Neuesten“, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Sekretär Dreyer und versichert, er habe die Schrift Candide niemals gelesen und sich daher garnicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched notwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse, 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L., 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G., 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! Denn wer weiß, wieviel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

3 ff. Diesen Brief von Mendelssohn, den Schluß einer Besprechung der „Einleitung in die höhere Weltweisheit ꝛc. von Georg Schade, Altona 1760“, teilen wir zum Verständnis der Lessingschen Nachschrift mit. — Georg Schade, geb. zu Apenrade 1712, seit 1751 Ober- und Landgerichtsadvokat zu Hadersleben, war einer von den vielen Schwindlern des vorigen Jahrhunderts, welche die Neigung der Zeitgenossen, in geheimen Bündnissen geheime Wissenschaften zu treiben, zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten. — 7. V., Voltaire. — 21. bekannt werden müssen. Vgl. I, S. 129, Nr. 28.

Dem sei, wie ihm wolle, Gottsched verlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstriert gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des Candide sein könne. Ich dächte, Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doktor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

Z.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen ebenso wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sei, so gutherzig an- und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darin vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das Allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl den närrischen italienischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüssig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so skurrile Art urteilet, daß man notwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Notwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich in seinem Handlexiko der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere

6. Archäenwanderung, Schade kündigt, Anhang S. 20, eine neue Schrift an: „Die vernünftige Metempsychosis, als das wahre Innere der Natur sowohl in dem Körper- als Geisterreiche", die beweisen soll, „daß die Fortwanderung der edlern endlichen einfachen Substanzen oder sogenannten Archäen [vgl. Schiller (Nat.-Litt.) XII, 2, S. 157, Z. 9] zu mehrern Vollkommenheiten oder Fertigkeiten der ihnen beiwohnenden Kräfte, und die dadurch bewerkstelligte immerwährende Verknüpfung derselben mit neuen, aus andern unedlern Substanzen bestehenden Leibern das erste allgemeine Grundgesetz der Natur sei, woraus die wahre Beschaffenheit aller und jeder natürlichen Körper und Geister über die ganze Natur erkannt werden müsse." — 20. den, vgl. Grimms Wörterbuch s. v. „erinnern" 3, b). v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben: des. Der Accusativ ist auch im Thüringischen gebräuchlich; vgl. Sommers „Bilder und Klänge aus Rudolstadt", 2. Heft S. 45: „War kann sich änn 'n alten Dahmbach noch erönnere". Ebd. S. 74: „änne brave Fra, du werscht dersche wul noch könne erönnere". Andere Beispiele aus hochdeutschen Klassikern vgl. bei Sanders, Zeitschrift für deutsche Sprache S. 15. — 21. im Candide, Kap. 25: „Visite chez le seigneur Pococurante, noble vénitien". Diesen Abschnitt hat Gottsched schon im „Neuesten", 1759, S. 530 ff. von seinem Verdammungsurteil ausgenommen.

Wahrheit sein soll, was der närrische Italiener sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt sein muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton: „Das verlorene Paradies hat unter den Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig großen französischen Dichters (der aber auch gut engländisch versteht) hieher setzen wollen.“ — Und nun folgt das atrabiläre Urteil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltairens Urteil über den Milton? Das ist das Urteil des Sénateur Pococurante Noble Vénitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urteil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* et Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi! — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es ebenso gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend macht.*)

G.

Sechster Teil.

XIX. Den 8. Mai 1760.

Hundertundzweiter Brief.

Der zweite Teil des „Nordischen Aufsehers“ ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freimütigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont

*) Man sehe das „Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ Nr. II von diesem Jahre.

5. Milton, vgl. S. 330, Z. 27 ff. — 10. atrabiläre, wörtlich: schwarzgallige. — 15 f. Pococurante (in den Litteraturbriefen steht: Procuranté) heißt: einer, der sich um wenig kümmert. — 33. Nr. II von diesem Jahre, vielmehr 1759, Nr. XII, zu Anfang der Anzeige der „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend“; vgl. oben S. 193, Z. 17.

heraufgeführet,*) hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des „Nordischen Aufsehers" und besonders des Herrn Hofprediger Cramers mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der königl. dänischen Ritterakademie.**) Nun? werden Sie sagen, das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen, und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen, und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir und zeiget mir ein Ungeheuer

*) Man sehe den zweiundneunzigsten Brief.
**) Soröe 1760, in groß Oktav, fünf Bogen.

10. Johann Bernhard Basedow, 1724—1790, philanthropischer Pädagog. Vgl. oben S. 286, Z. 30. — 35. Der betreffende Artikel über Br. 48—51, der nach Redlichs Vermutung auch von Basedow herrührt, da er Lessings Kritik des „Nordischen Aufsehers" teilweise mit denselben Worten wie die hier besprochene Schrift angr ift ist am Schluß des fünften Bandes der Litteraturbriefe ganz mitgeteilt.

darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverrats schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner,“ stößt Herr Basedow in die Drommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit der Teutschen wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramers. Der Verfasser der nach dem Bossuetschen Muster fortgesetzten Weltgeschichte, der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer, der geistliche Redner, der in unsern Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt, der Übersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, derjenige, dem wir die beste Übersetzung der Davidischen Psalmen in gebundener Schreibart zu danken haben, der Verfasser des ‘Schutzgeistes’, derjenige, der an dem ‘Jünglinge’, den ‘Bremischen Beiträgen’ und darauf erfolgten ‘Vermischten Schriften’ einen ansehnlichen Anteil genommen hat, endlich der Verfasser der meisten Stücke des ‘Nordischen Aufsehers’ sind nur — — ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist!“

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen: er war auch einer von den „Hällischen Bemühern“, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand sein, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter, einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

10. Über Bossuet vgl. oben S. 178, Z. 13. Seine Discours sur l'histoire universelle hielt er vor dem Dauphin, dessen Erzieher er war. — 11. Weltgeschichte, die „Einleitung in die Geschichte der Welt“ bis auf Karl den Großen fortgesetzt und mit Anmerkungen von Cramer erschien in 7 Teilen Leipzig 1752—86. — 28. „Hällischen Bemühern“, Mylius und Cramer begannen 1743 die Herausgabe der „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“.

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte es sich am allerwenigsten, der Verfechter des „Nordischen Aufsehers" zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unparteilichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des „Nordischen Aufsehers". Es würde mir ein Leichtes sein, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als er gemacht hat, oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermutete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sei, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe, eines Buchs, das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bei weitem nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu sein vorgiebt. Denn er soll ihrer in der Vorrede zu dem zweiten Bande ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn andere anderer Meinung sind und er nicht immer den Beifall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstverteidigung," sagt er, „wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Überdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu sein, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bei der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben." — Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affektieren wollen. Hätte er es aber affektieren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Kommentarium darüber schreiben

7 ff. Der „Nordische Aufseher" lobt in Nr. 24 und 29 des ersten Bandes Basedows „Praktische Philosophie für alle Stände", 2 Teile, Kopenhagen und Leipzig 1758. Daß Basedow auch einer der Verfasser des „Aufsehers" sei, ist aber ein Irrtum Lessings. Basedow hat nur den Stoff des 51. Stücks von der Allgemeinheit der moralischen Gesetze geliefert, während die Ausführung auch hier von Cramer ist, wie Redlich bemerkt.

müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmut will mit Fingern gewiesen sein. Sind es gar die Finger eines Freundes, o, so wird sie vollends lächerlich! ꝛc.

G.

Hundertunddritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirrt die bekanntesten Dinge und verfälscht auf die hämischte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versifikateur ist. Ich nehme beide Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie," sagt einer von den ersten,*) den ich eben vor mir liegen habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator,* is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of Sir William Temple where he says: 'That of all the numbers of mankind, that live within the compass of a thousand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as the most renowned in story.'" Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob

*) Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

19 ff. daß kein Land in der Folge vieler Zeitalter über drei oder vier Personen hervorgebracht hat, die diesen Titel verdienen. Der „Reimer" kann leicht gefunden werden; aber der echte Dichter, von lebhafter, plastischer Phantasie, der wahre „Macher" (Poet) oder „Schöpfer" ist ein so ungewöhnliches Wunder, daß man fast versucht ist, die Meinung des Herrn Wilhelm Temple [englischer Staatsmann, 1628—1698, gab unter anderm 3 Bände „Briefe" heraus] zu unterschreiben, wo er sagte: „daß von all den unzähligen Menschen, welche in dem Zeitraum von tausend Jahren leben, für einen Mann, der mit der Fähigkeit, ein großer Dichter zu werden, geboren wird, es Tausende geben mag, die mit der Fähigkeit geboren werden, ebenso große Feldherren oder Staatsminister wie die in der Geschichte berühmtesten zu werden". — 31. Verfasser, Joseph Warton (1722—1800). Der erste Band seines Essay erschien 1756, der zweite erst 1782.

der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre, er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger sein. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landesleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten, den Spenser, den Shakespeare, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versifikateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versifikateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versifikateur sein, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu sein? Diderot, der neueste und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versifikateurs: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je méprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poëte sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue, jetez sur ses épaules la peau du lion de Némée, et vous n'en ferez pas un Hercule." Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne sein können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worin der Poet von dem Versifikateur unterschieden ist, so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chikanieren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *παρ' ἐμοὶ πόκος οὐ κνάπτεται.*

17 ff. „Quelle différence ... Hercule." Lessings Übersetzung von Diderots Theater, 2. Aufl., II, 220. — 35. „Bei mir wird nicht Wolle gekrempelt." Mit diesem Spruch, bemerkt Redlich, wies Platos Schüler Xenokrates nach Diog. Laërt. IV, 2, 6 einen Schüler ab, der von ihm unterrichtet werden wollte, ohne Musik, Geometrie und Astronomie studiert zu haben.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versifikateur genennt, und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versifikateur genennt, und läßt*) diese beiden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit, mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen! Ist denn ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beiworte sich leicht nichts Zweideutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so prahlet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur: „Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beifall zu finden, da er es ihm despotisch absprach und nichts als die Vollkommenheit eines Versifikateurs lassen wollte." — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geeugnet. Aber Genie eines Versifikateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab, nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der vortrefflichste in seiner Art sein könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drei Oden im ersten Teile des 'Nordischen Aufsehers' Anlaß geben, ein solches Urteil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen sehen." — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären, so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

*) Seite 9.

2. Falsarius, Fälscher. — 36. Hier sind sie, „Nordischer Aufseher" I, St. 59, S. 571; St. 15, S. 136 und St. 18, S. 166.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

„Erst wird er niederknien und streiten,
Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen;
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpft! Es krönet der Sohn."

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

„Ich, ewig hab' ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich habe, tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach, wie ist deine Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun."

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

„Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt' auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat, uns hat Jehovah sein Leben
In einer der gnädigsten Stunden gegeben;
Fleug unser Dank, fleug weit umher!
Er, der ihn gab, gedenke seiner!
Wer liebet nicht seine Beherrscher? Doch keiner
Wird billiger geliebt als er."

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden sehr viele viel schönere Strophen wären, so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versifikateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher. G.

---

19. versühnen, vgl. Goethe XII, 2, S. 17, V. 439. Urania 1827, S. 503 (J. Schopenhauer).

XX. Den 15. Mai 1760.

Hundertundvierter Brief.

Ich habe geurteilet: „Viele Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sei überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem 'Nordischen Aufseher', der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine." Soll ich mein Urteil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verleumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beispielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber wer wird mir abschreiben helfen? — Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilft's? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also z. E.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß nach meinem Urteile selbst die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen." rc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Übertretung der edelsten Pflichten ist bei ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viele nachteilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste: daß sowohl der Menschenfreund als der Patriot unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichre und zuverlässige Mittel besorgt zu sein, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern." rc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger sein. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Atem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Eltern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben oder die angeborne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so notwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Überzeugung fähig sind: so ist es dennoch beinahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine ebenso unleugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder einige der Züchtigung mehr und andere derselben weniger bedürfen."

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater schon in meiner frühsten Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen tugendhaft zu sein, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtnis sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich gleich andern starke Reizungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte und durch sein Beispiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen."

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Teuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuern müsse, daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort

33 f. vier verschiedene Stücke, das 10., 33., 58. und 46.

glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Atem soll es empfinden. Lesen Sie, nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich," hebt das dreißigste Stück an, „in unsern Zeiten die Bestreitung und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet, so ist es für diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen Umständen in die Gesellschaften der größern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu sein und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Beifall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen und die Art, wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher verteidigen könne. Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu sein brauche, sobald man sie nicht aus Vorurteil und Gewohnheit annimmt, sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt und die Schwäche, die Nichtigkeit und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt, so hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsre Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunklung sichrer; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen; und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerstehen, welche die großen Grundsätze desselben angreifen und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse oder durch Einfälle, welche voll Witz zu sein scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Überzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu verteidigen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen und das Falsche in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: so wird er wider seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten,

4. das dreißigste Stück, „Nordischer Aufseher" I, 269.

Religion zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat.“ &c.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein bißchen Gedanken weghaben, wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenten Teile seiner Worte ebenso stark und schöner vorzutragen?

G.

Hundertundfünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe sich der Sinn schließet; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtnis sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr! Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im „Nordischen Aufseher“ „sei der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freilich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil, freilich predigen nicht alle seichte Homileten so; sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts „Rhetorik“ das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studieret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich

32. Praxis rhetorica von Joh. Sebastian Mitternacht (1613—1679), Superintendent zu Zeitz und Oberhofprediger.

wider diesen vornehmsten Verfasser des „Nordischen Aufsehers" sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit ohne den geringsten Beweis gesagt haben, sein Stil sei der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des „Nordischen Aufsehers", so sei er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein, das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als „Nordischen Aufseher" geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich z. E. zu dem Herrn Basedow sagte: „Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels ist ebenso wenig Billigkeit als Verstand," habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sei ebenso wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sei die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurteilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grunde von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sei die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des „Nordischen Aufsehers" wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sei, so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bei dem allgemeinen Urteile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den „Bremischen Beiträgen" und den „Vermischten Schriften" zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe, daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben?

Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure, daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht sein; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen, oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in solchen ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger als ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten als unter den Gedanken so gewaltig vernachläßiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie ebenso selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm sind.

Unterdessen muß bei dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige sein, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken und, wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.*) Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichnis um fünf bis sechs Zeilen kürzer sein könnte; aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es," sagt er, „einige große Schriftsteller, die mehr demosthenisch als tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichnis nicht gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichnis nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert." — Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen, nun will ich ihn gern

*) Man sehe unsern fünfzigsten Brief [oben S. 299 f.].

nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichnis bei dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bei dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten als die zweite Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen. G.

XXI. Den 22. Mai 1760.

Hundertundsechster Brief.

Welche verräterische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießet! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der „Nordische Aufseher" beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann sein, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deswegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt räsonnieret werde. Aber nein, mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird". Ich erschrak, als ich diese Worte zum erstenmale las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein „Vielleicht" dabei überhüpft hätte. Aber da war kein „Vielleicht". Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsternis, ganz Rätsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem „Aufseher" gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches machte, war diese, daß er das Wort „ein Mann ohne Religion" in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber lieset. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte, „ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphysik ohne

Fehler geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrenteils aus der Zweideutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche Zweideutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweideutigkeiten hartnäckig verteidiget, der kann allemal ein großer und verehrungswürdiger Mann sein, und dem kann man ohne Lust an gelehrten Scheltworten nicht Sophistereien und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leibniz, Wolff, Mosheim, ja kein großer Mann von seinen Beurteilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben." — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begehet und ich sage, daß er eine begangen hat, so habe ich das Kind bei seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu sein, so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu sein; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu sein. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja, und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminieret und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sei. Er analysieret in dieser Absicht das ganze Blatt, und es ist nötig, daß ich Ihnen das Skelett, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält und zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Katechismus sein kann, den er nunmehr verachtet.

„Zweiter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade schwach und unzuverlässig.

„Zweiter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntnis von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntnis kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntnis Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der „Nordische Aufseher", wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt! Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe, und wie können Gründe bei Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drei

Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts „ein Mann ohne Religion" mit ihm einig werden. „Ein Mann ohne Religion" also heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicherweise die Religion nennet. Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt. Das ist die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können, der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen leugnet. Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drei Bedeutungen sollte das Wort „ein Mann ohne Religion" nicht haben. Allein ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. „Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet." Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott und trachtet, diese Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei jenem die rechten Pflichten sind, ob sie bei diesem hinlänglich sind, das ist hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten sind, dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Ebenso wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man setzt nämlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine

Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten, so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sei. Der Papist dürfte nämlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Papst auf, die Pflicht nämlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrieglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung zu seiner Verteidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also zur vierten Bedeutung! Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist, oder er spottet darüber, ohne diese Überzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis ebenso wenig als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer recht, vollkommen recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft kann kein rechtschaffener Mann sein.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sei, aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verrät Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch sogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann sein. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren an=

schlagen werden, und sei überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird

Bei dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe, und zwar auch nur mit diesem, insofern er spottet, und nicht insofern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sei ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. Mai 1760.

Beschluß des hundertundsechsten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweiten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche Erkenntnis von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntnis kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntnis Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen." — Das ist ein Beweis? Und ein zweiter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut sein wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft, daß es weiter nichts ist als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und inwiefern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht insofern er keine Religion hat, sondern insofern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch

natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt." Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nämlich: „Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sei, es werde eher ein Mann von Religion als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln." Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion sein. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz? „Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade schwach und unzuverlässig." Warum ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen, so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer sein mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern rc. Das gebe ich zu. „Allein," habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bei unsern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebenso viel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren

jedem ich nur den zwanzigsten Teil von jenem Nachdenken geschenkt habe?" Wenn Herr Basedow das nicht versteht, so kann ich ihm freilich nicht helfen, und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen, als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sei, aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nötig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im 'Nordischen Aufseher' kein System vor und hat die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem Manne ohne Religion einen solchen verstehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen" ꝛc. Kann man eine größere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter ebendemselben Worte bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben; ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion, in dem zweiten einen leichtsinnigen Spötter der Religion und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sei ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen, und ich verdiene den Abscheu der Welt und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: der „Nordische Aufseher" müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: Ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion bloß einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen, er werde doch lieber etwas Falsches (das ihm aber wahr scheine) als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freilich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

Hundertundsiebenter Brief.

Herrn Cramern muß es also hier gegangen sein, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu sein schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben, das will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach, doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit sein! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O, sie wird müssen; wir verstehen uns aufs Beweisen. „Denn," sagt Herr Cramer, „ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urteilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffner Mann gegen Gott zu sein." Da steht der Beweis, und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffner sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — denn er hält sie für keine Pflichten," fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? Das ist etwas anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie ich mir helfe." — Geschwind schlägt er also

13. Ein gewaltiger Krug ward | Angelegt; um rollet die Scheib', und was wird es? Ein Töpflein. Hor. A. P. v. 21 sq.

die Volte und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaffner Mann sein?“ — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, itzt zu wenig; wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchbringe?“ — So denkt er und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuten sei, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er, versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, Ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt, so muß es Herrn Cramern hier gegangen sein. Er versprach etwas zu beweisen, wobei wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabei unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion einen Mann ohne Christentum, ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist. G.

Hundertundachter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darin, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, solange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sei. Folglich habe

7. durchbringe, so viel als: durchdränge, nach bekanntem Sprachgebrauch des vorigen Jahrhunderts. v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben ohne Gewähr: durchbringe. — 14. Um des Himmels willen klatschet laut! Schluß von Plautus' Amphitryo. — 17. currente calamo, während sein Schreibrohr lief.

ich Herrn Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind," sagt er, „ist zu der Zeit, da es Christum als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer Versöhner sei, und nur durch das letzte verdienet er den Namen eines Socinianers." — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: War nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? das wüßte ich nicht." — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach, nicht doch; Papa, der mir soviel von ihm gesagt hat, hätte mir das sonst auch wohl gesagt." Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weiß, die Christum für mehr als einen großen und heiligen Mann halten, das also mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch geraten können: das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik, ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmlung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben sein müsse, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran," fahre ich fort, „muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Kindheit in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können." — In dieser Stelle habe ich nach dem Herrn Basedow nicht mehr als zwei Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im „Nordischen

Aufseher" etwas von einem Jahr lang? Werden daselbst die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das „Jahr lang" ist freilich mein Zusatz, aber ich sollte meinen, ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind," sagt Herr Basedow, „ist früher fähig zu fassen, daß der Heiland ein gehorsames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein großer Lehrer, Wunderthäter und Menschenfreund war, als es seine Gottheit und Erlösung fassen kann." Wieviel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntnis des Kindes mehr als menschlich zunehmen, oder der Übergang von dem einen Satze zu dem andern muß sehr gering und leicht sein. Ich Abscheu der Welt! Ich setze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweite Frage: Ja, allerdings läßt es der „Aufseher" den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihm erzählt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sei. „Und darum," läßt er ihn fortfahren, „darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menschen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armut und dem Mangel seiner Eltern zurückgelegt hatte, in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit ausgerüstet" 2c. Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das „darum", womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden. Wenn ich also lese: Darum, weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreißigsten Jahre mit so großer Weisheit aus 2c., so habe ich hoffentlich nicht falsch konstruiert. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreißigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo! G.

XXIII. Den 5. Junius 1760.

Hundertundneunter Brief.

„Warum verschweigt der Kritikus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem Rate (einem Kinde den Erlöser vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) wahrlich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist sein sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugefügt hat?" — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus bloßer Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus bloßem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in diesen uns so notwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar sowohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Atheniensern, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beiden redet er von Christo, aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person haben. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christentums. Er fing damit an, daß er ihnen einen Begriff von der Gottheit beizubringen suchte. Die Schöpfung und Regierung der Welt von Gott und seine Vorsehung, die Schuldigkeit, ihn kennen zu lernen und seinen Gesetzen zu gehorchen, und das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen und deswegen von den Toten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, die er ihnen verkündigte; und er wählte sie offenbar deswegen, weil sie schon einige, obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das erste Mal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reizen. Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht und ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet als verblendet haben. Man sieht diesen großen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und

16. Rede ... vor den Atheniensern, Apostelg. 17. — 17. vor dem Landpfleger Felix, ebd. 24. — dem Könige Agrippa, ebd. 26.

Agrippa eine ähnliche Methode beobachten und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem noch ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden."

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) ist vollkommen gründlich und dem Kritikus zu stark, als daß er ihrer erwähnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das apostolische Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, die den Geheimnissen des Christentums gerade entgegengesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, daß es nicht ketzerisch sei, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schweren und Geheimnisvollen zu schweigen. Zweitens ist das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, gewiß eine ebenso wichtige Ursache dieser Lehrart als die Vorurteile der Juden und Heiden."

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freiheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese, daß Paulus bei besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urteilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern.*) Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sei, die er lehre. Er fängt an zu reden, wirft ihnen ihren Aberglauben vor, dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sei, und eilet, zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: Und zwar hat Gott die Zeit der Un-

*) Apostelg. 17.

7 f. der ... Heiden, Luk. 2, 32.

wissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden, Buße zu thun, diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte, und nun ist er auf einmal mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will, die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Toten, da hatten's etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Es waren teils Epikurer, teils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten, die Stoiker wurden kalt; jene lachen, diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und also ging Paulus von ihnen. Nun frag' ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen, man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsätzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts, aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdboden richten wolle? Herr Cramer macht zu meinem nicht geringern Erstaunen aus diesem Manne einen Menschen, aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis*) den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bei unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich, ob ich sie gleich für weiter gar nichts

*) Apostelg. 2, 22.

29. Erdboden, v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben ohne Not: Erdbodens; vgl. Grimms Wörterbuch s. v.: so lernen die Einwohner des Erdboden Gerechtigkeit. Es. 26, 9. Auch wird daselbst unsere biblische Stelle Apostelg. 17, 31 so citiert: „Darumb daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdboden."

ausgeben will als für eine Übereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweites Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen sein. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündiget. Man überlege die Worte: „Es scheinet, als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündiget." Nichts kann deutlicher sein. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schließen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab, und zweitens, weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen, weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegenteil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt: daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrößerungsglas, was er mit bloßen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr außer Zweifel gesetzt ist als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heumann. Herr Basedow sei so gut und lese dieses würdigen Gottesgelehrten „Erklärung der Apostelgeschichte", wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich anfangs gedenkt der Doktor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmid

32. Christoph August Heumann (1681—1764), Professor in Göttingen. Seine „Erklärung des Neuen Testaments" erschien in 12 Teilen, Göttingen 1750—63. — 36. Sebastian Schmid (1617—1696), Professor in Straßburg, hat eine lateinische Übersetzung der Bibel und Kommentare zu den meisten Büchern derselben verfaßt.

und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beiden aber kann ich darin keinen Beifall geben, wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der stoischen und epikurischen Weisheit gehalten und daher die Lehren der Vernunft von Gott oder der philosophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, will auch die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen und suchet sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genennet, auch seine Lehren nicht aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten bestätigt, wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genennet habe. Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise Paulo fast eben die Klugheit beigelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemißbilliget wird?" — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doktor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christentums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensern gab, und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doktor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sei der Sohn Gottes.*) Die Spötter nennten Jesum einen neuen und fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter und meinten doch nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet" ꝛc. Ebenso ausdrücklich behauptet der Doktor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte: *πίστιν παρέχειν πᾶσιν*, durch: „die Glaubenslehren allen Menschen vortragen und sie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mittel sei." Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine

*) S. dessen Erklärung des Neuen Testaments Seite 246 des sechsten Teiles.

1. Franciscus Fabricius aus Amsterdam (1663—1738), Professor der Theologie zu Leyden.

Lehre gewesen sei, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten, sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sei, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts seine Zuhörer aufmerksam machen und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandtschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis," fährt der Doktor fort, „würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem Schreien ihm in die Rede gefallen wären und dieselbe zu beschließen ihn genötigt hätten" ꝛc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darin nichts weniger als die Absicht, zu unterrichten und seiner Lehre Proselyten zu schaffen, sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sei, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nämlich, „weil er nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten". Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge und wenig mehr, als ohngefähr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu größern Geheimnissen vorzubereiten, sondern bloß um von ihm als Richter bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen, so würde er gerade das Gegenteil derselben auch hier gefunden haben. „Nach etlichen Tagen aber," fährt der Geschichtschreiber fort, „kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fordert Paulum und hört ihn von dem Glauben an Christum. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit und von dem zukünftigen Gerichte, erschrak Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen." Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Ge-

mahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christum, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschraken sie, nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten schuld, daß sie nicht Christen wurden, sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut sein müssen, daß mir nicht etwas Hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden". Das ist zu arg! Hören Sie nur! Agrippa war ein Jude, also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias übereinkam, also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe, sondern den er bloß überführen mußte, daß Jesus der versprochene Messias sei. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeiungen, der Messias werde leiden müssen, werde der erste unter denen sein, die von den Toten auferstehen, diese Prophezeiungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Messias hier so wenig, daß er beides vielmehr bei dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen, alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden; und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: „Daß Christus sollte leiden und der erste sein aus der Auferstehung von den Toten und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden."

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow „vollkommen gründlich" und „mir zu stark" nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloßem Mitleiden nicht erwähnt. G.

XXIV. Den 12. Junius 1760.

Hundertundzehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld! Ich habe wenig mehr zu sagen und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet, so kann er sie nirgends finden als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projektmacher, wenn es auch ein theologischer Projektmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Projekt muß nicht allein für sich selbst praktikabel sein, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beides vermisse ich an dem Projekte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht praktikabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund soll kennen und lieben lernen, müßte, solange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden: es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweitens streitet das Cramersche Projekt mit mehr als Einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: „Glaubest du" 2c., mehr saget als: „Willst du mit der Zeit glauben" 2c.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow folgendes zu überlegen bitten. Als ich in dem „Nordischen Aufseher" eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu sein schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verraten; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch: „Ohne Religion kann keine Redlichkeit sein", damit verglich: war es nicht

24 ff. Cramer hat seine Methode im 2. Band des „Aufsehers", St. 88—92, weitläufiger dargelegt.

sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabei einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christentume begnügen und allem Verdachte der Freidenkerei ausweichen, wenn sie von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wissen“? Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle, so muß ich seine Auslegung für eine Kalumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „Auch der ‘Nordische Aufseher’ hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben“ ꝛc. Ist denn dieses ebenso viel, als wenn ich gesagt hätte: „Auch der ‘Nordische Aufseher’ ist einer von diesen Rechtgläubigen?“ Ich rede ja nur von einer Miene, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Miene aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freidenkerei damit zu maskieren, und er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfnis entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nämliche Bedürfnis? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

G.

Hundertundelfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweiten Mitarbeiters an dem „Nordischen Aufseher“, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigste Stück,“ sagt Herr Basedow, „von einer dreifachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er muß vermutlich das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf andern Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet.“ — Herr Basedow will vermutlich hier spotten. Vermutlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt, was weiter? Hätte ich es bloß

deswegen ohne fernere Untersuchung für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat, so müssen alle seine Stücke schön sein? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock,“ heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben auch anstellt“ ꝛc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nötig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegenteil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige mit samt seinem Reuter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel ohne zu straucheln gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophieren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophieren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art, über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heißen. Das räumet Herr Basedow ein und fragt bloß, „ob man denn über alle Dinge etwas Neues sagen müsse, und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt habe, das Wort ‘denken’ anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde“. Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden und nur wider den Irrtum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestieret, als worin mein zweiter Einwurf bestand. Er sagt nämlich, daß man durch die dritte Art, über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzuraten gewesen, den

17. v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben lassen „mit“ weg.

Ausdruck 'neue Wahrheiten' zu vermeiden oder ihn vielmehr zu erklären." Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich, wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben, so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O, nur allzu deutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuten zu können." Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuskripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verraten habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, ebenso wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde". Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott wird wiederkommen.
Ach, laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach, du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen, dich zu sehn!
Dann setz' auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach' uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit!"

15. Des Juristen Ludwig Friedrich Hudemann (1703—1770) „Gedanken über den Messias in Absicht auf die Religion", Rostock und Wismar 1754. Vgl. IV, 1, S. 23, Z. 9 ff. — 25 ff. Daß das Lied nicht von Klopstock, sondern von Cramer ist, wurde schon oben (S. 301, Anm. zu Z. 26) bemerkt.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seinesgleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urteil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sei, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr sein, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichtum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mitteilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet. Der „Hamburgische Anzeiger" sagt, es sei ihm dieses mein Urteil ebenso vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln urteilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden". Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urteile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind! G.

Hundertundzwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich, und der „Hamburgische Anzeiger" sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den „Aufseher" als ein höchst schlechtes Werk herunterzusetzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller

4. Traum vom Sokrates, „Messias", 7. Gesang. Klopstock (Nat.-Litt.) I, S. 298, V. 399 ff. — 26. Dieser Brief fehlt in Nicolais Ausgabe. — 30 f. den ... herunterzusetzen. Litteraturbriefe V, 199: „Es wird uns nämlich darin gemeldet, daß die vier ersten Bände der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' und diese Briefe über die Litteratur einerlei Verfasser hätten, daß an der Spitze dieser Leute ein Berliner Jude und ein Buchhändler ständen, und daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund sie aufgebracht habe, den 'Aufseher', als ein höchst schlechtes Werk, herunterzusetzen."

Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der „Nordische Aufseher" in seinem siebenunddreißigsten Stücke mitteilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

Hoffentlich werden Sie sich doch bei dem Schlusse des ersten Teils Ihrer Blätter in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch nicht gesehen, so oft ich Sie auch auf unsern Spaziergängen aufgesucht habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß, Sie entziehen sich dem Publico allzu sehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Porträt soll keinem in der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter, tiefsinnig, schief, auch ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist schon fertig. Ich mache auch Inskriptionen in Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen.

Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Witwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Witwer? Ich bin,

Mein Herr,

Ihr unterthänigster Diener
Philipp Kauk.
Kupferstecher."

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein paar Porträts vor der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob diesem Briefe

3 f. Der Brief ist von J. F. Barisien, nachherigem dänischen Konsul in Marokko (C. F. Cramer, Klopstock IV, 493 ff., V, 312). — 5. Ich meine folgenden, „Nordischer Aufseher" I, 328. — 19. wenn, im „Nordischen Aufseher": wie. — 35. Joh. Friedrich Kauke, Zeichner und Kupferstecher in Berlin, ein Schüler von Schleuen, starb 1777. Vgl. Hagedorn ed. Eschenburg IV, 174 f.

das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann wie der „Nordische Aufseher", der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satire abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt, der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie so eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austeilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmale komme? Es ist wahr, ich habe eines von den bewußten Porträts gestochen, aber nicht aus freiem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. Allein man hat mir ein so schlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts Besseres daraus habe machen können. Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde gewesen sind, und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr zu sein, die Ähnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist oder ein saures Gesicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemalt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist und mehr verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sei, wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen Tadels? Warum muß ich noch etwas Schlimmeres als der elendeste Kupferstecher, warum muß ich Ihr Kuppler sein? Muß ich Ihr Kuppler sein, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie: muß ich darum Ihr Kuppler sein?" — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem „Aufseher" so spräche, was könnte der fromme, redliche, großmütige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut, er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer oder Herr Klopstock oder er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen. G.

Siebenter Teil.

XII. Den 18. September 1760.

Hundertundsiebenundzwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Äsopischen Zahnschreier Hermann Axel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnakische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sei. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach ratschlagen, wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen, wie die Gauchlinger &c. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papier gebracht und sie in den Freimütigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln zum ersten, zweiten, dritten und der Himmel gebe letzten Male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen sein müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Äsopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen

4. Redlich bemerkt hierzu: Der angebliche Hermann Axel oder Axels erscheine zuerst in den „Freimütigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen" (von denen 20 Jahrgänge 1744—63 unter Bodmers Mitwirkung in wöchentlichen Blättern erschienen sind), 1745, S. 367 f. Dieser Artikel sei wieder abgedruckt in Bodmers „Kritischen Briefen", Zürich 1746, S. 146 A., und in der dritten vermehrten und verbesserten Auflage der „Neuen Fabeln" des Zürcher Landedelmanns Joh. Ludw. Meier von Knonau, Zürich 1757, welcher hinter der kritischen Vorrede Bodmers eine in den beiden ersten Ausgaben (1744 und 1754) noch nicht mitgeteilte Abhandlung „ein Stück in die Geschichten der deutschen Fabeln" hinzugefügt ist. Außerdem handele Br. 22 und 23 der „Neuen kritischen Briefe", Zürich 1749, von H. Axels. Die „Gauchlingiana" stehen nur in den „Kritischen Briefen" von 1746; es seien „Der übel geratene Damm", S. 155, und „Der Affe und der Ochs", S. 185. Dagegen sei „Der Esel und der Fabeldichter" aus den „Freim. Nachrichten" 1745, S. 276, in den „Kritischen Briefen" S. 161 und in der Vorrede zu M. v. K.s „Neuen Fabeln" wiederholt. — 14. böse Bach, vgl. das Wörterbuch zu Logau s. v. Bach — 19. M. v. K., Meier von Knonau. — 20. der Himmel gebe letzten Male, ähnlich lautet der Titel des ersten „Anti-Göze d. i. Notgedrungener Beiträge — — erster (Gott gebe, letzter!)".

zweiten Patäcus (ὃς ἔφασκε τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν*)) gehalten. Nun fiel Lessingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Herman Axel spricht zwar wenig, aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündflut von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen.° Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat: Lessingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Tiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen.**)

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Lessings Fabeln sein, und in diesen soll die Lessingische Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Herman Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an und höret mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier

*) Plutarch im Leben des Solons.

**) Zürich bei Orell und Kompagnie, in Oktav.

9. Daniel Stoppe aus Hirschberg (1697—1747), gab 1740 zwei Bände „Neuer Fabeln" heraus. Vgl. Hagedorn ed Eschenburg V, 171. Lessing werde, bemerkt Redlich, außer in der unten im Text S. 429, Z. 14 ff. abgedruckten ersten Fabel auch S. 124 und 193 mit Stoppe verglichen. Das Kräuterbündel, das S. X, 274 und 320 unter den leblosen Gegenständen erwähnt wird, deren Anwendung in der Fabel Bodmer so verdammlich erscheint, beziehe sich auf die Fabel von dem Papst und dem Kräuterbündel, mit welcher sein „Aufrichtiger Unterricht" (S. 22—24) schließt. Über Stoppe vgl. noch IV, S. 20, Z. 18. S. 120, Z. 10. Über das Kräuterbündel das oben angeführte Werk Bodmers S. 262. 264. — 28 f. die ... aufwärmt, S. 128: „Der sich nicht mit seinen Kräften berät" = Krit. Br. S. 151: „Die Dohle und die Amsel"; S. 172: „Der elende Übersetzer" = Krit. Br. S. 152: „Der Fuchs und der Dachs"; S. 48: „Der feigherzige Prahler" = Krit. Br. S. 150: „Die Maus und die gezeichnete Katze". — 30. Kap. 6 am Ende: der behauptete, die Seele des Äsopus zu haben. — 31. 1760. Auf dem Titelbilde steht: Stope Magus. Vgl. auch die Vorrede S. X. Ferner S. 5. 124 ff. 193. 213 f.

zum vierten Male drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären, wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

„Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine und rief die Muse an, die den Äsopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bockssprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und sagte: Die Muse hört dich nicht, sie ist itzo beschäftigt, einem Poeten beizustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt: ich will statt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns ersparen; dafür wollen wir im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände [verändern, bald einen Umstand] herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret

6 f. Witzig ... sagen, vgl. ebd. Vorrede S. VI. — 9. Vgl. I, 219. — 10 f. Ich ... Steine, nach Walthers von der Vogelweide berühmtem Liede: „Ich saß auf einem Steine". Vgl. ebd. S. 17. — 20 f. Der die Gemüter erregt und die Herzen beweget, der Geist, der von den Berggemsen [Capriccio von caprea] seinen Namen erhalten hat. Vgl. Wieland, „Neuer Amadis", Leipzig 1771, II, 52 f., der sich auf Bodmer beruft. — 27 ff. Parodie einer Stelle aus Lessings Abhandlungen über die Fabel (Bd. VIII), gegen den Schluß (wo Lessing gegen eine Stelle von Bodmers „Kritischer Vorrede zu Meiers von Knonau neuen Fabeln" streitet): „Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt."

niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung sein. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sei? Zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genung an unserer Absicht. Nur lasset uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem 'Es war einmal'. — Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Tiere. Du hast genung an den allgemein bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du willst. Der müßte ein Dummkopf sein, der deine Fabeln lesen wollte, die Naturgeschichte darinnen zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppische sein? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, sondern Lessingische; in diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenket worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern und unter die scientifische Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen! Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen! Fort mit dem Plunder! versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmut? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trucken; mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose. — Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel; du wirst weder der erste noch der letzte sein, der das thut. — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm und verfertigte auf einem Steine folgende Fabeln."

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnake ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der

11 f. Der ... studieren. Ebenda vorher hatte Lessing ausgerufen: „Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte!"

arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehen. Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hifthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte"; der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt.

„Klein wie Teilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
— wie sie — auf ein Orangenblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schoß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten."

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermütiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich

2 f. P. Tommaso Ceva, ein Mailänder Jesuit (1648—1737), veröffentlichte 1699 sein Gedicht Puer Jesus in neun Gesängen; die lateinischen Verse über den Capriccio sind dem zweiten entnommen. Bodmers Urteil über Ceva steht im 42. und 43. der „Neuen kritischen Briefe". — 8. Musis gratissimus hospes, der den Musen liebste Gast. — 28 f. Laetitia ... comes, die Freude kam auf die Erde herab aus dem gestirnten Äther, als deren Begleiter u. s. w.

in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: Was machst du? und zu dem Capriccio: Du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem „Noah" nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen, und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser als die Sündflut. Da dachten die Schweizer: Willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Teil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans. Ist Capriccio bei ihm? Nein. Die Muse nur ist bei ihm, und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l' Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno,
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

„Es donnert! Trink und sieh auf mich!
— —
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?"

6. Bodmers „Noah", ein Heldengedicht in 12 Gesängen, Zürich 1752. — 16 ff. pictoribus . . . alios, er, der bisweilen den Malern bei der Arbeit beisteht und nicht träger die Sänger vor andern drängt u. s. w. — 22. Über Francisco di Lemene aus Lodi (1634—1704) hat der Pater Ceva Memorie d' alcune virtù del Conte di Lemene, Mil. 1706, herausgegeben, die Bodmer im 40. und 41. der „Neuen kritischen Briefe" excerpiert. Dort wird S. 318 der Vers Lemenes lobend citiert, während Lessings Einfall: „Es donnert!" ꝛc. (Kleinigkeiten S. 48) in der Vorrede zu den unäsopischen Fabeln (S. VI) verspottet wird. — 24 ff. Ich möchte in der Hölle sein, aber mit Tantalus im Strome, aber daß der Strom Falerner [Wein] wäre, aber nie von meiner Lippe flöhe. — 30 f. I, S. 21, Nr. 3.

allem Ansehen nach zwar auch vom Capriccio, allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns," muß Capriccio sagen, „im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen." Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammengestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an; allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Älian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kamele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntnis von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit, sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein sein, als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verraten, wenn er seinen Vorteil verstehet; denn sehr oft ist die Bereitschaft, diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders, und es würden tausend andere, wenn sie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nämlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

„Die Furien.

'Meine Furien,' sagte Pluto zu dem Boten der Götter, 'werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur,

8 f. er führet ... an, Älians Schrift De natura animalium ist von Lessing bei der 3., 5., 16., 18., 20., 25., 26. Fabel des ersten Buchs und bei der 5., 11., 16.—22. Fabel des dritten Buchs citiert, Suidas und Antonius Liberalis je einmal bei der 28. und 29. Fabel des zweiten Buchs. — 16 f. Acerra philologica, d. i. 200 auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Diskurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Skribenten zusammengebracht, Rostock 1633. Vgl. oben S. 14, Z. 26. — 17. das Pferd ... scheuet? I, 221. — 32. I, 242.

und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibespersonen dazu aus.' Merkur ging. — Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: 'Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer und sieh, wo du sie auftreibest!' Iris ging. — In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: 'Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!' — 'Göttin,' sagte Iris, 'ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät.' — 'Zu spät?' sagte Juno. 'Wieso?' — 'Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt.' — 'Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?' — 'Zu Furien.'"

Diese Fabel ist die einzige, bei welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπάρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien gewesen sei. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen, und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπάρθενος auszustöbern und es in diesem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. September 1760.

Beschluß des hundertundsiebenundzwanzigsten Briefes.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu sein schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer

33. Währmännern, zu dem Ausdruck vgl. IV S. 77, Z. 19. S. 91, Z. 6.

Weile citiert und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun, am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Älian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer als jene staubichte Kompilatores; allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publikum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt: verborgene Schätze graben, und jenes: mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat, und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage: zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen, das Tier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: *ὅτι μέν, ὡς Φιλόξενος ὁ ποιητὴς ἔλεγεν, τῶν κρεῶν, τὰ μὴ κρέα, ἥδιστά ἐστι, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες, ἐκείνοις ἀποφαίνεσθαι παρῶμεν, οἷς ὁ Κάτων ἔφη, τῆς καρδίας τὴν ὑπερῴαν ἐναισθητοτέραν ὑπάρχειν. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ λεγομένων, οἱ σφόδρα νέοι τοῖς μὴ δοκοῦσι φιλοσόφως, μηδὲ ἀπὸ σπουδῆς λέγεσθαι, χαίρουσι μᾶλλον, καὶ παρέχουσιν ὑπηκόους ἑαυτοὺς καὶ χειροήθεις, δῆλόν ἐστιν ἡμῖν.* „Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht Fische sind, das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute die-

8. Rousseau wird von Bodmer bei I, 4. 12. 36. 37. 38, II, 8. 9. 10. 11, III, 6. 14. 31. 32. 36 angeführt, Brown bei II, 12. 37, III, 40, Pope bei III, 7. 41. John Browns Estimate of the Manners and Principles of the Times wurde 1759 siebenmal aufgelegt. Vgl. Litteraturbriefe VIII, 374 f.: „Browns 'Estimate' kennen Sie doch, wenigstens aus dem erstaunlichen Aufsehen, das es in England gemacht, und aus der Menge von Auszügen, Widerlegungen und Verteidigungen, mit deren Beurteilung sich alle englische Blätter von 1757 und 1758 beschäftigen.“ — 14 f. mit fremden Federn stolzieren, vgl. „Unäsopische Fabeln“ S. 243.

jenigen philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

„Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna, der Poet, bat Cleandern, den leckerhaften Esser, auf ein wirtschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: ‘Das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist.’ Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: ‘Der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist.’ Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese rätselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: ‘Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd sein, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch, noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen und deine Katze im Elysium schuldig wären.’“

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er als ein Schweizer wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre und den leckerhaften Esser zum Dritten hätte sagen lassen: „Der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist“: so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan, und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu sein, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L., sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E.: Als ihn der Verfasser der Neuen kritischen Briefe sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben

5. „Unäsopische Fabeln“ S. 125 f. — 19 f. Phaeton ... Elysium, F. W. Zachariä, „Scherzhafte epische Poesieen“, Braunschweig und Hildesheim 1754, desselben „Murner in der Hölle“, ein scherzhaftes Heldengedicht, Rostock 1757.

zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen, der sich rühmte, er kenne das Gedicht ‘Der Messias’ sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasset, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.“

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen und erzählte folgendes:

„Der Palast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Palaste des Prinzen Eugens, der in dem preußischen Überfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemüht, sein Ebenmaß, seine Abteilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, endlich fing er an: ‘Dieser Palast ist mir so gut bekannt als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist.’ Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche und beteuerte, daß er's von dem Marmor heruntergeschlagen hätte, von welchem der Palast erbauet worden.“

Was ist das anders als das Märchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικὸς οἰκίαν πωλῶν, λίθον ἀπ' αὐτῆς εἰς δεῖγμα περιέφερε.*

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodieret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: Was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

„Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„‘Hast du die drei strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu suchen, damit ich der Venus

5. Klopstock (Nat.-Litt.) I S. 88, V. 401. — 8 ff. „Neue kritische Briefe“ S. 194. — 20 f. *Σχολαστικὸς . . . περιέφερε*, der Platoniker Hierokles in Alexandria schrieb um die Mitte des 5. Jahrh. u. a. 28 *ἀστεῖα* [Witzreden], unter welchen dieses als Nr. 9 steht. [Ein Schulmeister, der ein Haus verkaufte, trug einen Stein davon als Probe herum.] Das Geschichtchen ist von Hebel im „Schatzkästlein“ nacherzählt worden (Nat.-Litt.) II S. 127, Nr. 72. — 32 ff. „Unäsopische Fabeln“ S. 23.

Hohn sprechen könnte?' Also fragete Juno die Botschafterin des Himmels. 'Ich fand sie,' antwortete Iris, 'aber sie waren schon vergeben; Merkurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will.' 'Für Furien, diese Tugendhaften?' sprach Juno. 'O,' versetzte Iris, 'vollkommen strenge; alle dreie hatten den geringsten Funken Liebe in ihren Herzen erstickt, alle dreie haben niemals einer Mannsperson gelächelt.' Die Göttin machete große Augen und versetzte: 'Du hast mir diesmal einen schlechten Begriff von deinem Verstande gemachet, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange.'"

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? Und das Kompliment, das Gellert hier beкömmt? Er, den die Schweizer ehedem wie Lessingen mit Stoppen in eine Klasse setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodieret zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht: „Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre, ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon con-

9. Moral ist, so steht in den Litteraturbriefen, bei Bodmer S. 23: „Morale klingt", was die Hempelsche Ausgabe in den Lessingschen Text setzt. — 15 f. „Freimütige Nachrichten" 1745, S. 356, in der Recension von Gellerts Doktordissertation De poësi apologorum eorumque scriptoribus, und S. 368 in der Axelschen Fabel von der Bärin gegen den Magister (d. i. Gellert), der den Witz in Stoppes Fabeln gelobt hatte. Diese Fabel selbst steht in den „Kritischen Briefen" S. 153. Was Gellerts eigene Fabeln betrifft, so spottet Bodmer, „Fr. N." 1745, S. 276, nur über die in den „Schwabeschen Belustigungen" veröffentlichten, die Gellert selbst verworfen hat; die erste Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen wird „Fr. N." 1746, S. 276 schon gelobt. — 20. Des Abbé Claude Sallier (1685—1751), Professors des Hebräischen und Bibliothekars an der kgl. Bibliothek in Paris, Aufsatz Sur l'origine de la parodie steht in den Mémoires de Littérature de l'Académie Royale des Inscriptions et belles Lettres.

sacré par les éloges du public.“ Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unser berühmter Bodmer sei, wie eitel kann er darauf sein, diesen kritischen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben,

— — antiquo se includere ludo.

G.

Vierzehnter Teil.

VI. Den 13. Mai 1762.

Zweihundertunddreiunddreißigster Brief.

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter ohne Vorwissen des Verfassers*) herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurteilt wird? — — — Man kann also, wie mich deucht, nicht in Abrede sein, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sei, und daß Herr L. sich mit Recht über ihn beschwere.

„Nein!“ sagt unser Freund Herr G. „Man kann die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Eigentumsrecht über die Werke des Geistes so weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es einem jeden frei, dieselben nach seiner Einsicht zum Gebrauch des Publikums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen nicht vernichtet wird und er selbst noch immer die Freiheit hat, die ihm angebotenen Veränderungen nach Belieben anzunehmen oder zu verwerfen. Mit

*) Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern. Greifswalde und Leipzig 1761.

4. Vejanius war ein berühmter Gladiator, der nach vielen Siegen seine Waffen im Herkulestempel zu Fundi aufhängte und sich auf ein Gütchen zurückzog. — 5. 7. Den man schon genug gesehn und fernern Diensts entlassen, — — sich in die alte Fechterschule einzuschließen. Hor. Epist. I, 1, 2 sq. — 14. Der Ungenannte war Ramler — 19. Herr G., Lessing, wie Lachmann zuerst vermutete. Er schreibt an Ramler den 30. Mai 1762: „Quod reliquum — — Lichtwehr ist ein Narr.“ Vgl. die Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 65 f.

dem Eigentum der Güter dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und niemand als der Besitzer hat das Recht, diejenige Form zu wählen, die er für die bequemste hält. Hingegen bleibet die erste Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem andern veranstaltete verbesserte Auflage ist bloß als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Gesetzt, der Vorschlag werde angenommen, so kömmt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine meisten Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige Pinselzüge für eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag gemißbilliget, so kann ihn der noch lebende Verfasser öffentlich verwerfen, und das Publikum hat das Vergnügen, den Ausspruch zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit stattfindet, so müßte es vielmehr gegen einen toten Verfasser sein, der nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagenen Verbesserungen zu erklären. Hat man es aber einem Ramler und einem Lessing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, daß sie einen Logau nach ihrer Weise verbessert herausgegeben, warum will man es denn dem Ungenannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurteilung vorlegt und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen oder ausschlagen will?" — So weit Herr G.!

Dreiundzwanzigster Teil.

V. Den 27. Junii 1765.

Dreihundertundzweiunddreißigster Brief.

Der Verfasser der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" *) ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns ge-

*) Braunschweig im Verlage des Waisenhauses. Erster Band 1763, zweiter Band 1764, in 8°.

24. So weit Herr G.! Mendelssohn schreibt an Lessing im Juni 1761: „Es hat jemand die Lichtwehrschen Fabeln verbessert herausgegeben. Man vermutet, daß sich Herr Ramler diese Freiheit genommen, und ist sehr begierig zu sehen, wie Lichtwehr diese Freiheit aufnehmen wird. So stille als Logau und Kleist wird doch der noch atmende Lichtwehr gewiß nicht herhalten."

fehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Übersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urteile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu sein schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüte, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Übersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaßen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darin entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vorteile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichtum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich

18. Adonis, Vgl. IX, 1, S. 225, Z. 36. — Christian Heinrich Postel (1658—1705), Barthold Feind (1678—1721), beide an der Hamburger Oper beschäftigt. Vgl. Lessings Kollektaneen s. v. Oper.

die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge, aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten als die niederländische Schule zu der römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopöen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indes unsern Verfasser nicht geblendet; er sieht ihre Schwächen und Fehler wie ihre Schönheiten. „Man muß bekennen," sagt er, „daß sie bei weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginieren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben."

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheint dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu sein und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken," sagt er, „daß, je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er ist im Notfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftiget und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poesieen von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals

8. Bambocciaden heißen bei den Malern solche Bilder, die Scenen des gemeinen Lebens in grotesker Weise darstellen. Sie haben ihren Namen von dem niederländischen Maler Peter van Laer, den die Italiener seiner seltsamen Mißgestalt wegen Bamboccio, den Krüppel, nannten.

ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge."

Der Verfasser bedienet sich bei den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vorteil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachstum der italienischen Dichtkunst zeiget und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Juli 1765.

Beschluß des dreihundertundzweiunddreißigsten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmütigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die ebenso scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzu deutlich merkt. „Man irrt sehr," sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakespeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja, sogar ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter

macht als ein armer Bäckerjunge Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Überhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen, und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwigs des Vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermutlich seine Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genötiget hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachteil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde zu schreiben so sehr ausgebreitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterscheiden oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermutlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Ausschweifung unseres Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Macchiavel. „Macchiavel," sagt er, „ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem 'Fürsten' zu wenig kennen und zu unrichtig beurteilen, brachte nach der 'Calandra' des Kardinals Bibiena ein paar Komödien auf den Schauplatz, in denen das Salz des Molière mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereiniget ist. Dieser Macchiavel ist es außerdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein Stil ist rein, kurz, gedrängt und voll Sachen und

32 f. Bibiena, vgl. V, 312 ff. — das Salz, Litteraturbriefe: der Satz. Vielleicht zu lesen: der Witz?

beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung mit dem Tiefsinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen Werken macht ihm so viel Ehre als die Diskurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu als die seinigen bewundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studieret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Übersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versifikation, die notwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektiert ist, kompensieret hat, so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten, ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurteil für ihn erwerben kann. Vor kurzem, wie ich höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werkes darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilektion für die Italiener habe? Sie irren sich, er muß mit der englischen Litteratur ebenso bekannt sein als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Übersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Übersetzer vereinigen. Es war ein Rätsel für mich, in welchem von unsern Übersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte

*) Leipzig in der Dykischen Handlung. Erster und zweiter Teil. 1763, in 8°.

22. Johann Nikolaus Meinhard, eigentlich Gemeinhard (1727—1767), war als Hofmeister eines jungen Baron von Budberg zum erstenmale in Italien gewesen und war 1763—1765 wieder auf Reisen mit einem Grafen Moltke. — 24. erwerben, so in den Litteraturbriefen. v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben ändern — ohne Not, wie mir scheint — in: erwecken. — 35. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften VIII, 356.

dieses Rätsel lösen. Sie freuen sich, aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt, andere sollten es sein.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte*) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft sein sollen, in die Herr Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet sehr artig sind, das Beiwort „Petrarchischer" ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden sein werde. Er kann unmöglich, denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons als der feierlich seufzende des Petrarca. Der Platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des „Busens Lilien", und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so „verwebt" er sie damit, anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstehenden Verschiedenheit neben einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht. G.

*) Berlin 1764, in 8°.

5. Die Petrarchischen Gedichte, 2 Bogen o. N., sind von Gleim. Lessing hat besonders das Gedicht an Doris' Blumenbeet, S. 13, und das große letzte an Doris im Auge, S. 24—32. — 19. abstehenden, v. Maltzahns, Hempels und Gosches Ausgaben schreiben: abstechenden.

Inhalt.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.